

Die Kunstdenkmäler der Stadt Hainburg.

Von Richard Kurt Donin.

Vorwort.

Der vorliegende Beitrag zu einer Kunstgeschichte Hainburgs reicht in seinen Anfängen auf 18 Jahre zurück. Damals, im Jahre 1912, waren die romanischen Kunstdenkmäler Hainburgs die Aufgabe einer Arbeit, von der auch Einiges den Weg in die Öffentlichkeit fand. Nach dem Kriege war mir zugedacht, den kunstgeschichtlichen Teil einer Geschichte Hainburgs zu schreiben. Der Plan zerbrach sich vor Fertigstellung des Buches. Immer wieder aber verlockte mich die Kunst dieser Stadt, die Arbeit trotz häufiger Unterbrechungen fortzusetzen. In der Zwischenzeit war nun auch die kunstgeschichtliche Erforschung der Heimat nicht stille gestanden und drängte zu öfterer Umarbeitung. Dies alles, besonders aber die wiederholten Unterbrechungen, mögen als Entschuldigung dienen, wenn sich trotz sorgfältiger Schlußredaktion doch allenthalben Unebenheiten finden sollten.

Der Mangel geeigneter Vorarbeiten zwang mich, die wichtigeren Denkmäler sehr eingehend zu behandeln und dabei häufig Neuland heimischer Kunstforschung unsicheren Schrittes zu betreten.

Eine unbedingt vollständige Aufzählung aller Kunstdenkmäler der Stadt war schwer zu erreichen. Die bedeutenderen, welche für die heimische Kunstgeschichte besonderen Wert haben, werden wohl alle berücksichtigt sein, die weniger wichtigen wurden nach Tunlichkeit wenigstens kurz gestreift.

Auch die nicht mehr erhaltenen größeren und noch ausreichend feststellbaren Denkmäler wurden in die Abhandlung einbezogen; denn ich halte es für einen Mangel kunsttopographischer Forschung, wenn sie sich lediglich auf solche Denkmäler stützt, die durch irgendeinen glücklichen Zufall auf uns kamen, und wichtigere, soweit man sie noch rekonstruieren kann, unberücksichtigt läßt. Waren doch die letzteren oft Wegbereiter eines neuen Stiles und übten Einfluß auch auf spätere Kunstepochen.

Es ist mir schließlich angenehme Pflicht allen zu danken, die sich mir in Hainburg hilfreich zur Seite stellten, so den Herren Dechant Ignaz Braith, Hauptschuldirektor i. R. Johann Wenzel, Hauptschuldirektor Landesberufsvormund Rudolf Pexider und insbesondere Hauptschullehrer Franz Kronberger, der in langjähriger

Arbeit alles für die Kunst Hainburgs Belangvolle verzeichnet und dadurch wertvolle Vorarbeit geleistet hatte.

Auch den Herren Präsidenten Dr. Anton R. v. Pantz, Dr. Franz Kieslinger und Architekten Heinz Fritz Gerl, Staatsarchivdirektor Dr. Josef Kraft und Landesarchivar Dr. Karl Lechner in Wien sei an dieser Stelle für viele Förderung herzlicher Dank gesagt.

Einleitung.

Die Geschichte der Stadt Hainburg hat Josef Maurer im Jahre 1894 geschrieben. Er stützte sich dabei auf Arbeiten von Perger und Walterskirchen, welche in den Berichten des Altertums-Vereines im Jahre 1872 und den Blättern des Vereines für Landeskunde in den Jahren 1886 bis 1888 veröffentlicht waren¹ und trug außerdem in emsiger Forscherarbeit verstreutes Quellenmaterial zusammen,² wobei er besonders das Pfarrgedenkbuch und die leider erst seit 1683 erhaltenen Ratsprotokolle benützte. In den letzten Jahren hat Heinrich Güttenberger³ die Stadt Hainburg in Verbindung mit anderen niederösterreichischen Donaustädten als geographische Erscheinung der modernen Forschung erschlossen.

Die Kunstgeschichte der Stadt Hainburg blieb dagegen ein Stiefkind der Forschung. Nur die mittelalterlichen Denkmäler erfreuten sich im verflorbenen Jahrhunderte des lebhaften Interesses der „Altertumsfreunde“, die trotz mancher Irrtümer wenigstens genaue Beschreibungen der Hainburger Kunst des 12. und 13. Jahrhunderts lieferten.⁴

Vor allem war es aber die Stadtbefestigung, die auch in letzter Zeit Anton Dachler in den Rahmen seiner Arbeiten über nieder-

¹ Anton Ritter v. Perger, Aufzeichnungen über die Stadt Hainburg, M. A. V. XII—1872—115, O. W. (Otto Freiherr von Walterskirchen), Zur Geschichte von Hainburg und Rottenstein. Bl. f. Lk. XX—1886—412, XXI—1887—198, XXII—1888—106 u. 389. Ergänzt von H. Kretschmayr, Jahrb. f. Lk., I—1902—313; Archival. Beitr. z. Gesch. n.-ö. Städte, III. Hainburg.

² Josef Maurer, Geschichte der landesf. Stadt Hainburg, Wien 1894; von demselben auch der Artikel „Hainburg“ in der Topographie von N.-Ö., IV—S. 48 ff. 1896. Vgl. hiezu die dankbare Zusammenstellung der Bibliographie der Stadt Hainburg (1852—1922) von Franz Kronberger. Ein kurzer Abriss der Geschichte Hainburgs mit Aufzählung wichtiger Urkunden von Johann Wenzel, Carnuntum—Hainburg, 1912; von demselben auch: Sagen von der Hainburger Pforte, Hainburg 1925. Richard Ungermann-Strom, Hainburgs Vergangenheit und Zukunft.

³ Heinrich Güttenberger: Die Donaustädte in N.-Ö. als geographische Erscheinungen, Wien 1924.

⁴ Sacken, M. Z. I—83, 104, M. A. V. IX—60 und archäolog. Wegweiser, V. u. W. W. Wien 1866 S. 31; M. A. V. XII (1872) 133 u. Fronner M. Z. XV—1870—LXXX; Lind, M. Z. n. F. II (1876) LXXXIV; Boheim, Mon. A. V. XII (1895)—248; Perger M. A. V. XII—115; Scheiger, Hormayr's Archiv 1824—174; Sacken in Sitzungsber. der phil. hist. Cl. der k. Akademie IX—780.

österreichische Stadtbefestigungen einbezog,¹ und die Burg, welche zuletzt Georg Binder und Otto Lautinger behandelten.² Die städtebauliche Entwicklung Hainburgs hat Adalbert Klaar in Abhandlungen über die niederösterreichischen Stadtanlagen beleuchtet.³ Einzelne mittelalterliche Kunstdenkmäler Hainburgs hat der Verfasser dieser Arbeit gewürdigt.⁴

Fast vollständig unberücksichtigt aber blieb die Hainburger Kunst der Neuzeit, wenn man von der kurzen Aufzählung und Beschreibung einzelner Denkmäler der Renaissance und des Barocks absieht, welche Friedrich Widter⁵ in seinen „Kunstwanderungen“ und der Verfasser in der zweiten Auflage des Führers durch Hainburg⁶ gegeben haben. Auch die bisher erschienenen Bände der österreichischen Kunsttopographie behandelten den politischen Bezirk Bruck a. d. L., in welchem Hainburg liegt, noch nicht.

Die vorliegende Arbeit will vorerst diesem Mangel einigermaßen abhelfen und den Versuch unternehmen, die Kunstdenkmäler Hainburgs in die Kunstentwicklung unserer Heimat einzureihen und das spezifisch Niederösterreichische herauszuarbeiten. Wenn sich hiebei auch eine Art Geschichte der Kunst Hainburgs ergibt, so mußte als letztes Ziel, allerdings unter unzulänglichen Voraussetzungen, doch wenigstens angestrebt werden, den Entwicklungsgang des Kunstwollens (Riegl) an den vorzüglichsten Denkmälern der Stadt aufzuzeigen. Denn mehr noch als auf das Wahrnehmen bloß äußerlicher Stilmerkmale kommt es wohl auf die Erkenntnis der schöpferisch lebendigen Kräfte an, die in den einzelnen Stilepochen ihren stets wechselnden Ausdruck in dem finden, was wir Stil nennen.

Bauliche Anlage der Stadt.

Blickt man auf Hainburg von der Donau aus, so springt die Ähnlichkeit mit einer anderen n.-ö. Donaustadt in die Augen, mit Dürnstein. In beiden Städten liegt die Hauptfront an der Donau und ist die Basis eines Mauerdreieckes, dessen Spitze in der Schloßruine gipfelt. Hainburg befindet sich dabei in der günstigeren Lage, der Schloßberg steht weiter abseits von dem Flusse und die Stadt konnte daher auf einer breiteren Plattform in mehr längsförmiger

¹ Anton Dachler, Befestigungen m. a. Städte in N.-Ö., M. A. V. XLIX—1916—23.

² Georg Binder, Die n.-ö. Burgen und Schlösser, Wien 1925, I—46. Otto Lautinger, Zehn Burgen, Wien 1927, S. 61 ff.

³ Adalbert Klaar, Die n.-ö. Dorf- und Stadtanlagen . . . in „Städtebau“, Wasmuth, Berlin, XXIV—1929—341; Die Siedlungsformen N.-Ö. in Jb. f. Lk. 1930—37.

⁴ Donin, Romanische Portale in N.-Ö., Jb. d. ZK. 1915, S. 34, 59, 103 und Trutzfiguren am Wienertore zu H., Mon. f. Lk., 1919, S. 2—5 u. 10—15.

⁵ Friedrich Widter, Kunstwanderungen durch die Heimat, Wien 1920, IV—34. Vgl. Othmar Leixner, Das Donautal von Passau bis Preßburg, Wien, 2. Aufl. 1924 und V. O. Ludwig, Die Nibelungenstraße, Wien 1931.

⁶ Hainburg an der Donau von Eder-Langer-Pollak 1926. S. 42. Donin, Zur Kunstgeschichte Hainburgs.

Anlage sich entwickeln. Dies zeigt anschaulich die Gesamtansicht von Hainburg in der Vischer'schen Topographie von 1672 (Abb. 3) im Zusammenhange mit dem Stadtplan Hainburgs in der Franziszeischen Mappe (Abb. 2)¹ und der ältesten Ansicht Hainburgs aus dem Titelblatt des Almanach von 1575 des Dr. Bartholomäus Reissacher (Abb. 73),² die auch mit dem Stadtwappen geschmückt ist.

Wie bei den meisten Siedlungen, die an Flüssen liegen, in Niederösterreich z. B. bei Krems und Stein, lag die erste Siedlung auf dem Berge.³ Es war die Burg, unter deren Schutze sich die angegliederte Stadt entwickelte, wobei aber auch die Burg insoferne an Verteidigungsfähigkeit gewann, als der gegen die Donau zu nur sanft abfallende Burgberg unbedingt einer weiteren Umwallung bedurfte. Die Stadt lagerte sich daher nicht um den Berg herum, sondern breitete sich in langgestreckter Dreiecksform gegen die Donau zu aus. Die Stadtmauern ziehen sich links und rechts von der Burg, die leicht ersteigbaren Stellen des Berges umschließend, von Türmen und Toren verstärkt zur Donau und der Donau entlang, am Flusse noch ein ziemlich weites Gelände freilassend, in dem ein Weg lief. Wir gewinnen dabei ein typisches Bild für die bauliche Entwicklung von mittelalterlichen, an Flüssen gelegenen Städten.

Der älteste Teil der Stadt und lange Zeit hindurch auch ihr Verkehrsmittelpunkt lag bei der alten Pfarrkirche St. Martin, also ungefähr dort, wo heute die Volksschule steht. Um sie lag der Friedhof, von welchem heute noch der Karner Zeugnis gibt, und der alte Pfarrhof. In der Nähe befand sich auch Hainburgs ältestes Kloster, das wie häufig am Rande alter Stadtsiedlungen erbaute Minoritenkloster (heute das Haus Poststraße 20) und wohl der älteste Markt. Auch Klaar⁴ sieht hier die früheste Siedlung zwischen Burg und Donau im Zuge der Freiungsstraße, welche Burg und Donau verbindet, und weist auf das eigentümliche Straßendreieck daselbst hin, dessen Basis die alte Poststraße als „Randstraße des angerförmigen Dorfplatzes“ auch die Hauptverkehrsstraße dieser ältesten Stadtanlage war.

Die alte Poststraße, von der ab sich das Terrain um eine Stufe senkt, bildete damals den donauseitigen Abschluß. Die Stadt entwickelte sich wohl bald über diesen Kern hinaus. Vielleicht schon

¹ Franziszeische Mappe und Parzellenprotokoll, N.-Ö., V. U. W. W. No. 111, Gem. Hainburg; 1920 (n.-ö. Landesarchiv).

² Wiener Druck in der Universitätsbibliothek in Wien. Schmidel in Mon. A. V. VII—1905—141; A. Mayer, Wiens Buchdruckergesch. I, 110, Nr. 626. Der Holzschnitt wurde wieder verwendet in P. Fabricius' Schreibkalender, 1580; Nagl-Zeidler, D. ö. Literaturgesch. I—560; Güttenberger S. 211.

³ Othmar Leixner: Der Stadtgrundriß und seine Entwicklung 1924, S. 16 u. 39.

⁴ Adalbert Klaar, Die n.-ö. Dorf- und Stadtanlagen aus dem XI. u. XII. Jhd. in „Städtebau“, Berlin, Wasmuth 1929, XXIV. Jhg., S. 341 ff; Die Siedlungsformen N.-Ö. in Jb. f. Lk. 1930—57, 69.

Leopold VI. erweiterte Hainburg zur Burgstadt bis ungefähr zum Zuge Hauergasse-Oppitzgasse, obwohl die mit dem Lösegeld für Richard Löwenherz erbauten Mauern, vom Burgberge an beginnend, im unteren Teile unter Leopold kaum fertig geworden sein dürften. Unter ihm wahrscheinlich entstand daher der sichtlich jüngere, parallele Abschnitt zwischen der Ungar-Wienerstraße und Hauer-Oppitzgasse, der nach Klaar in Analogie mit Laa und Korneuburg einen großen rechteckigen Marktplatz vorsah, der sich bis zur Hauer- und Zehetnergasse ausdehnte und auf den die von der Donau führende Blutgasse senkrecht stand. Dieser große Hauptplatz, der ja auch den heutigen Klosterplatz (Abb. 7) in sich schloß, wurde wahrscheinlich in gotischer Zeit durch zwei unregelmäßige Baublöcke auf die heutige Form verengt.¹ Erst nach 1200 scheint dieser Marktplatz zu Bedeutung gelangt zu sein, denn erst 1236 wird nach einer Urkunde im Stifte Heiligenkreuz² die St. Jakobskirche „am Markte“ genannt, welche erst nach drei Jahrhunderten Pfarrkirche wurde. Am Markte stand einst die Marktsäule, vielleicht mit einer Rolandsfigur, der Pranger und ein Brunnen.

Zur Hauptstraße Hainburgs aber wurde der Zug der Ungar-Wienerstraße wohl erst nach Ottokar, der auch die Stadt über die Hauer-Oppitzgasse hinaus bis zur heute noch bestehenden, der Donau parallellaufenden Mauer erweiterte und damit eine neue zu tiefstgelegene Terrasse fast bis zum Donauströme reichend, der Stadt einverleibte.

Die vollständige Besiedlung des von Leopold VI. und Ottokar II. in die Stadtmauern einbezogenen Landes ging nur langsam vor sich, wie ja auch im Ottokarischen Marchegg die Mauern sehr weit gezogen waren. Für Hainburg ist hier beweismachend, daß zwar um den Marktplatz und auf demselben in gotischer Zeit, der Zeit der höchsten Blüte, Häuser mit städtischem Charakter, darunter das Rathaus gebaut wurden, die Hauergasse aber auch heute noch mehr bäuerlichen Charakter trägt (Abb. 4) und vom XVI. bis XVIII. Jahrhundert hier genügend Platz war für die großen Baukomplexe des hierher verlegten zweiten Baues des Minoritenklosters (heute Hauptgebäude der Tabakfabrik), des Franziskanerklosters (heute Blättermagazin) und der Tuchfabrik (später Wasserkaserne).

Beweise für diese hypothetische Stadtentwicklung soll uns die später zu behandelnde Baugeschichte der Burg und der Stadtbefestigung bringen. Nur kurz sei auf die merkwürdige Stellung des Ungartores verwiesen, durch welches die alte Poststraße, die schon vor der Stadterweiterung Leopold VI. bestand, direkt führte, wäh-

¹ Dieser große Platz mit seinen Einbauten erinnert an die Plätze mährischer und böhmischer Städte mit dem „Grätzl“, das sich auch in Eggenburg findet. Ob nicht doch entgegen Klaars Behauptung erst der Böhmenkönig Ottokar die Anlage des großen Hauptplatzes vorsah? (Klaar a. a. O. passim).

² Fontes XI—1, S. 299, 1. VIII. 1236 „in ecclesia sancti Jacobi Hainburch in foro . . .“ Der alte Markt am Angerdreieck scheint zu klein geworden zu sein.

rend die zum heutigen Marktplatze leitende Ungarstraße im spitzen Winkel zum Ungartore steht. Güttenberger machte bereits auf die beim Ungartore zusammenlaufenden Straßen aufmerksam und bringt sie mit dem Verkehrssystem des alten Hainburg in Verbindung. Der wichtigste Grund aber resultiert aus der Stadtentwicklung und den durch Türme und Tore vermittelten baugeschichtlichen Erkenntnissen. Wäre der Straßenzug Ungar-Wienerstraße schon seit jeher die Hauptverkehrsader der Stadt gewesen, so wäre nicht einzusehen, warum nicht sie, sondern die alte Poststraße in gerader Richtung durch das Ungartor läuft. Es war aber die Entwicklung Hainburgs analog der von Krems und anderen Städten so, daß sich die Stadt zur Donau zu weiterschob. Die alte Poststraße, die damals zum frühesten Zentrum Hainburgs bei der alten Pfarrkirche St. Martin führte, war die Hauptstraße der Stadt. Sie lief früher bezeichnenderweise in gerader Linie weiter bis zur wienseitigen Stadtmauer, wie wir auch aus alten Stadtplänen¹ ersehen können (Abb. 2).

Zwischen der Errichtung des Ungartores, das zirka 1260 gebaut wurde und durch das der Weg unmittelbar zur alten Poststraße führte, und der Entstehungszeit des Wienertores, welches die Lage der Wienerstraße festlegt, liegen ungefähr 10 Jahre. Während Ottokar noch um 1260 nicht nur durch den Bau des Ungartores, sondern auch durch den gleichzeitigen Neubau von St. Martin die alte Poststraße als Hauptstraße Hainburgs betonte, hatte sich um 1270, als er das Wienertor errichtete, der Verkehr auf dem neuen Markte um die Jakobskirche schon so stark entwickelt, daß das Wienertor bereits mehr gegen die Donau zu erbaut und damit die Ungar- und Wienerstraße bis auf die heutige Zeit als Hauptstraße festgelegt wurde. Diese Straßen verbinden die Tore nicht in gerader Richtung sondern im stumpfen Winkel. Die Achse der Straße ist auch sonst mehrfach geknickt, was ihr nicht nur reizvolle Perspektiven verleiht, sondern auch ihr organisches, durch die Niveaulinien bedingtes Wachstum dokumentiert (Abb. 6 u. 8). In dem Zeitraum von zehn Jahren, während des unter Ottokar II. Přemysl erfolgten Umbaues der Befestigung, scheint der Plan der zweiten Stadterweiterung gefaßt worden zu sein, dessen Durchführung dann bis zum Jahrhundertende sich erstreckte. Denn es ist kein Zufall, daß nicht nur das Fischertor, sondern alle gegen die Donau zu, nordwestlich vom Ungartor und Wienertor erbauten Türme jüngeren Datums sind. Es ist daher auch leicht zu begreifen, warum man später die alte Pfarrkirche St. Martin verfallen ließ und das Jakobskirchlein zur Pfarrkirche ausgestaltete. Es hatte durch die Stadterweiterung die neue Hauptstraße (Wiener-Ungarstraße) sich eben zur Donau verschoben, die alte Poststraße war zur Nebenstraße herabgesunken und die Pfarrkirche folgte dem neuen nach Nord-

¹ Franziszeische Mappe und Parzellenprotokoll von 1820, N.-Ö., V, U. W. W., Nr. 111 und der Plan bei Lind, M. Z. n. F. II—1876—LXXXIV. Dort stand vielleicht auch ein altes Tor vor der Errichtung des Wienertores. Heute ist diese Gegend stark verbaut.

westen verschobenen Stadtmittelpunkte analog den Städten Krems und Stein, deren Pfarrkirchen auch ursprünglich näher dem Berge lagen und später, als der Schwerpunkt des Verkehrs sich donauwärts verschob, dorthin verlegt wurden.¹ Die Mauern an der Donauseite erweisen sich auch durch ihre besondere Stärke als etwas jünger.

Die Frage, wo die frühere Stadtgrenze gegen die Donau zu vor der von mir angenommenen Stadterweiterung unter Ottokar lief, ist mit nur einiger Sicherheit kaum zu beantworten. Als bloße Vermutung könnte man sie im Zuge der Hauer-Oppitzgasse sich denken, deren auffallend gerade Achse für einen ehemals befestigten Abschluß der Stadt umso eher spricht, als hier auch das Terrain — man denke an den Stiegenabgang zum Fischertore — steil abfällt. Das Fischertor selbst, daran erinnernd, daß Hainburg einst auch Vorort eines großen Fischereibezirkes war,² wurde in Fortsetzung des Ottokarischen Stadterweiterungsplanes erst nach Ottokars Tode erbaut.

Wir sehen also, daß die Stadt Hainburg, im Mittelalter prächtig aufblühend und sich vergrößernd, die Straßenzüge damals endgültig so festlegte, wie sie sich heute noch repräsentieren, wenn auch die Häuser nach der teilweisen Verödung im XVI. und XVII. Jahrhunderte und insbesondere nach dem furchtbaren Brande von 1827 oft erneuert wurden. Auch heute deuten noch die Straßen, die sich fächerförmig von der Burg aus verbreiten, auf die militärische Anlage der Stadt als wichtiges Bollwerk an Österreichs Ostgrenze.³ Deshalb wurde auch die Quermauer, welche das Burgterritorium von der Stadt trennt, erst später erbaut, als die jeweiligen, rasch wechselnden Pfandinhaber der Burg mit der Stadt fast immer in Feindschaft lebten.

Die Anlage der Burg, Stadt und ihrer Befestigung im dreieckartigen Aufbau, sowie Teile des Mauerverbandes dürften wohl auf oberitalienische Vorbilder zurückgehen, wie überhaupt die Kunst Niederösterreichs bis ungefähr 1200 von Oberitalien beeinflußt wird. Diese italienische Kunstströmung dringt über Salzburg, Passau, Freising und Regensburg zu uns,⁴ dessen Bischof Gebhart nebst dem Bayernherzog Konrad und dem österreichischen Markgrafen Adalbert im Jahre 1050 vom Nürnberger Reichstag beauftragt wurde, die Befestigung Hainburgs durchzuführen. Freilich dürfen wir nicht übersehen, daß die italienische Kunst dieser Zeit, die nach Süddeutschland ihre Wellen schlägt, teilweise von Südfrankreich abhängig ist, wie es neuere Forschungen für die romanische Architektur

¹ Österr. K. T. I (Krems). S. 201, 204, 405.

² Güttenberger a. a. O. S. 211.

³ Güttenberger S. 211.

⁴ Dieser von mir seinerzeit behauptete oberitalienische Einfluß auf die n.-ö. Plastik vor 1200 wird hinsichtlich der Architektur von Ernst Gall (die Marienkirche in Utrecht und Klosterneuburg. Jahrbuch für Kunstwissenschaft., Leipzig 1923) bestätigt.

und Plastik glaubhaft machen.¹ Daher die auffallenden Beziehungen der Hainburger Stadtanlage zu französischen Städten, wie zum Beispiel Bazas (südlich von Bordeaux) oder Cordes (Departement Tarn)!² Trotzdem können wir unmittelbare, französische Einflüsse auf die Hainburger Stadtbefestigung erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts sehen, wie bei einzelnen Turmbauten später ausgeführt werden soll. Dieser erneute französische Einfluß, der nach 1250 aber ohne Vermittlung Italiens über Deutschland nach Niederösterreich vordringt, wird ebenfalls an zahlreichen Bauten Niederösterreichs, so an dem benachbarten Karner von Deutsch-Altenburg, wahrgenommen.³ Woraus wir wieder entnehmen, daß die in der Kunstgeschichte Niederösterreichs des 12. und 13. Jahrhunderts gewonnenen Erkenntnisse auch bei der städtebaulichen Anlage Hainburgs ihre Bestätigung finden.

Die ehemalige Burg.

Der Weg zur einstigen Burg, von der nur mehr Ruinen vorhanden sind, zieht sich heute an der Stadtseite in Windungen bis zur Höhe. Dort lief wohl auch früher der Weg, der die Burg mit der Stadt verband. Ein zweiter, etwas breiterer Fahrweg, führte vom Tale zwischen Schloßberg und Hundsheimerberg, zum Teil in die Felsen gesprengt, unmittelbar zur Burg. Er durchbrach die von der Burg im Westen zur Stadt abfallende Mauer. Dort ist heute noch ein weites Tor zwischen zwei kräftigen, vor die Mauer ragenden Pfeilern zu sehen. Dieses alte, für Reiter und Wagen bestimmte Tor, das vielleicht schon aus mittelalterlicher Zeit stammt, wurde später bis auf ein kleines, für Fußgänger bestimmtes Pförtlein vermauert, das heute durch Steine unpassierbar gemacht ist. Links von diesem Tore führte eine Treppe auf den Wehrgang und wahrscheinlich zu einem Verteidigungsbau über dem Tore, was wir aus der Breite der Mauerpfeiler annehmen müssen.⁴

Die durch dieses Tor führende Straße fällt innerhalb des Burggeheges mit der letzten Kehre des heutigen Serpentineweges zusammen, der daher wenigstens in diesem Teile mit dem ursprünglichen Wege identisch ist. Dieser Weg zog sich nach altem Brauche in der Weise der Burgmauer entlang, daß der vorwärtsdringende Feind die rechte, vom Schild unbedeckte Körperhälfte dem Verteidiger darbot. Unmittelbar bei der Burg passieren wir zuerst die äußere Zwingermauer (Abb 1 bei a). Sie zog sich an zwei Stellen (Abb. 1 u und v) durch bastionenartige Vorsprünge ausgebaucht, fast parallel zur inneren Ringmauer um die ganze Burg und schloß

¹ Richard Hamann, Deutsche u. französische Kunst im M. A., Marburg a. Lahn 1923.

² Vgl. A. E. Brinckmann, Stadtbaukunst, Berlin, Atheneion 1920.

³ Donin, roman. Portale, a. a. O. S. 50.

⁴ Otto Lautinger, Zehn Burgen im V. u. W. W., Wien 1927, S. 61. Otto Piper (österr. Burgen, Wien 1907, V—24) erwähnt merkwürdigerweise bei der Schilderung der Veste Hainburg dieses Tor nicht, das auf einem Bilde im Besitze der Frau Generaldirektor Erhard in Wien noch vollständig zu sehen ist.

einen zwingerartigen Raum ein (Abb. 1 bei z). An die äußere Zwingermauer östlich und westlich (Abb. 1 bei r und s) schließt die zur Stadt führende Mauer an, die westlich (Abb. 1 bei s) eine bedeutende Stärke aufweist. Diese Zwingeranlage, die man besonders gerne bei flachen Bergkuppen zur Verstärkung der Wehrhaftigkeit einer Burg anlegte, hinderte zuerst das Eindringen des Feindes, weshalb wir auch annehmen müssen, daß an der Stelle (Abb. 1 bei a), wo wir die äußere Zwingermauer durchschritten, einmal ein festes Tor sich befand.¹ Die innere Ringmauer, stellenweise in bedeutender Höhe und im guten Zustande erhalten, strek-

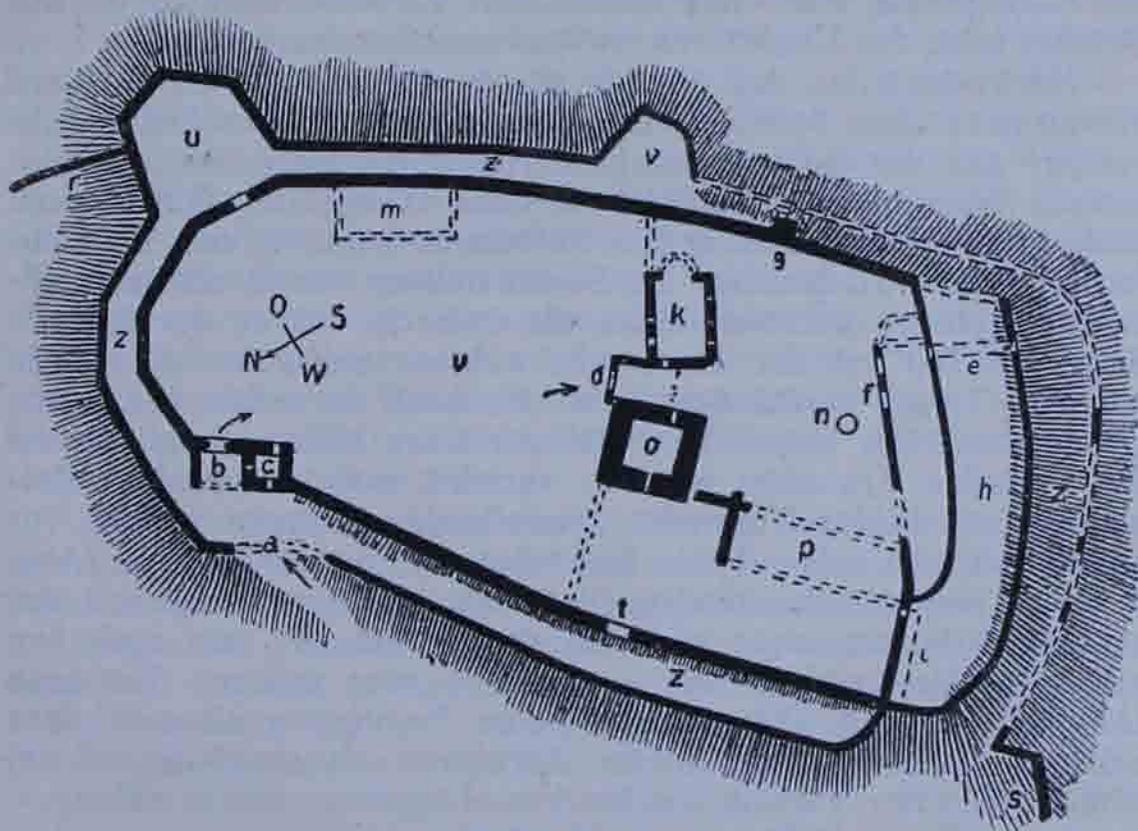


Abb. 1. Hainburg. Grundriß der Burgruine nach Piper.

kenweise mit Abtrittkern versehen, zeigt noch die Löcher, in denen die Stützbalken für den hölzernen Wehrgang steckten (Abb. 1, hinter der Kapelle), von welchem aus die Verteidiger auf die anstürmenden Feinde schossen.

Das Burgtor.

Das eigentliche Burgtor, schräg aus der inneren Ringmauer hervorstehend (Abb. 1 bei a) wird durch den anliegenden turmähnlichen Teil (Abb. 1, c) mitverteidigt und öffnet sich in einen breiten und tiefen Rundbogen, einer Art Durchfahrt, von deren nicht mehr vorhandenen Decke aus der eindringende Feind be-

¹ Otto Piper, a. o. O., V-26; Dr. Georg Binder, Die n.-ö. Burgen u. Schlösser, Wien, Hartleben, I-47.

kämpft werden konnte (Abb. 9). Auch führt von dem angrenzenden turmartigen Bau ein senkrechter, sehr langer Schlitz, der sich außen auf 8 cm verengt, in die Durchfahrt des Tores (Abb. 1, b). Durch ihn konnte ähnlich wie auf Burg Wildegg¹ und anderen Burgen wieder die rechte, vom Schild unbedeckte Brustseite der Angreifer beschossen werden. Der breite äußere Torbogen und die gesamte Anlage des merkwürdigen Vorbaues war auch für keine Zugbrücke eingerichtet. Der Grund hierfür war vielleicht ein äußerer: der schon vor dem Tore abfallende Burgberg und das felsige Terrain, welches die Anlage eines Grabens erschwerte. Der Hauptgrund lag aber in der Nachahmung eines südfranzösischen Vorbilds, worüber bei der Beschreibung des Ungartores noch gesprochen werden soll.

Merkwürdig ist, daß ähnlich wie beim Ungartor die Quadern des turmähnlichen Teiles mit dem oberen Teile der Durchfahrt nicht binden, daß der Sockel des turmartigen Bauteiles, der mit einfachem Wasserschlag (ähnlich wie beim Wohnturm) sich absetzt, auch in die Eingangshalle des Torturmes (Abb. 9 und 1 bei b) fortleiert. Es wird hiedurch die Sonderstellung des turmartigen Abschnittes ebenso gekennzeichnet, als dadurch, daß an der äußeren Seite der Teil mit der Toröffnung sichtbar gegenüber dem Teile mit dem Turme zurückrückt (Abb. 9). Auch die schön behauenen Quadersteine der turmartigen Hälfte reichen höher hinauf, als die des Torteiles. Trotzdem wäre es verfehlt, eine verschiedene Entstehungszeit beider Turmteile anzunehmen. Dagegen spricht vor allem, daß, wie schon Piper feststellte, der turmartige Teil (Abb. 1, c) in zusammenhängendem Verbands mit den Hausteinen des großen Torbogens steht und daß der Sockel mit dem einfachen schrägen Wasserschlag sich auch links vom äußeren Torbogen (Abb. 9) vorfindet. Diese merkwürdige Zweiteilung eines in einer einzigen Bauperiode errichteten Torturmes ist ebenfalls auf ein südfranzösisches Vorbild wie bei dem Ungartor zurückzuführen.

Der Torturm bildete wahrscheinlich seinerzeit mit dem nicht mehr erhaltenen Tor der Zwingermauer (Abb. 1 bei a) einen einheitlichen Verteidigungskomplex, weshalb der große äußere Torbogen unverschließbar war und nur der rückwärtige Torbogen geschlossen werden konnte. An der Burgseite, was selten ist, hatte der Torbau einen pechnasenähnlichen Vorbau, der, nach den Kragsteinen zu schließen, erst aus gotischer Zeit stammt (Abb. 11). Auch die rechteckigen Fenster sind aus späterer Zeit. Eine rundbogige Öffnung an der Vorderseite des Torturmes ist vermauert. Die Abfasung der Torbogensteine ist zwar den spätgotischen Rundbogen des Hundsheimer Hofes sehr ähnlich. Trotzdem spricht alles dafür, daß sie bereits aus der Entstehungszeit des Torturmes um 1260 stammt, da wir auf den Gewölberippen des auch unter Ottokar erbauten Wiener Tores ähnliche Abfassungen sehen.

Der seltsame mächtige Torbogen, den auch die Ruine Star-

¹ Donin, Wildegg, Jb. f. Lk. XX—1926—115.

hemberg in Niederösterreich besitzt, und den Piper¹ als Kennzeichen von Repräsentationsbauten bezeichnet, darf uns nicht verleiten, wie dies so oft geschah, das Tor, das mit dem um 1260 erbauten Wohnturm der Burg gleichzeitig ist, in die Römerzeit zu versetzen. Wir finden weder an der Burg, noch an der übrigen Stadtbefestigung Merkmale, die uns einen sicheren Schluß auf ein höheres Alter als das 12. Jahrhundert gestatten würden, wenn auch — was aber nicht sehr wahrscheinlich ist — einzelne Grundmauern noch auf den Bau zurückgehen mögen, der im Auftrage des Reichstages zu Nürnberg 1050 errichtet wurde. Auch das an einzelnen Stellen der Mauern und Türme auftretende Ähren-Mauerwerk oder der Fischgrätenverband (*opus spicatum*, Abb. 19) ist kein sicheres Kennzeichen für einen Römerbau, umsomehr als sich dieser Mauerverband in Niederösterreich auch an anderen Orten, z. B. an dem erst im 13. Jahrhundert erbauten Teile der Stadtbefestigung Wiener-Neustadts findet.² Dieser Mauerverband dürfte wohl auf die erwähnten oberitalienischen Einflüsse (Verona) zurückgehen. Auch eingemauerte Stücke von römischen Ziegeln und Inschriftsteinen³ beweisen nur, daß bei dem mittelalterlichen Bau aus römischen Ruinen Trümmer verwendet wurden, wobei diese römischen Reste aber kaum auf dem Burgberge selbst waren, sondern wohl von Carnuntum hergeführt wurden, dessen Trümmer damals und späterhin als Steinbruch dienten.

Mit kluger Berechnung wurde bei der Anlage der Burg die Bodenbeschaffenheit ausgenützt. Während an der stadtabgewandten Seite infolge der abschüssigen und felsigen Beschaffenheit des Berges, gegen den Paßeinschnitt der *Porta hungarica* zu, die Ringmauer samt dem Zwinger genügte, um einen feindlichen Ansturm unmöglich zu machen, zog man an der weniger steilen Vorderseite des Berges die Stadtmauer in die Befestigung der Burg ein, so daß der Angreifer an dieser Seite erst die Stadtmauer überwinden mußte, bevor er an die Ringmauer der Burg kam. War der Feind trotzdem durch diese beiden Mauern gedrungen, so stand er auf einem weiten offenstehenden Platze (Abb. 1, v), der an Rapottenstein erinnert und den man als Vorburg ansprechen kann,⁴ und fand bis zum hochaufragenden Turme (Abb. 10) keine Hindernisse mehr vor. Dieser Turm bildete zusammen mit der durch ein Tor (Abb. 1, d) verbundenen Kapelle und dem rückwärts liegenden Gebäude (Palas?) den Komplex der inneren Befestigung, die eigentliche Haupt-

¹ Otto Piper, Seite 26.

² Josef Mayer, *Geschichte von Wr.-Neustadt*, Wr.-Neustadt 1924, I/1—80.

³ Aus der Stadtmauer und nicht, wie so oft irrig behauptet wird, auf dem Burgberge wurde 1736 die „*ara Hainburgensis*“, jetzt im Museum von Deutsch-Alttenburg gezogen (Hormayr, *Wien's Geschichte*, Wien 1823, I—149 und Kubitschek-Frankfurter, *Führer durch Carnuntum* 1923, S. 64.

⁴ Es ist zu vermuten, daß dieser Vorhof auf die allerälteste Burganlage, bei welcher nur Turm, Kapelle u. Palas in der Mitte des Berges standen, zurückgeht.

burg. Denn man muß annehmen, daß seinerzeit sowohl von der Kapelle als auch vom Turme eine Abschnittmauer zur inneren Ringmauer gezogen war. Sonst hätte ja auch das zwischen Turm und Kapelle eingespannte Tor keinen Verteidigungszweck gehabt. Daß diese Abschnittmauer aber so liegt, wie Piper sie annahm (siehe die punktierten Linien auf dem Plane, Abb. 1), scheint mir nach den Mauerbefunden unwahrscheinlich. Ich vermute vielmehr, daß der aus festen Quadern gefügte turmartige Mauervorsprung (Abb. 1 bei g), bei dem auch Steinstufen auf den Wehrgang führen, mit der heute verschwundenen Abschnittmauer im Zusammenhang stand, welche Anlage wieder dem früher erwähnten, vom Tale her führenden Tore (S. 8) ähnlich sieht.

Der Torbogen zwischen Turm und Kapelle (Abb. 1. d) wurde erst nach dem Bau des Wohnturmes errichtet, da sein Mauerwerk mit dem des Turmes und der Kapelle nicht bindet. Er hat rechts und links Schießscharten, die auf alten Abbildungen noch schön zu sehen sind,¹ von denen man die Seiten des Turmes, der Kapelle und der seinerzeitigen Abschnittmauern seitlich mit Geschossen bestreichen konnte.

Der Wohnturm.

Der vorerwähnte Wohnturm gehört zu den besser erhaltenen Resten der Burg. Er ist von besonderem Interesse, da er ebenso wie die Kapelle noch der romanischen Zeit angehört und Wohntürme bei niederösterreichischen Burgen wie in Krems und Perchtoldsdorf² überhaupt ziemlich selten sind. Der Hainburger Turm ist ein bewohnbarer Berchfrit, da er gleichzeitig der festeste und alles überragende Bau der Burg ist, der als letzter Zufluchtsort dienen sollte, wenn der Feind schon in die Hauptburg gedrungen war. Seine Lage an der Angriffsseite der Burg, hart neben dem Tore zur Hauptburg, deutet darauf hin, daß er auch das Eindringen des Feindes verhindern sollte, da durch die Verteidigung von der Höhe dieses Turmes aus die ganze Hauptburg einschließlich der Kapelle und des hinter ihm einmal vorhandenen Palas geschützt werden konnte. Der Turm hat deshalb auch keinen runden, sondern einen vier-eckigen Grundriß, weil seine Nordmauer ja gleichzeitig ein Stück der Abschnittmauer der Hauptburg bilden mußte.

Unser Wohnturm sucht beiden Erfordernissen, der Wehrhaftigkeit und Wohnbarkeit zu genügen. Aus Gründen der Verteidigung liegt der Eingang im ersten Stockwerke des Turmes (Abb. 13), den man daher nur mittels Leitern oder einer Holzterasse, die im Falle eines Angriffes hochgezogen wurde, besteigen konnte. Die Verwendung des Berchfrits als Wohnturm brachte es mit sich, daß

¹ Nach einer Photographie im Landesarchiv C—VIII—79.

² Der Wohnturm von Perchtoldsdorf stand, wie alte Abbildungen zeigen, seinerzeit ebenfalls unmittelbar an der inneren Befestigungsmauer. Der bewohnbare Berchfrit der ehem. Kremser Burg hat durch Abtragung des 6. Stockwerkes viel von seiner Wirkung eingebüßt.

sein spätromantisches Portal in einer für befestigte Bauten ungewöhnlich reichen Weise ausgestattet wurde. Es hatte nach einer Abbildung von 1875¹ damals noch je ein eingestelltes Säulchen rechts und links mit einem kelchartigen Knospenkapitäl, wovon das rechtsseitige samt der Kapitälplatte noch an ursprünglicher Stelle erhalten ist, während das linksseitige mit einem anderen romanischen Kapitälstück sowie einem Säulenschaft bis vor wenigen Jahren unten am Turme eingemauert war.² Den Abschluß des Portales bildet ein gratiger, aus einer Viertelkehle herausgearbeiteter, schöner Rundstab, der das einst bemalte Bogenfeld einschließt.

Durch dieses Tor trat man seinerzeit in den sichersten Wohnraum der Burg, der auch heute noch von einem mächtigen, bereits ein wenig spitzbogigen Kreuzrippengewölbe überdacht wird. Seine Rippen ruhen auf Konsolen, die man bisher zu wenig würdigte, weil sie, unter dem dunklen Gewölbe liegend, teilweise übertüncht und schwer sichtbar sind. Vor allem haben sie achtseitige und nicht wie auf den alten Holzschnitten, die auch Maurer verwendete, runde Deckplatten. Über die Kehlung ist frühgotisches Blattwerk gelegt, bei anderen dieser Konsolen sprießen Knospen derselben Zeit hervor. Am interessantesten ist die Konsole der Westecke, deren Blattwerk auf einem, soweit man unter der Übertünchung wahrnehmen kann, idealisierten weiblichen Kopf sitzt. Die Konsole mit der achteckigen Deckplatte und dem frühgotisch naturalistischen Blattwerk stimmen nun auffallend überein mit einem Kapitälfries im Pfarrhofgarten, der von der alten gleich nach 1260 erbauten St. Martinskirche stammt. Damit haben wir auch eine sichere Datierung des Wohnturmes, der also um 1260 unter Ottokar II. Přemysl erbaut wurde. Die Profile der Rippen mit dem noch ganz wenig ausgeprägten Birnstab der allerfrühesten Gotik unterstützen diese Datierung.

Dieselben Stilmerkmale tragen die beiden Fenster dieses Raumes, sowie die Fenster des darüberliegenden dritten Stockwerkes; das noch vollständig erhaltene Fenster der Nordwestseite (Abb. 14) zeigt zwar noch den Typus des romanischen Doppelfensters; das würfelartige Kapitäl des Pfostens erinnert sogar noch an Formen, des frühromanischen Stiles, während die schon ziemlich flache attische Basis dieser Pfostenhalbsäule sowie die kleeblattbogige Einblendung des Fenstersturzes wieder den Übergang vom romanischen zum gotischen Stile erkennen läßt. Alle diese Merkmale sowie die stilistischen Formen des Eingangsportales mit den schon gotisch gratigen Wülsten (Abb. 13) sprechen, obwohl die meisten Autoren den Wohnturm für älter halten, wieder für seine Entstehung um 1260.

¹ Sacken M. A. V., IX—60: vergl. Donin, Roman. Portale, S. 59. Abb. 64.

² Wo diese Kapitälstücke, die ich vor einigen Jahren selbst aufnahm, sich heute befinden, konnte ich nicht erfragen. Ein zweiter Säulenschaft ist heute noch eingemauert zu sehen.

Der Turm hatte, soweit heute erkennbar, drei Stockwerke. Das Erdgeschoß besaß, um an Wehrfähigkeit nichts einzubüßen, keinen Zugang von außen (der gegenwärtige ist ebenso wie der äußere Verputz neben ihm aus späterer Zeit), sondern war nur durch den ehemaligen Holzfußboden des ersten Stockwerkes mittelst Leiter zugänglich, und diente vielleicht als Burgverließ. Zum zweiten, seinerzeit ebenfalls noch bewohnbaren Stockwerke, führte eine Steintreppe, die in die südwestliche Mauer eingelassen ist und heute durch teilweise Zerstörung der Außenwand im unteren Teile bloßgelegt ist (Abb. 10). Da die Steinstufen der Treppe verschwunden sind, kann man mit Recht annehmen, daß man die Bresche in die Mauer legte, um die Steinstufen ausbrechen zu können.¹ In das dritte Stockwerk, von dem nur noch Reste der Umfassungsmauer vorhanden sind, und das trotz eines Fensterrestes, nach einer erhaltenen Ausgußrinne zu schließen, nur im Frieden gedeckt war (Wehrplatte), führte eine ebenfalls in die Mauer, und zwar in die Westecke herumgelegte Treppe. Es ist bezeichnend, daß diese außen zwar nicht sichtbaren Treppenanlagen, welche aber doch den Mauerkern stark aushöhlten und die Wehrhaftigkeit dieser Mauer schwächten, an der, der Angriffsseite entgegengesetzten Turmseite eingebaut wurden. Zu der Stiege gelangte man vom Inneren des ersten Stockwerkes aus durch ein rechteckiges Portal mit spätromanischen Konsolen unter dem Sturze.

Für die relativ behagliche Bewohnbarkeit unseres Wohnturmes zeugen auch Seitenbänke in den Nischen der gekuppelten Fenster, eine in die Wand eingelassene Bank sowie die in den beiden Wohnstockwerken noch erkennbaren Feuerungsanlagen. Diese bis an die Grenze der Wehrfähigkeit gehende Bequemlichkeit und die Prunkhaftigkeit der erwähnten plastischen Details machen es wahrscheinlich, daß dieser von dem gerne prunkvoll bauenden Ottokar erbaute Turm vielleicht für seine Gemahlin Margarete bestimmt war. Da diese aber bereits 1261 ins Kremser Exil übersiedelte, dürfte sie ihn kaum mehr bewohnt haben.

Bemerkenswert ist der Sockel des Wohnturmes. Er gleicht mit seinen festen, wohl wieder aus den Ruinen Carnuntums stammenden Quadersteinen, die ein Füllmauerwerk einschließen, sowie mit der einfachen Schräge, mit der er gegen die Turmmauer absetzt, so genau dem Torturm der Burg, daß wir beide als gleichzeitig entstanden ansehen müssen.

Die Burgkapelle.

Wesentlich ältere Bauformen zeigen die Reste der romanischen, dem Burgenheiligen Pankratius geweihten Burgkapelle, die mit dem Portale des Wohnturmes, wie man aus Balkenlöchern schließen kann, durch eine Holzbrücke verbunden gewesen sein dürfte. Die noch erhaltenen Mauern (Abb. 12) zeigen im Grundriß ein einfaches Rechteck mit vorgelegter, halbrunder Apsis, an der alte Abbildungen

¹ Otto Lautinger, S. 63.

noch die Einwölbung sehen lassen und Maurer Malereien bemerkte, während an den Mauern des Langhauses keine Ansätze zu Gewölben zu sehen sind. Es ist auch unwahrscheinlich, daß die Kapelle wie die ungefähr gleichzeitige Pankratiuskapelle auf Burg Liechtenstein Kreuzgewölbe besaß, da bei der Restaurierung 1708 ein neuer Dippelboden gelegt werden mußte. Auch das Fehlen von Lisenen, die sonst am Außenbau dort die Mauern verstärkten, wo innen die Gewölberippen ansetzen, mag dafür sprechen, daß die Hainburger Burgkapelle ungewölbt war.

Die Fenster, auf der linken Seite (Angriffsseite der Hauptburg) zwei, rechts drei, in der Apsis eins,¹ sind rundbogig, in der Mitte sehr schmal, nach außen beiderseits sich erweiternd und durchaus außer Resten alter Bemalung ungeschmückt; Formen, wie sie in Niederösterreich im 12. Jahrhundert gebräuchlich waren. Wenn sich solch einfache Fensterformen bei kleinen Dorfkirchen auch noch bis ins 13. Jahrhundert sich hielten, so erscheint es unwahrscheinlich, daß die Kapelle 1248, in welchem Jahre sie eingeweiht worden sein soll,² erst entstanden wäre. Wir müssen die Kapelle um gut drei Vierteljahrhunderte früher als den Wohnturm ansetzen; sie ist spätestens am Ende des 12. Jahrhunderts gebaut, vielleicht gleichzeitig mit den vom Lösegeld für Richard Löwenherz damals hergestellten Befestigungen entstanden. Sie ist daher sicherlich dieselbe, in welcher am 7. April 1252 die unglückliche Margarete mit dem jugendlichen Ottokar II. von Böhmen getraut wurde.³ Nimmt man aber an, daß die Kapelle noch vor Ottokar, der Wohnturm samt einem großen Teil der Burgbefestigung aber erst unter Ottokar entstanden ist,⁴ so wird auch klar, warum die Quermauer, welche Wohnturm und Kapelle verband, gerade dort läuft und die Burganlage in eine Hauptburg und eine Vorburg mit einem so großen, durch das Terrain nicht begründeten Flächenraum (Abb. 1, v) teilt. Man war eben an die Kapellenmauer, die man als einen Teil der Wehrmauer verwendete, gebunden. Auch sollte der erst von Ottokar erbaute Wohnturm einen direkten Zugang auf die Empore der Kapelle haben. Auf einem älteren Bilde⁵ aus einer Zeit, als die Kapellenmauern noch höher standen als heute, sehen wir auch noch ein kleines, hochgelegenes, romanisches Rundbogenfenster, den übrigen Fenstern der Kapelle ähnlich, das seinerzeit die Kapellenempore von Südwesten belichtete. Das gegenüberliegende Empore-

¹ Heute zerstört.

² Maurer a. a. O. S. 207.

³ Am 15. VIII. 1340 ist Pfarrer Ulrich, am 22. VIII. 1384 ist Ulreich von Fischamend als Kaplan in der Feste zu Hainburg überliefert. Quellen zur Gesch. der St. Wien, I—I—346 und 351, II—I—1072.

⁴ Womit aber nicht gesagt sein soll, daß an Stelle des Ottokarischen Turmes früher nicht ein anderer stand, da die drei Bauwerke Berchfrit-Palas-Kapelle in engster Nachbarschaft, mitten am Burgberge stehend, schon sehr früh auftraten; dann wäre auch die große Vorburg aufgeklärt. Über die in der Frühzeit isolierte Stellung des Berchfrits, vgl. Schuchhardt, Die Burg im Wandel der Weltgesch. Berlin 1931, S. 225.

⁵ Im n.-ö. Landesarchiv C—IX a 485, nach Grefe.

fenster auf der Nordostseite ist auf einer alten Photographie im Hainburger Museum zu sehen.

Da die linksseitige Kapellenmauer einen Teil der Abschnittmauer und damit der Befestigung der Hauptburg bildete, war die Kapelle wahrscheinlich aus diesem Grunde nicht östlich orientiert.

Die Pankratiuskapelle ist die älteste, wenn auch nur mehr in Ruinen erhaltene Kirche Hainburgs, da von der ersten Pfarrkirche der Stadt aus dem 11. Jahrhundert überhaupt keine Reste mehr vorhanden sind und wir nicht einmal wissen, ob sie aus Stein oder, was wahrscheinlicher ist, nur aus Holz gebaut war.

Außer dem Wohnturme besaß die Hauptburg im Mittelalter vermutlich auch schon ein Wohnhaus, einen Palas, der nach Piper hinter dem Wohnturme (Abb. 10 u. 1 bei p) bis zur Ringmauer sich erstreckte und dann wohl recht bedeutend gewesen wäre. Erhalten sind außer einigen Fundamenten noch eine Giebelwand, deren romanisches Rundbogenfenster nicht dagegen spricht, daß der Palas mit der Kapelle gleichaltrig ist. In ihm dürfte Margarete vor ihrer Verhehlung mit Ottokar und der Erbauung des Wohnturmes gewohnt haben. Auch die Gattin Leopold VI., die Herzogin Theodora, wohnte 1225 wahrscheinlich in diesem Palas der Burg und wurde hier von ihrem Sohne Friedrich von Mödling belagert, da das sogenannte Wohnhaus der Theodora damals sicherlich noch nicht erbaut war.

Zu Wohnturm, Kapelle und Palas, den einzigen aus frühmittelalterlicher Zeit in bedeutenden Resten erhaltenen Bauten der Hauptburg gesellte sich, wie die Baugeschichte der Burg uns lehren wird, wahrscheinlich noch ein kleiner Turm an der Südwestmauer, dessen Fundamente nur mehr teilweise sichtbar sind. Von einem Fenster desselben dürfte ein steinernes Eckgewände stammen, an dem ein polygonales Säulchen mit einem recht frühen Knospenkapitäl herausgemeißelt ist. Es ist später in ziemlicher Höhe, wahrscheinlich bei der Restaurierung nach 1569 in die Südostmauer der Burg verbaut worden. Dieser von mir angenommene Südwestturm bildete mit Wohnturm, Kapelle und Palas und dem an der Nordostmauer in Resten sichtbaren kleinen Turm (Abb. 1, g) durch heute nur teilweise erhaltene, mit den Umfassungsmauern der Burg verbundene Mauern, am unzugänglichsten Teile des Berges gelagert, eine feste Verteidigungsgruppe. Andere, heute noch sichtbare Stellen eines ehemaligen Anbaues, wie zwischen Kapelle und Turm, dann in der Vorburg (Abb. 1 bei m) stammen ebenso wie die an einzelnen Stellen der Ringmauer sichtbaren Zinnen aus jüngerer Zeit. Das Wasser bezogen die Bewohner der Hauptburg während einer Belagerung aus einer Zisterne, die heute noch (Abb. 1 bei n) sichtbar ist.

Zur Baugeschichte der Burg.

Schließlich sei noch einiges über die Schicksale der Burg angeführt, soweit es für ihre Baugeschichte von Bedeutung ist. Von Reparaturen in gotischer Zeit lesen wir im Rechenbuch des Hain-

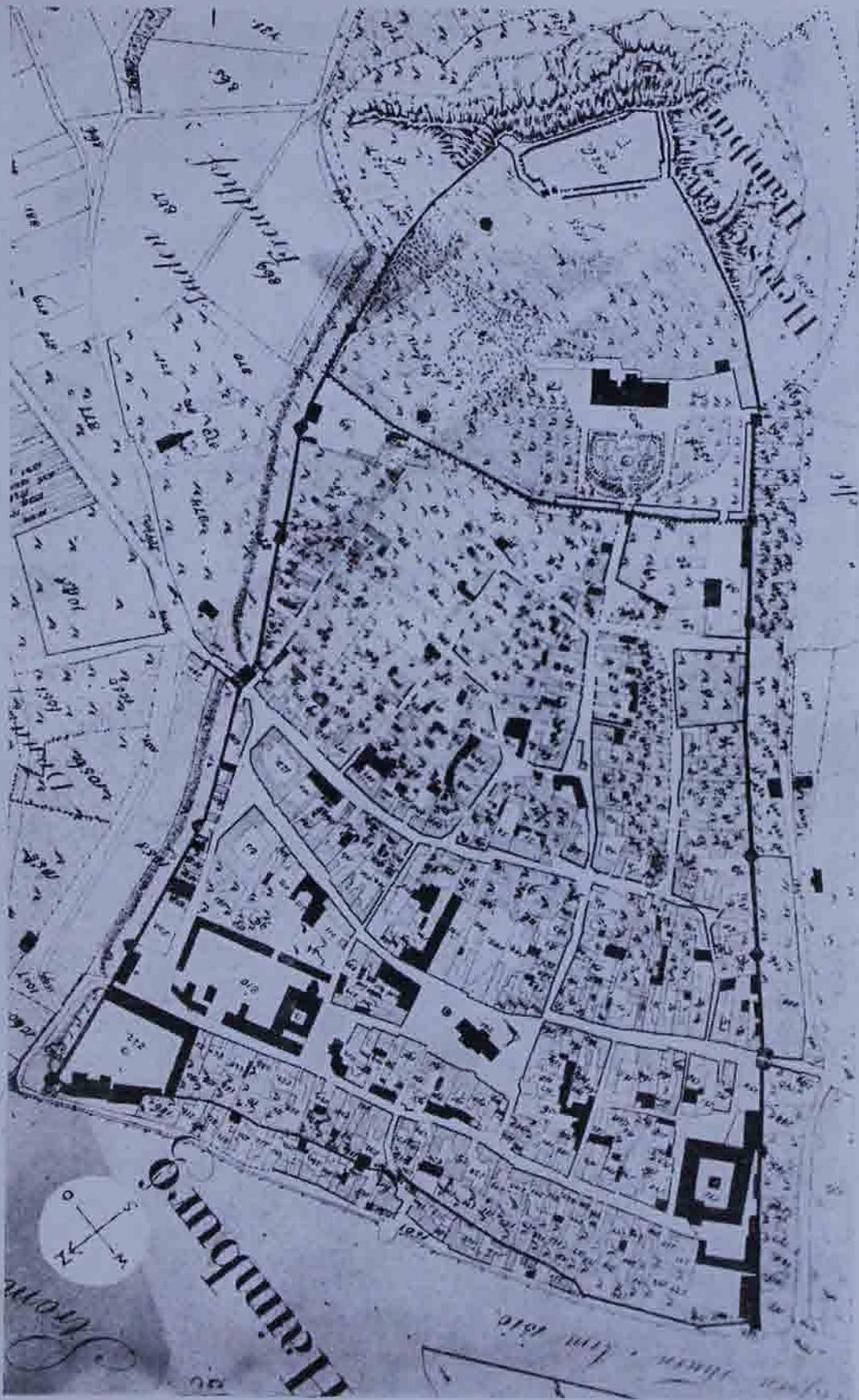


Abb. 2. Planausschnitt aus der Franziszeischen Mappe, n.-ö., Landesarchiv, Gemeinde Hainburg 1820.

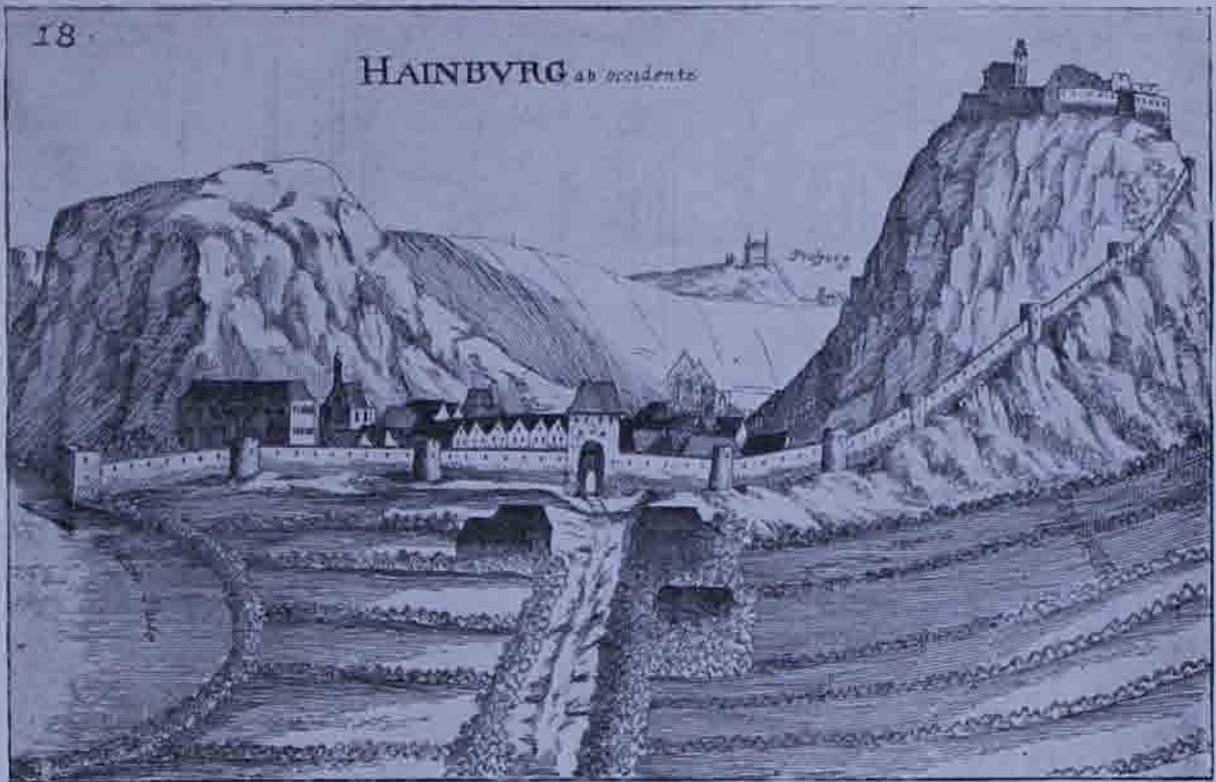


Abb. 3. Ansicht von Hainburg nach Vischers Radierung von 1672.



Abb. 4. Hauergerasse, im Hintergrund der Braunsberg (S. 5, 7, 75).



Abb. 5. Ansicht von Hainburg nach dem kolor. Stich von J. Ziegler (zirka 1780—1800, S. 43).



Abb. 6. Wienerstraße mit Blick auf das Wiener Tor (S. 6, 26, 34, 75).



Abb. 7. Haus 4 und 5
am Klosterplatz (S. 5,
61, 88, 108).



Abb. 8. Ungarstraße, links Hundsheimerhof (Bräuhaus), rechts Gasthof
„zum weißen Lamm“ (S. 6, 59, 75, 108).

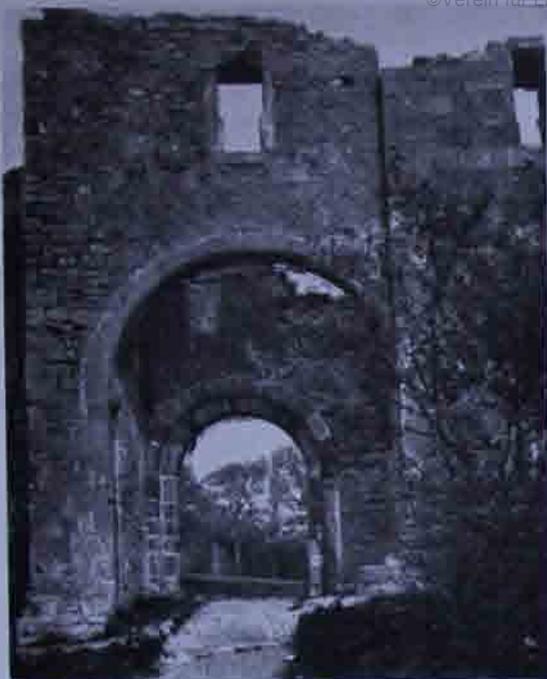


Abb. 9. Burg-
ruine, Torturm
von außen (S. 10,
14).



Abb. 10. Burg-
ruine, Wohn-
turm, links „Pa-
las“ (S. 12, 16).

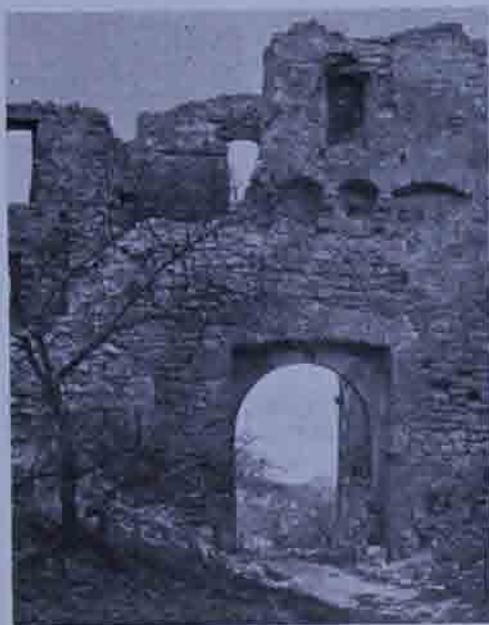


Abb. 11. Burg-
ruine, Torturm
von innen (S.10).



Abb. 12. Burg-
ruine, Pankra-
tiuskapelle, im
Hintergrunde
die südöstliche
Ringmauer
(S. 14).

burger Stadtrichters Peter Tannberger,¹ daß man im Jahre 1437 eine Art Aufzug mit „Zug, Seilen und Ringen“ verwendete, um das Baumaterial in die Höhe zu schaffen. Piper² hält das aus Hausteinen bestehende, große, stichbogige Tor, welches in der Ringmauer (Abb. 1 bei t) drei Meter hoch über dem äußeren Boden sich befindet, zu einem solchen Aufzug gehörig.

Seit 1491 werden wieder Ausbesserungen an der Burg gemeldet, die aber nicht sehr umfangreich gewesen sein dürften, weil am 4. August 1501 das Schloß Hainburg als baufällig bezeichnet wird. Die Herren von Zelking, denen seit 1514 vom Kaiser das Schloß und die Stadt Hainburg pflegweise übergeben worden war, verstanden es, von anscheinend kleinen Ausbesserungen im Jahre 1514 abgesehen, die zur Wiederherstellung angewiesenen Summen nicht für Hainburg zu verwenden.³ Sonst hätte nicht 1525 in Voraussicht der Türkenangriffe neuerlich Befehl ergehen müssen, die eingefallenen Mauern, den Turm und Schloßgraben wieder herzustellen. Damals scheint wirklich von den Zelkingen etwas für die Burg geschehen zu sein, weil 1530 die Kammer in Österreich angewiesen wird die Ausgabe zu dem Bau am Schlosse mit Wilhelm v. Zelking abzurechnen. Leider ist es nicht möglich, mit Sicherheit Verbesserungen an der Burg aus dieser Zeit festzustellen. Sie waren wohl nicht sehr umfangreich, da 1553 schon wieder Verhandlungen wegen Reparierung des Schlosses⁴ überliefert sind. Der langsame Verfall des Schlosses wird dadurch begreiflich, daß seit 1547 die Zelkinger das Schloß nicht mehr bewohnt haben dürften. Für die gesteigerten Anforderungen an Wohnlichkeit, ja prunkvoller Lebenskultur, welche der Adel in der Renaissancezeit an seine Schlösser stellte, waren mittelalterliche Burgen nur durch großzügige Umgestaltungen brauchbar zu machen. Hierzu fehlte aber den Zelkingern, die ja nicht Eigentümer, sondern bloß Pfleger des Schlosses waren, der Anreiz. Sie verließen daher das für ihre Wohnbedürfnisse ungeeignete Schloß, welches damit noch mehr dem Verfall preisgegeben war, ähnlich wie es Plesser für die Bergfeste Dürnstein so anschaulich darlegte.⁵

Eine Besserung trat erst ein, als die Zelkinger um 1547 Herrschaft und Schloß an Elias von Rottwitz weiter gegeben hatten.⁶

¹ Bl. f. Lk. XXI—1887—207.

² A. a. O., S. 29.

³ Bl. für Landeskunde XXII—1888—112.

⁴ Hofkammerarchiv Gedenkbuch Nr. 71, Fol. 316.

⁵ Alois Plesser, Die Bergfeste Dürnstein u. die Ursachen ihrer Verödung. Monbl. f. Lk. n. F. I—1928—195. Bis 1524 hatte der kaiserl. Büchsen- und Baumeister Rosenheimer im Hainburger Schlosse gewohnt. Maurer, S. 54. Auf der Burg soll auch der Urgroßvater Josef Haydn's, der die Hainburger Schule besuchte, Kaspar Haydn, Burgknecht gewesen sein.

⁶ E. v. Rottwitz nennt sich 1547 bereits „Pfleger auf dem Schlosse Hainburg und Verwalter des Landgerichts daselbst“. Die offizielle Übergabe konnte erst laut Verschreibung vom 28. IV. 1554 erfolgen, als Paul Wilhelm v. Zelking die Herrschaft von den Erben seines Vetters Reinprechts von Ebersdorf, der für kurze Zeit (seit 1551) die Herrschaft pfandweise hatte, wieder erhielt. Trotzdem dürfte die Übergabe an Rottwitz nur eine Art Weiterverpachtung gewesen sein.

Nach einem Überschlag im „Gedenkbuche“ vom 4. Mai 1554¹ waren die Ringmauern „um das ganze Schloß allenthalben zu bessern, aber auf der Seite gegen Berg etliche Klaffer von neuem aufzuführen.“ Ich schließe daraus, daß vielleicht schon damals und nicht erst 1621 der Zwinger durch die beiden bastionartigen Ausweitungen (Abb. 1, u und v) verstärkt wurde. Der Überschlag spricht auch davon, daß das Schloß abgebrannt war und nun Dächer und Böden notwendig waren. Hierbei wurde der schon 1437 erwähnte Aufzug mit einem neuen Seil versehen und in Betrieb gesetzt. Alle diese Arbeiten kosteten die nicht unbedeutende Summe von 2271 Gulden.

Militärische Gründe waren es, daß man in Hainburg auch weiterhin noch einige Wiederherstellungen vornahm, so als 1569 die Burg angeblich durch eine Pulverexplosion gelitten hatte. Am 28. Mai 1569, berichtet Schweickhardt,² wurde der Turm, in dem sich 30 Tonnen Pulver befanden, durch einen Blitzstrahl in die Luft gesprengt. Diese Explosion, welche auch spätere Autoren immer wieder nacherzählen und durch die nach Fronner³ die Burg fast ganz zerstört wurde, kann schon nach dem bloßen Augenschein unmöglich im Innern des Wohnturmes, das ja auch heute noch gut erhalten ist, sondern nur außerhalb desselben entstanden sein. Ja, sie hat überhaupt den Wohnturm nicht beschädigt, denn die gleich nach dem Brande von 1569 erfolgte Wiederinstandsetzung, zumindest aber die viel umfangreichere Restaurierung von 1592⁴ hätten sicherlich auch die zerstörte Mauer wieder hergestellt. Legt doch diese Mauerlücke die Treppe in die oberen Stockwerke, die für die Verteidigung wichtigsten, bloß und nimmt dem höchsten Turm Hainburgs seinen wehrhaften Charakter (Abb. 10).

Obwohl es mir nicht gelang, über diese, von vielen Autoren berichtete Pulverexplosion ältere beweiskräftige Nachrichten zu finden — das Gedenkbuch⁵ weiß nur von einer Zerstörung durch „Gottesgewalt“, also wohl durch Blitzschlag zu berichten — so erscheint es mir trotzdem nicht ausgeschlossen, daß damals ein Pulverturm, durch Blitzschlag entzündet, in die Luft flog. Nur kann es nicht der Wohnturm gewesen sein, sondern ein Turm, der an der Südwestmauer der Burg stand. Dasselbst sind heute noch mittelalterliche Mauerreste sichtbar, die ganz gut die Fundamente eines Turmes sein könnten, der auch bei Vischer, im rückwärtigen Teile der Burg (Abb. 3) schon in zerstörtem Zustande abgebildet ist. Piper hält diese Mauerreste irrtümlicherweise für die Fort-

¹ Hofkammerarchiv, Gedenkbuch Nr. 72—1554, Fol. 177—180 „was aber die auswendigen Wehren anlangt, so finden wir, daß sie zu garnichts nutz sind . . . Man wird dieselben umbrechen und andere gewaltige bauen müssen, von denen einer dem anderen zu Hilfe kommen könnte“.

² Schweickhardt, V. u. W. W. 1831, II—152.

³ M. Z. XV.—1870—LXXXIV.

⁴ Bl. f. Lk. XXII—1888—398 u. 401.

⁵ Hofkammerarchiv, Gedenkbuch Nr. 110 anno 1569—1571, S. 134, 135, 583.

setzung der Mauer des Palas (am Plane, Abb. 1 bei p strichliert). Es ist aber wieder ein Beweis für den von mir hypothetisch über alten Mauerresten angenommenen und durch die Pulverexplosion zerstörten Südwestturm, daß gerade die benachbarte Südwestmauer des Palas heute nicht mehr erhalten ist, die eben damals durch die Explosion des Südwestturmes zerstört worden sein dürfte. Dagegen stehen die Nordwestmauern des Palas, die dem durch die Pulverexplosion eben nicht berührten Wohnturme gegenüberliegen, noch aufrecht (Abb. 10). Das würde auch mit den Angaben des sonst nicht immer sehr genauen Schweickhardt, der als erster von der Pulverexplosion berichtet, stimmen. Er sagt ja, daß die Ring- und Zwingermauern nebst der Bastei zerstört wurden, was sehr wohl von dem, meiner Vermutung nach, an der Südwestmauer stehenden Turm, unmöglich aber von dem in der Mitte der Veste stehenden Wohnturm aus hätte geschehen können.

Auch Otto Lautinger¹ vermutet, daß eine Pulverexplosion im rückwärtigen Teile der Burg sich ereignet habe, weil ja der größte Teil der dort befindlichen Mauern jüngeren Datums ist und in diesem Ziegelmauerwerk eine ganze Menge von behauenen Steinen aus mittelalterlichen Türen und Fenstern eingebaut ist, darunter das erwähnte spätromanische Säulchen. Sie lagen eben nach der Zerstörung des Turmes durch die Explosion herum und wurden bei dem Neubau verwendet. Ich vermute daher auch, daß der an der ganzen Südwestseite vorgelegte Wall mit seinen Kasematten (Abb. 1, b) aus dieser Zeit und nicht wie Piper annimmt, erst von der Restaurierung von 1621 herrührt. Unter diesem Wall führen überwölbte, heute noch passierbare Gänge (Abb. 1, e und i) ins Freie, zu der nur mehr in geringen Resten erhaltenen, ziemlich tief am Bergabhang gelagerten Zwingermauer.

Die Belagerung Hainburgs durch Bethlen Gabor im Jahre 1620 scheint die Aufmerksamkeit Kaiser Ferdinands II. auf die Befestigung der Stadt gelenkt zu haben, dem im Sommer 1621 Freiherr Ernst v. Kollonitsch Bericht über das Schloß erstattete. Es war schon wieder in trostlosem Zustande. Die Wehren waren von den Knechten verbrannt worden und verwahrlost. Auf dem Turme fehlten die Böden. Alte Schiffe sollten das Holz für die Ausbesserung liefern, außerdem seien Geschütze und Munition erforderlich. Der Hofkriegsrat bewilligte alles am 11. Oktober 1621. Damals scheint die Festung für größere Geschütze umgebaut worden zu sein.²

Diese Veränderungen an der Umwallung waren nebst der Anbringung von Schießscharten so ziemlich alles, was man in der Pulverzeit an der Burg modernisierte. Es war recht wenig, wenn man damit den Renaissance-Umbau anderer Bergburgen betrachtet, wie zum Beispiel die Vorwerke der Schlösser Pitten, Neulengbach, Krumbach, von den mächtigen Vorwerken der Schlösser in der

¹ Nach einer Zuschrift desselben, für die hiemit gedankt sei.

² Maurer 75.

Ebene gar nicht zu reden.¹ Solche kostspielige Umwallungen waren freilich nur an Burgen möglich, welche mächtigen Adeligen gehörten, die diese Burgen selbst bewohnten und auf ihre eigene Sicherheit und ihren eigenen Ruhm bedacht waren. Die kaiserliche Hainburg aber wurde von Pflegern verwaltet, die gewöhnlich nicht in der Burg wohnten und nur über kaiserlichen Auftrag mit den wenigen Mitteln, die der Hof im letzten Augenblicke zur Verfügung stellte, die dringendsten Verbesserungen ausführten. Gerade Hainburg aber hätte man aus Reichsinteresse mit den modernsten Befestigungen zum Schutze gegen die neuen Angriffswaffen versehen müssen, wie ja Hainburg im Mittelalter eine der stärksten Burgen des Landes gewesen war.

Nach diesen seit 1569 und 1592 relativ noch bedeutendsten Umbauten von 1621 scheint man aber durch acht Jahre die Burg wieder ihrem Schicksale überlassen zu haben. Denn wenn die Stadt Hainburg sich in Schulden stürzte, um nach dem Tode des letzten Pfandinhabers Hans Christoph Freiherrn v. Unverzagt 1627 die Burg kaufen zu können, so geschah dies wohl nicht nur deshalb, um den leidigen Streitigkeiten zwischen den Pflegern der Burg und der Stadt ein Ende zu bereiten, sondern auch um die für die Verteidigung der Stadt so wichtige Burg in die Hand zu bekommen und wieder herstellen zu lassen. Wir erfahren daher auch, daß bald nach der Übergabe der Burg am 29. Mai 1629 in den Besitz der Stadt bereits am 28. Juni dieses Jahres die Stadt mit den Wiederherstellungsarbeiten begann. Wir lesen,² daß damals die Wehren und Gänge so baufällig waren, daß niemand mehr darauf umhergehen mochte. Sie wurden ebenso wie das Dachwerk am Turme und der Kapelle wieder hergestellt. Man sieht daraus, daß auch 1629 Turm und Kapelle noch als wichtige Teile der Befestigung angesehen und daher in guten Zustand gesetzt wurden.

Auch auf dem Stiche von Mathäus Vischer (Abb. 3) sehen wir 1672, also nach der letzten Restaurierung und vor dem zweiten Türkeneinfalle, Wohnturm und Kapelle mit gutem Dache versehen, während das romanische Gebäude hinter dem Turm (der Palas Abb. 1, p) kein Dach mehr hatte und anscheinend bereits Ruine war. Wieder ein Beweis dafür, daß die Burg damals schon verlassen war, da 1629 nur das für die Verteidigung Wichtige, nämlich Wehrgänge, Turm und Kapelle mit nicht unbedeutenden Kosten (1195 Gulden) wiederhergestellt wurden.

Nach dem für Hainburg so verhängnisvollen Türkeneinfalle des Jahres 1683 hatte es natürlich keinen Zweck mehr, sich um die Verteidigungsfähigkeit der Burg zu kümmern. Nur die alte Burgkapelle, die bereits im späten Mittelalter (1476) nicht mehr St. Pankratius, sondern St. Georg geweiht erscheint,³ wurde noch

¹ Vgl. Donin, n.-ö. Renaissance-Schlösser als Wehrbauten. Mon. Bl. f. Lk. n. F. I—26 und 63.

² Zeugnis des Landuntermarschalls Georg Christoph Waltherskirchen zu Wolfsthal vom 31. 12. 1639, abgedruckt in Bl. f. Lk. XXII—1888—415.

³ Maurer 207. Am 15. XI. 1482 werden zwei Wochenmessen für die

einmal zu neuem Leben erweckt. Als die Zelkinger nicht mehr die Burg bewohnten, scheint auch die Burgkaplanei nicht mehr besetzt worden zu sein, so daß die Einkünfte des Schloßbeneficiums St. Georg im Jahre 1662 dem Bürgerspital überlassen wurden. Als Johann Graf von Löwenburg 1703 die Herrschaft Hainburg mit dem Bergschloß von Kaiser Leopold I. gekauft hatte, ging er daran, die „uralte Kapelle ad St. Georgium“, die „seit vielen Jahren öd und verwüstet gestanden“, wieder instandzusetzen. So wurde in der alten romanischen Kapelle, die ein neues Dach und einen Dippelboden erhalten hatte, 1709 wieder Messe gelesen.¹ Möglicherweise wurde damals der Raum zwischen Turm und Kapelle zur Erweiterung des im ersten Stockwerk des Turmes gelegenen Wohnraumes (vielleicht als Wohnung für den Kaplan, da ja alle Wohnbauten zerstört waren) überbaut, wie man nach Resten des Verputzes (rechts vom alten Portal des Turmes) und einer neuen Verbindungstüre annehmen kann, die man dort durch die Mauer brach, wo sie durch den alten Kamin schwächer war. Ein altes Lichtbild im Landesarchiv² zeigt noch über einem doppelten Torbogen dieses Verbindungsstockwerk zwischen Turm und Kapelle.

Auch ein an die Südwestseite der inneren Ringmauer angebautes Gebäude (Abb. 1, m), von dem heute nur mehr Spuren zu sehen sind, dürfte aus dieser Zeit herrühren, wenn es nicht der 1569 von Wilhelm Gienger errichtete „Heuschupfen, Roß- und Viehstall“ war.³ Jedenfalls hat man 1709 wahrscheinlich zum letztenmal an der Burg gebaut. Denn das Bergschloß hatte nun rasch wechselnde Eigentümer, und als Graf Gabriel Bethlen, der 1742 Eigentümer der Burg wurde, das neue Schloß baute, war das Interesse an der Burg wohl vollständig geschwunden. Damals scheint, nachdem der Palas ja schon über hundert Jahre in Trümmern lag, auch der langsame Verfall des Wohnturmes besiegelt worden zu sein, aus dessen Südwestmauer man, wie erwähnt, brutal Steine ausbrach, vermutlich um die Stiegenstufen herausnehmen zu können. Wahrscheinlich wurden die Mauern der Burg auch beim Bau der Militärschule noch weiter zerstört um Baumaterial zu gewinnen. Trotzdem war die Burg 1870⁴ noch viel besser erhalten als heute, was, auch die alten, früher erwähnten Bilder im Landesarchiv beweisen. Die Mauern reichten höher, die halbrunde Apsis der Kapelle z. B. war noch vollständig erhalten und ihr Eingang war noch als rundbogig und ungeschmückt erkennbar. Durch im Sommer 1928 durchgeführte Sicherungsarbeiten scheint den weiten Verfall wenigstens des Wohnturmes Einhalt geboten.

„sand Jorigen kapellen“ gestiftet. Quellen z. Gesch. der Stadt Wien, II/III—4934. Auch ein St. Oswald-Altar stand in dieser Kapelle. Ibidem II/I—1874.

¹ Maurer 210.

² C—VIII—79.

³ Hofkammerarchiv, Gedenkbuch 1569, Fol. 134 vo, 135. Ich glaube aber, daß diese 1569 errichteten Wirtschaftsbauten in der Nähe der Kasmatten standen.

⁴ M. Z. XV—1870—LXXXVIII—LXXXIX.

Die Stadtbefestigung.

Hainburg hat wie keine zweite niederösterreichische Stadt ihre alten Mauern fast unversehrt erhalten (Abb. 2). Denn auch die Städte Drosendorf, Eggenburg, Marchegg, Zwettl und Groß-Enzersdorf, die verhältnismäßig viel von der alten Befestigung in die Gegenwart retteten, reichen weder in der Geschlossenheit der Mauerzüge noch in dem Reichtum der erhaltenen Türme und Tore an Hainburg heran. Von anderen niederösterreichischen Städten, bei denen nur geringe Mauerreste oder einzelne Türme die einstige Wehrhaftigkeit bezeugen, wie z. B. Bruck a. d. Leitha, den beiden Waidhofen, Traismauer, Korneuburg, Tulln, Scheibbs, Klosterneuburg, Weitra, Perchtoldsdorf, Krems, Stein, Melk, Laa, Pöchlarn, Wiener-Neustadt und anderen nicht zu reden. Nur die früher zum Vergleich herangezogenen Mauern Dürnsteins besonders in der östlichen Ausdehnung, können erfolgreich mit dem Mauergürtel unserer Stadt konkurrieren.

Wenn auch die Mauern Hainburgs außen nicht mehr vom Graben eingeschlossen sind und innen, nur streckenweise unverbaut, die seinerzeit vorgeschriebene Wallstraße erkennen lassen, so sind sie doch eigentlich nur an der Westecke durch die Baulichkeiten der Tabakfabrik auf einem etwas längeren Abschnitt unterbrochen. Hierbei ging allerdings auch der schöne, nach dem Grundriß der Franziszeischen Mappe¹ rechteckige, bei Vischer (Abb. 2 und 3) noch sichtbare weiße Turm verloren, der vom Eisstoß oft beschädigt worden war. Ein zweiter Turm ist in dem Territorium der Tabakfabrik stark verbaut, ein anderer ins Blättermagazin einbezogen worden. Trotz dieser Veränderung besitzt Hainburg heute noch zwölf Türme und drei Tortürme, die Türme der Burg nicht mitgerechnet.

Merkwürdig ist, wie verschieden die Zahl der Türme bei einzelnen Autoren angegeben wird, vielleicht weil man verbaute Türme als solche nicht erkannte. Ja der sonst so genaue Lind² beschreibt 1876, daß von den 13 Türmen im ganzen nur mehr sieben (!) erhalten seien. Aus einem Berichte des Zeugmeisters Bartholomäus Freyssleben um 1500 über die Kriegsausrüstung der Stadt und aus einer Jahresrechnung der Stadt vom Jahre 1545³ erfahren wir auch die alten Namen der dreizehn Türme: den schon erwähnten weißen Turm, ferner den Schützenturm, Götzenturm, Metzgerturn, roten Turm („rattenthurn“), Hungerturm, Menturm, Kreusturm, Judenturm (vielleicht der zweite Turm südöstlich vom Ungar-Tor, der

¹ Franziszeische Mappe und Parzellenprotokoll von 1820 (N.-Ö., Kreis U. W. W. Nr. 111). Auch auf alten Bildern, so z. B. einer Abbildung Hainburgs auf einem Lehrbriefe von 1790 (im Stadtmuseum, von Hauptschullehrer Kronberger als Ansichtskarte herausgegeben) ist noch deutlich der weiße Turm als viereckig und mit Dach versehen, zu erkennen.

² Dr. Karl Lind, *Mittelalt. Städtebefestigungsbauten in N.-Ö.*, M. Z. neue F. II. 1876—LXXXVIII.

³ W. Boheim, *M. A. V. XXVIII—15; M. Z. n. F. III—1877—LXXXV; Bl. f. Lk. XXII—1888—121.*

heute Halterturm heißt, an den einst der Judenfriedhof grenzte¹ oder der Turm bergwärts vom Wienertor, bei dem Judenhäuser standen), Heltenturm, Geschwentsturm, Klosterturm (wohl der Turm donauwärts vom Wienertor, der in der Nähe des zweiten Baues des Minoritenklosters stand) und den Winkelturm. Die drei Tortürme werden der Wienerturm, der Ungarturm und der Torturm (wahrscheinlich der Turm mit dem Fischertor) genannt.

Erst in der Zeit der Kreuzzüge wurde es allgemein üblich, die Mauern mit Türmen, die einen Pfeilschuß von einander entfernt standen, zu verstärken, insbesondere mit Türmen, die flankierend vorsprangen und von denen aus man die Mauern seitlich bestreichen konnte. Die Hainburger Stadttürme sind geradezu Musterbeispiele, in welcher verschiedener Weise Türme zur Mauer gestellt werden können. Wir finden z. B. einige quadratische Türme (Abb. 18), deren Achsen in der Richtung der Stadtmauern fallen, und je zwei Türme oberhalb des Wiener-Tores und des Ungartores mit einem über Eck gestellten quadratischen Grundriß. Der Turm an der nördlichen Ecke der Stadt dürfte wegen seines achteckigen Grundrisses erst in gotischer Zeit entstanden sein, obwohl Reste von zwei gekuppelten Rundbogenfenstern in ihm zu sehen sind. Sie dürften von einem romanischen Bau in diesen Turm übertragen worden sein (Abb. 18). Der Turm ist durch seine vorspringende Lage zur Verteidigung der Stadtecke und der anschließenden Mauerteile besonders geeignet. Deutlich sieht man noch, wie der Wehrgang der Stadtmauer in den Turm mündete.

Der Turm südlich vom Wienertor,² ferner der Turm südlich und 2 Türme nördlich vom Ungartor, von denen der nördlichste im Bereiche des Blättermagazines der Tabakfabrik heute mit Fenstern versehen ist, haben als Grundriß ein halbes Sechseck mit einer scharfen, gegen den Feind gerichteten Spitze, an der die feindlichen Geschosse leichter abprallten, während zwei Parallelseiten des Sechseckes vor die Mauer vorspringen und sie verteidigen halfen.

In einzelnen Türmen finden wir Öffnungen, mit kleeblattbogigem Abschlusse, so zum Beispiel am Turm nördlich vom Ungartor (Abb. 17), ähnlich wie beim sogenannten Wohnhaus der Theodora und dem Wohnturm der Burg, sodaß wir diese Türme wieder in die Ottokarische Zeit der frühen Gotik setzen dürfen. Die meisten älteren Türme haben Mauerschlitze, die jüngeren wieder Maueröffnungen mit gotischer Schräge. Drei Türme der Westseite gegen den Burgberg zu, die mit quadratischem Grundriß parallel zur Mauer stehen, dürften einer etwas früheren Zeit angehören. Einer dieser Türme, der dritte südöstlich vom Wienertor, hat die bereits bekannten Doppelfenster mit kleeblattbogigem Abschluß in zwei Geschossen übereinander. Er dürfte wegen seines Grundrisses zwar früher entstanden, in Ottokarischer Zeit aber umgebaut worden sein.

¹ In der Franziszeischen Mappe ist der Judenfriedhof noch eingetragen. (Abb. 2).

² Heute zur Tabakfabrik gehörig und teilweise umgebaut.

Die meisten, besonders die älteren Türme hatten zur Verteidigung Zinnen. Türen verbinden die Türme mit dem Wehrgange der Mauer, um die Kämpfer auf den Mauern von den Türmen aus mit Munition versorgen zu können. Diese Wehr- oder Mordgänge liegen dort, wo die Mauer stark genug war, was meistens bei dem jüngeren Teile der Befestigung der Fall war, auf der Mauer selbst (Abb. 17). An anderen Mauerabschnitten sehen wir noch die Löcher der Stützbalken für das Holzgerüst des Wehrganges, die wir an den Ringmauern der Burg bereits bemerkten oder steinerne Vorkragungen (Abb. 19). Ein über Eck gestellter Turm an der Nordostseite der Stadtmauer (in der Höhe des gegenwärtigen Friedhofes) läßt Zinnen und Wehrgang samt Seitentüren besonders gut erkennen.

Neben ihm, einst mit Mauer und Turm verbunden, ist noch die Langseite eines länglichen Gebäudes mit einem Paare gekuppelter Fenster vorhanden. Die Giebelseite mit ebenfalls zwei romanischen Doppelfenstern stieß nach alten Abbildungen unmittelbar an den Turm. Sie ist heute verschwunden.¹ Es sind Reste eines bewohnbaren Hauses, das wegen seiner unmittelbaren Verbindung mit Stadtmauer und Turm, an der Seite gegen den Feind zu gelegen, sicherlich einst eine Rolle bei der Verteidigung zu spielen hatte. Die Doppelfenster geben wieder einen Anhaltspunkt für die Entstehungszeit, da der kleeblattbogige Abschluß (Abb. 16) ähnlich dem wiederholt genannten gekuppelten Fenster in der Burg und an Stadttürmen auf das 3. Viertel des 13. Jahrhunderts, auf die ottokarische Zeit schließen läßt. Die Trennungssäulchen der Fenster fehlen. Von einem sind Kapitäl und Basis heute beim Wirtschaftsbesitzer Gradinger. Das Kapitäl mit Knospen und Blattwerkkrantz, die trotz Eckblätter schon an gotische Teller mahnende Form der Basis (Abb. 15) bestätigen die Datierung. In dem Hause soll nach der Überlieferung die Herzogin Theodora gewohnt haben. Da ihr Hainburger Aufenthalt aber schon in das Jahr 1225 fällt, erscheint dies ausgeschlossen. Trotzdem sind diese Hausreste bei der Seltenheit romanischer Wohnhäuser in Niederösterreich von Bedeutung für die Kunstgeschichte der Heimat.

Vergeblich suchen wir bei der Befestigung von Hainburg mächtige Vorwerke und Bastionen, mit welchen andere Städte im XV., meistens aber erst im XVI. und XVII. Jahrhundert (Wien wurde erst knapp vor 1683 neu befestigt!) ihren mittelalterlichen Mauerschutz den neuen Pulverwaffen anpaßten. Lediglich vor dem Ungartore sind heute noch Reste eines Vorwerkes erhalten,² das man dem alten, den Pulvergeschützen nicht mehr gewachsenen Tore vorlegte, um wenigstens das Tor der Angriffsseite besser zu schützen. Nach alten Abbildungen zogen sich beiderseits senkrecht vom Tore Mauern quer durch den Graben. Sie hatten gegen den Graben zu Schieß-

¹ Abb. 19 in M. A. V. XII—1857—142. Das Erdgeschoß soll einen einzigen saalartigen Raum gebildet haben, M. A. V., X—1869—XIX.

² Heute noch rechtsseitig erhalten. Das linksseitige Vorwerk ist noch zu sehen auf der Abb. M. Z. n. F. II—1876, Fig. 24—LXXXVII; Anton Dachler, Befestigung m.-a. Städte in N.-Ö. in M. A. V., XLIX—39.

scharten, wodurch nicht nur die Hauptmauer, sondern auch der Graben bestrichen werden konnte. Das Vorwerk besaß natürlich auch ein eigenes Tor samt Graben und Zugbrücke. Sonst dürften die Hauptmauern und ihre Türme nur durch den Wassergraben und streckenweise durch niedrige Vorwerke geschützt worden sein. Auch das Wienertor, ja die ganze Südwestseite der Stadt hatte nach Vischer 1672 keine Vorwerke.¹ Das Wienertor wurde lediglich gleich dem Ungartore und Teilen der Stadtmauer durch Aufbauten erhöht. Dies erfolgte teilweise noch in gotischer Zeit, einiges auch erst 1621, in welchem Jahre der Befehl erging, die Stadtmauern zu reparieren.² Sonst begnügte man sich 1532, „die Schießlöcher vermachen und anders zurüsten zu lassen“, also auf die Pulverwaffen einzurichten (Schlüsselscharten) und wahrscheinlich dabei die Mauern etwas zu erhöhen, wie dies der Vischersche Stich zeigt, ferner die Türme auszubessern und die Gräben um die Stadt mit „Deichknechten“ räumen und wieder herstellen zu lassen. Auf eine ausgiebige Hilfe der Regierung, welche sich die Stadt Hainburg wiederholt zum Ausbau ihrer Verteidigungswerke erbat, warteten die Hainburger stets vergebens.

In den Mauern gab es außer den drei großen Toren oft kleinere Durchlässe, so ein kleiner, heute vermauerter, rundbogiger Durchgang zwischen den beiden Türmen nordwestlich des Ungartores. Ein größerer Mauerdurchlaß scheint das sogenannte „verrückte“ Tor gewesen zu sein, das einst in die Mauer westlich von der heutigen Bürgerschule übertragen („verrückt“) und später niedergerissen wurde. Da es ohne Befestigungswerk die Mauer durchbrach, war es sicherlich aus neuerer Zeit ebenso wie der heute verschwundene Tordurchbruch der Opitzgasse.

Das Wienertor.

Von den drei befestigten Toren Hainburgs, die alle erfreulicherweise gut erhalten auf uns gekommen sind, ist das über 20 m hohe Wienertor das mächtigste Stadttor Niederösterreichs, das auch unter den Tortürmen deutscher Städte eine Sonderstellung einnimmt. Es gehört, wie der Augenschein lehrt, nur im unteren Teile, soweit die 22 Buckelquaderschichten reichen, dem Mittelalter an. Der obere Teil wurde nach den Schießscharten zu schließen, erst in der Pulverzeit (vielleicht als nach dem ersten Türkeneinfalle die Stadtmauern 1532 restauriert wurden), schwerlich erst nach 1621 auf-

¹ Mauern, auf die man bei Grabungen vor dem Wienertor stieß, dürften wohl die äußeren Mauern des Stadtgrabens sein oder von späteren Verbesserungen herrühren; so wurden 1697 zwei Schanzen mit Faschinen und Pallisaden aufgeworfen, Stadttor und Turm ausgebessert, ebenso 1718 (Maurer 387 und 496). Auf dem Franziszeischen Plan (Abb. 2) ist anscheinend die Brücke über den Graben eingezeichnet.

² Bl. f. Lk. XXII—1888—407. Schon Herzog Albrecht III. (1365—95) gab den Hainburgern das Recht, eingeführte ungarische Weine zu beschlagnahmen zu Bauzwecken. Kretschmayr, Jahrb. f. Lk. I—1902—323/XX.

gesetzt.¹ Dieser Aufbau verleiht dem Bauwerke seinen außerordentlichen wuchtigen Eindruck und malerischen Charakter (Abb. 21).

Der alte untere Teil enthält den durch vier hintereinander liegende Spitzbogen überwölbten, eigentlichen Torbau, der zu beiden Seiten von zwei halbrunden turmartigen Vorbauten flankiert wird. Durch ihre Mauern wurden in späterer Zeit aus Verkehrsgründen zwei Eingänge durchgebrochen. Nach der Stadtseite zu wirkt der Turm mit einem einfacheren Quaderbau und natürlich ohne Vorbauten weniger trutzig und wehrhaft (Abb. 6).

War der Feind im Anzuge,² so wurden von den Verteidigern die beiden Fallgitter, die ungefähr so wie die heutigen aussahen, gegen die Außen- und Innenseite vom ersten Turmstockwerke herabgelassen. Rannte der Feind gegen das Gitter an, so wurde er vom zweiten Stockwerke der beiden Vorbauten, wo im Mittelalter der Bau endete, beschossen. Gelang es dem Angreifer, das äußere Fallgitter zu durchbrechen, so erwartete ihn in der Durchfahrt der Angriff von oben, so wie im Torturm der Burgruine.

Durch die Erhöhung des Turmes wurde zwar die Verteidigung vom Zinnengange des zweiten Stockwerkes unmöglich, dafür lief aber um das dritte Stockwerk, wie heute noch aus Balkenlöchern und Türöffnungen erkennbar, ein hölzerner Wehrgang. Auch konnte durch die Scharten des vierten Stockwerkes noch herabgeschossen werden. Ebenso war der Eingang zwischen den Vorbauten durch den über sie gezogenen, elliptischen Aufbau nach Art eines mächtigen Gußloches besser geschützt. Dagegen ist es nicht sicher, ob die beiden hohen, aber schmalen Mauerschlitze rechts und links vom Tor Schießscharten waren, oder bloße Licht- und Auslugöffnungen. Es müßte denn sein, daß sie für Bogenschützen bestimmt gewesen wären, die aber im Mittelalter bei uns schwer nachweisbar sind. Für Armbrustscharten fehlt ihnen innen die Ausbuchtung, weshalb Armbrustscharten in dicken Turmmauern überhaupt selten sind. Scharten für Handfeuerwaffen kamen aber im unteren Teile des Wienertores noch nicht in Betracht. Ähnliche Schlitze von dieser ungewöhnlichen Form hat auch das Erdgeschoß des Eingangstores der Burg, sowie andere Türme der Befestigung und das Ungartor. Einzelne dieser Schlitze öffnen sich stadtseitig, waren also sicher keine Schießscharten.

Architektonisch bedeutsamere Details finden wir in den ebenerdigen Räumen der beiden Seitenflügel des Wienertores, die durch überaus kräftige, an den Kanten abgefaste Rippen in je zwei Jochen von fast unmerklich spitzbogigen Kreuzgewölben überwölbt sind. Die Abbildung (23) läßt die Wucht dieser Gewölbe und die abge-

¹ Dagegen spricht der die runden Vorbauten oben überbrückende Spitzbogen. Auch hätten nach 1621 nur Vorwerke, aber nicht eine Turmerhöhung einen Zweck gehabt. Vgl. die Grund- und Aufrisse in der „Wiener Bauhütte“, Jhgg. I—1866—120 und 130.

² Die Tore hatten im Jahre 1545 besoldete Wächter u. zw. das Wiener- und Ungartor je zwei, das Fischertor („Türl bei dem Wasser“) einen; Bl. f. Lk. XXII—1888—121.

rundeten Rippenansätze an den Wänden deutlich erkennen. Das ab-geschrägte Rippenprofil kündigt wieder den Übergang vom roma-nischen zum gotischen Stil während der Herrschaft Ottokars. An der Stadtseite ist ähnlich dem Wohnturme in beiden Turmflügeln je eine Stiege zum ersten Stockwerke in die mittelalterliche Mauer eingebaut, während Holztreppe die Verbindung mit den übrigen in der Neuzeit zugebauten Stockwerken herstellen.

Die Torfiguren.

Kunst- und kulturgeschichtlich bemerkenswert sind die Hoch-relieffiguren am rechten und linken Turmvorbau. Es sind weder Etzel und Kriemhild, noch Sommer und Winter oder die sagen-haften Stifter Hainburgs Heimo und Miltrudis, auch nicht der Er-bauer des Tores und seine Gattin, da sie, wie schon Böheim durch genaue Beschreibung bewies, beide Ritterfiguren vorstellen.¹ Der linksseitige Krieger ist mit einem Panzerkittel „Haubert“ bekleidet, der an den Armen bis zum Ellbogen und unten, etwas geschlitzt, bis nicht ganz zum Knie reicht. Der Haubert bedeckt wie eine Ka-puze den Kopf, Augen und Nase freilassend. Er ist mit nach der Quere laufenden Streifen von übereinanderliegenden Eisenringel-chen benäht, die wie üblich abwechselnd auf dem einen Querstreifen auf der rechten, auf dem andern auf der linken Seite sich decken. Unter dem Haubert reicht das Wams (Gambeson) hervor. An dem stark beschädigten rechten Ritter ist außer an den Füßen noch am Arme deutlich die Bekleidung mit einem Panzerzeuge erkennbar, ein Beweis, daß auch diese Skulptur keine Frau, sondern einen Rit-ter darstellt, welcher über der Panzerung den ärmellosen Rock, den „Schapperun“ trägt, der im dreizehnten Jahrhundert üblich wurde. Im Gegensatz zu der behelmteten Figur links (an dem Helm will Böheim erkennen, daß er mit einem Leinentuche, „einer Helmdecke“ überzogen ist), ist der von Locken umrahmte Kopf des rechten Ritters ohne Bedeckung. Wir erkennen in den beiden Steinreliefs sogenannte Trutzfiguren, die man im Mittelalter gerne an Stadt-toren und Türmen anbrachte (Abb. 24).

Hatte der linksseitige Ritter, wie aus der Haltung der Hände klar hervorgeht, ein Schwert (nicht wie Sacken und andere ver-muteten, eine Lanze oder einen Fahnenstange) in Händen, so hielt sein Gegenüber einen Schild zu „Schutz und Trutz“ der Stadt Hain-burg. Solche Trutzfiguren werden zwar erst in hoch- und spät-gotischer Zeit besonders häufig, doch kommen sie auch schon in ro-manischer Zeit vor, wie Endres² bei einer spätestens im 12. Jahr-

¹ Ausführliches darüber in meiner Abhandlung über sie im Mon. Bl. Verein f. Lk. 1919, No. 1 u. 2; Böheim in Mon. A. V.—1895—248. Die Be-kleidung ganz ähnlich der bekannten sitzenden Ritterfigur an der Kathe-drale von Chartres (13. Jhdt.).

² Endres, das St. Jakobsportal in Regensburg, Kempten 1903, Seite 39. Die sog. Herzogsfiguren im St. Ulrichsmuseum zu Regensburg in „Christl. Kunst“ 14. Jahrg. Seite 38. Vgl. auch Karl Gaulhofer, Die Fußhal-tung Kassel 1930, S. 232, Abb. 97.

hundert entstandenen, schildbewehrten Figur in Regensburg nachgewiesen hat.

Ich habe bereits früher die Entwicklungslinie zu den Hainburger Figuren an datierbaren niederösterreichischen Reliefs, und zwar von der Grabfigur des letzten Babenbergers Friedrich II. des Streitbaren in Heiligenkreuz (entstanden nach 1246) über die sogenannte Stifterfigur am Tullner Karner (entstanden zwischen ca. 1256—1260) gezogen und hiebei die viel freiere Haltung der Figuren am Wiener Tore, die schon Stand- und Spielbein unterscheiden, die bessere Naturbeobachtung in der Wiedergabe der Körperformen wie in den Einzelheiten der Rüstung, des Ringelpanzers, des Helmes gegenüber den zurückgebliebenen Plastiken in Tulln und Heiligenkreuz festgestellt. Besonders die kühne Wendung der rechtsseitigen Figur mit dem energisch zurückgebogenen Kopfe sagt schon die Zeit beginnender Gotik an, wobei der neue naturalistisch-gotische Einschlag auf französische Einflüsse zurückgehen dürfte. Für die frühesten Ansätze gotischer Plastik in Österreich in ottokarischer Zeit sind daher unsere Figuren von grundlegender Bedeutung. Auch geben sie uns sichere Anhaltspunkte für die Datierung nicht nur der Figuren, sondern des mittelalterlichen Wiener Tores um 1270.¹

Freilich darf man bei der Würdigung der Figuren nicht übersehen, daß sie heute nicht mehr an ihrem ursprünglichen Platze stehen, da die Buckelquadern um sie herum ausgestemmt wurden, um die Reliefsteine einfügen zu können. Sie standen seinerzeit sicherlich an der Torwand selbst, rechts und links oberhalb des Tores, wo Trutzfiguren ja gewöhnlich stehen und von wo aus sie als Wahrzeichen der Stadt schon von weitem sichtbar waren.

Nun verstehen wir auch die komplizierte Haltung beider Figuren. Sie wendeten den Körper, insbesondere aber das Schwert und den Schild schützend, nicht wie heute gegen die Tormauer, sondern über das Tor, drehten den Kopf aber dem Beschauer zu, der von außen durch das Tor ging. Die rechte Körperhälfte der linksseitigen Figur ist beispielsweise unter voller Ausnützung des Steinblockes geradezu für eine Ecke gemeißelt. Wir sehen daher die anscheinende Plumpheit als in den Raumverhältnissen begründet. Die Versetzung der Figuren an den gegenwärtigen Platz erfolgte noch in gotischer Zeit, weil sie sicherlich mit der Erhöhung des Torbogens durch den gegenwärtigen Spitzbogen zusammenhängt. Vielleicht wurde im Jahre 1437 das Wiener Tor restauriert, in welchem Jahre an der Burg viele Herstellungen durch den Stadtrichter Peter Tannberger vorgenommen wurden,² vielleicht war der Grund für diese Änderungen die Wiederherstellung der Befestigungen unter Matthias Corvinus nach dem Jahre 1482. Die Restaurierung von 1532, in welchem Jahre 200 Gulden für die Ausbesserung der durch die Türken beschädigten Mauern und Türme verwendet

¹ Kieslinger (Die m. a. Plastik in Österreich, Wien 1926, S. 32) setzt die Figuren ohne nähere Bestimmung in die 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts.

² Bl. f. Lk. XXI—1887—207.

wurden,¹ kommt für die Versetzung der Figuren schwerlich mehr in Betracht.

Es zeugt nur von der Beliebtheit dieser steinernen Wehrmänner, welche sie als Wahrzeichen Hainburgs genossen, daß in Petronell rechts und links an der Straße, die von Hainburg führt, zwei ähnliche, bewehrte Männer mit der Jahreszahl 1731 stehen,² die in sichtlich archaisierender Art die Hainburger Trutzfiguren nachahmen. Diese späte Nachahmung beweist auch, daß die sagenhafte Bedeutung der Hainburger Figuren ihnen noch später, wahrscheinlich im 19. Jahrhundert zugeschrieben wurde, denn in Petronell wollte man 1731 nicht Heimo und Miltrudis, sondern wie im Hainburg des 13. Jahrhunderts Stadtbeschützer darstellen. Steht doch am Schild des rechtsseitigen Petroneller Männchens zu lesen: „Sehet, liebe Nachbarn mein, Wir zwei wollen Wächter sein.“

Ottokar II. begünstigte gerade in den letzten Jahren seiner Regierung besonders die Städte, auf die er sich wiederholt in finanzieller und militärischer Hinsicht stützte.³ Er erbaute an der Ostgrenze nicht nur Marchegg, sondern verstärkte die Befestigungen einer Reihe von Städten, so von Wien und Wiener-Neustadt. Er war in dieser Zeit auch einigemale in Hainburg, vermutlich in den Jahren 1260, 1264, sicher aber 1252, 1270 (anlässlich des Bündnisses mit König Stephan von Ungarn) und 1271. Wir wissen von Privilegien und Rechten, die Ottokar zahlreichen böhmischen und österreichischen Städten und deren Bürgern verlieh. Im Privileg für Tulln vom 27. Oktober 1270 hatte Ottokar die für die Entwicklung des österreichischen Städtewesens so bedeutungsvolle Bestimmung getroffen, daß jeder Stadtbewohner, mag er auf wes' immer für Grunde wohnen, nicht als Höriger irgend jemandes, sondern als königlicher Bürger anzusehen sei, der nur dem Könige in Gemeinschaft mit anderen Bürgern steuerpflichtig sei.⁴ Es erscheint daher nicht unmöglich, daß die Hainburger Trutzfiguren, diese frühesten bürgerlichen Skulpturen Niederösterreichs, ja vielleicht ganz Österreichs, die weder eine Kirche, noch eine Burg schmückten, der bildhafte Ausdruck eines solchen von Ottokar der Stadt Hainburg verliehenen und urkundlich nicht mehr erhaltenen Rechtes sind.

Endlich sei auf die Ähnlichkeit des Wienertores mit dem Kroissenbrunnertor in Marchegg aufmerksam gemacht, das nach Lind aus zwei vorspringenden Rundtürmen mit überwölbtem Torweg dazwischen bestanden haben dürfte.⁵ Das Kroissenbrunnertor ist das einzige Tor, das noch bei Lebzeiten Ottokars in dem von ihm 1268 gegründeten Marchegg erbaut wurde. Schade, daß das Tor fast

¹ Bl. f. Lk. XXII—1888—119.

² Schmidl, Wiens Umgebungen, Wien 1835, II—421 und Anton Dachler, Stadt- und Ortsausgänge Mon. A. V. 31. Jahrg. 1914, S. 79 und Abb. 35.

³ Vgl. Vancsa, Gesch. N.-Ö. u. Ob.-Ö., Gotha 1905, I—525 ff.

⁴ Gustav Winter, Urkundl. Beiträge z. R. Geschichte ober- und niederösterr. Städte, Innsbruck 1877, S. 23, Nr. 9.

⁵ Lind, M. a. Städtebefestigungen, III, M. Z. n. F. III—1877—LXXV.

vollständig demoliert ist. Es wäre, da es nach meiner Datierung mit dem Wienertor gleichzeitig ist, sonst der schlagendste Beweis für die Erbauung des Hainburger Wienertores durch Ottokar II. Přemysl.

Das Ungartor.

Etwas älter als das Wienertor ist das, den Weg nach Ungarn vermittelnde, überaus massive Ungartor.¹ Denn es hat, obwohl es auf der Feindesseite lag, einen weniger gegliederten Grund- und Aufbau und wirkt lediglich durch seine mächtige Baumasse als wuchtiger, schräg zur Stadtmauer gelagerter Turm, der aus trutzigen, mit Lichtschlitzen durchbrochenen Rusticaquadern (Buckelquadern mit Randschlag) zusammengesetzt ist. Auch der runde Torbogen und die wuchtigen Kämpfergesimse, auf denen die Bogen aufsitzen, sind noch romanisch und ähneln auffallend denen des Burgtores.

Das Ungartor geht nur in seinem unteren Teile ins Mittelalter zurück und wurde erst später im Mauerwerk erhöht und, nach den Balkenlöchern zu schließen, mit einem hölzernen Wehrgang (Abb. 20) versehen, was gleichzeitig mit der Mauererhöhung des Wienertores geschehen sein dürfte.

Die Verteidigung des Toreinganges erfolgte, wenn das äußere Fallgitter (ein inneres besaß das Ungartor nicht, wohl aber nach den Türangeln zu schließen ein inneres Tor) genommen war, wie beim Wienertor, im Inneren des Turmes von oben aus.

Eigenartig ist die Lage des Tores, das nicht in der Mitte des Turmes, sondern, von der Stadt aus gesehen, in der linken Hälfte liegt, wobei die rechte Hälfte, auch gegen die Torhalle zu durch eine starke Mauer getrennt ist. Sie bildet einen vollständig geschlossenen, von ebener Erde aus unzugänglichen Turm, den das Volk „Hungerturm“ nennt und dessen Mauerwerk wenigstens im oberen Teile nicht mit dem Abschnitte der Torhalle bindet.² Dachler hatte diese Zweiteilung des Ungartores durch einen Zubau zu erklären versucht.³ Dagegen spricht aber die einheitliche Behandlung der Buckelquadern und der enge Zusammenhang mit dem ganz ähnlich gebauten Zwingertore der Burg (Abb. 9). Später soll gezeigt werden, wie ein unverstandenes südfranzösisches Vorbild diese merkwürdige Lösung verschuldete. Jetzt sei aber schon festgehalten, daß wir das Ungartor um 1260 ansetzen müssen, da das Zwingertor der Burg, wie früher bewiesen, mit dem Wohnturm der Burg und dieser wieder mit der gleich nach 1260 neu erbauten Martinskirche durch einheitliche Stilmerkmale für dieselbe Zeit festgelegt ist.

An der Stadtseite des Ungartores ist an einem besonders lan-

¹ Ich stelle hiemit einen Irrtum richtig, mit dem ich in einer früheren Publikation das Tor mit dem Wienertor als gleichzeitig erklärte.

² Grundriß des Ungartores und Wienertores im Archiv für österr. Gesch. VI—1851—272, Theodor Mayer, spicilegium von Urkunden aus der Zeit der österr. Babenbergfürsten.

³ Anton Dachler M. A. V. XLIX—39.

gen Quadersteine die Figur eines Lindwurmes (?) gemeißelt, die unter der Verwitterung stark gelitten hat und irrtümlicherweise oft als Steinmetzzeichen erklärt wird. Sie ist als Ausklingen romanischer Symbolik zu deuten, die auch beim ottokarischen Riesentore bei St. Stefan in Wien und wahrscheinlich auch bei der gleichzeitigen Martinskirche in Hainburg (S. 40) noch fortlebte. Zwei lange Kragsteine, die einst wohl einen Vorbau über dem Eingang (Pech-nase?) trugen, sind noch sichtbar. Sie befinden sich wieder analog dem Zwingertore der Burg an der Innenseite des Tores.

An der Außenseite liegen Reste des bereits erwähnten Vorwerkes (Abb. 20), von denen nur die rechtsseitige Mauer heute mehr vorhanden ist.¹

Französische Vorbilder für Hainburger Türme.

Die unter Ottokar erbauten Tortürme zeigen französischen Einfluß, den wir bei den Trutzfiguren bemerkten und der schon um 1250 in Niederösterreich, auch im benachbarten Deutsch-Altenburg einsetzt.² Das Wiener Tor mit seinen seitlichen Rundtürmen wurde schon von Wendelin Boeheim³ mit dem ähnlichen Tor in Aigues-Mortes verglichen. Dieser sehr richtige Vergleich, der auf Otte⁴ zurückgeht, wurde von späteren Autoren so weiter gegeben, als ob das mächtige Tor von Aigues-Mortes das Vorbild für das Wiener Tor gewesen wäre. Dies ist jedoch fast unmöglich, denn die schwermütig am flachen Meeresufer hingelagerten Mauern von Aigues-Mortes wurden erst von Ludwig dem Heiligen und Philipp dem Kühnen zwischen 1267 und 1275, also gleichzeitig oder später als das Hainburger Tor erbaut. Trotzdem ist der Typus des Wienertores südfranzösisch und hat auch ältere Vorbilder, so zum Beispiel in der einzigartigen Burgenstadt Carcassonne, deren Mauern teilweise tief ins XII. Jahrhundert zurückgehen.

In Carcassonne finden wir auch den Typus⁵ des Zwingertores der Hainburger Burg mit seinen merkwürdigen offenen Torbogen (Abb. 9) und des Ungartores. Auch in Carcassonne liegt der Torbogen in der einen Turmhälfte, während die andere Hälfte genau wie beim Ungar- und Zwingertor ganz ungegliedert ist und gewissermaßen einen für sich abgeschlossenen Turm darstellt. Jetzt verstehen wir daher auch, daß sowohl beim Torturm der Burg, als auch beim Ungartor der Turm im oberen Teile durch eine senkrechte Fuge in zwei Teile geschieden wird, was bereits Lind und Dachler am Ungartore auffiel.⁶ Der Turm in Carcassonne ist aber

¹ Das linksseitige ist auf älteren Abbildungen noch erkennbar. Bei Widter a. a. O. Abb. 33.

² Donin, romanische Portale, S. 50 f.

³ In Gesch. der Stadt Wien, herausgeb. v. A. V. I—281.

⁴ Otte Heinrich, Gesch. d. romanischen Baukunst in Deutschland, Leipzig 1885, S. 676.

⁵ Vgl. Abb. 177 in Gesch. d. Kunst in Frankreich von L. Hourticq Stuttgart 1912.

⁶ Lind a. a. O. LXXXV, Dachler a. a. O. S. 39.

wesentlich anders gelagert. Carcassonne hat eine doppelte Stadtumwallung; der Weg zwischen den beiden Stadtmauern führt nun durch die rechte Hälfte des quer gestellten Turmes, während die linke, geschlossene Turmhälfte dräuend über die Stadtmauer vorspringt. Der Turm in Carcassonne wehrt daher zuerst den Feind von der äußeren Stadtmauer ab. Ist er aber über sie vorgedrungen, so hat er die innere Mauer vor sich und wird außerdem durch den Turm verhindert, durch die Toröffnung vorzudringen. In Hainburg hat diese Turmgestaltung höchstens beim Zwingertor einigen Zweck. Denn dieses steht schräg zur Zwinger- und Ringmauer und statt der zweiten Stadtmauer, wie in Carcassonne, ist der Abhang des Burgberges da, der also annähernd ähnliche Verhältnisse schaffen hilft, wie bei den vorbildlichen Toren in Carcassonne. Beim Ungartore, das nur wenig schräg zur Stadtmauer in der Ebene gelagert ist, hat aber die Übernahme des südfranzösischen Grundrisses keinen Sinn. Das in der rechten Turmhälfte (von außen her gesehen) liegende Tor schwächt lediglich diese Turmseite (Abb. 20). Man beeilte sich daher, in späterer Zeit dieses Tor durch ein Vorwerk zu verstärken. Ob das jüngere und daher schon viel vollkommener angelegte Wiener Tor eine solche Verstärkung erhielt, ist zweifelhaft, umsomehr als es ja nicht auf der Angriffsseite lag.¹ Am Hainburger Stadtplan der Franziszeischen Mappe von 1820 (Abb. 2) sind zwar vor dem Wiener Tor parallele Mauerzüge, doch schwächer als die beim Ungartore eingezeichnet. Sie dürften wohl nur die Begrenzung der über den Graben führenden Brücke sein.

Der Typus des Ungar- und Zwingertores sollte noch eine Weiterbildung in gotischer Zeit erleben. Wir finden sie bei dem leider teilweise zerstörten Wiener- und Ungartore der von Ottokar bekanntlich 1268 gegründeten Stadt Marchegg. Diese beiden Tore, von Ottokar bei der Gründung schon vorgesehen, wurden erst nach Ottokars Tode geschaffen, nahmen sich aber offenkundig das Hainburger Ungartore zum Muster. Da man aber bei den jüngeren, bereits gotischen Marchegger Toren die auf Südfrankreich zurückgehende Zweiteilung nicht mehr verstand, so baute man den zweiten Turm, der bei dem Hainburger Ungar- und Burgtore noch ein einheitliches Rechteck war, in Marchegg als kleineren runden Turm an den rechteckigen Torturm und gab dem Rundturm die Aufgabe, als Treppenturm für die höheren Stockwerke des Torturmes zu dienen. Keinesfalls geht es aber an, die Torturmanlagen in Marchegg gewissermaßen als Vorbild für das Hainburger Ungartore hinzustellen,² da ja dieses um mindestens eine, wenn nicht zwei Generationen älter ist.

¹ Nur die Zeitdifferenz von rund 10 Jahren in der Erbauung erklärt die höhere Vollendung des Wiener Tors. Dachler (a. a. O., S. 39) hält sie für gleichzeitig und muß daher, da er doch unmöglich das feindseitig gelegene Ungartore als schwächer erbaut annehmen kann, das sichtlich viel jüngere Vorwerk als gleichzeitig mit dem Ungartore entstanden annehmen.

² Dachler, S. 39.



Abb. 13. Burgruine, Portal des Wohnturmes (S. 13).

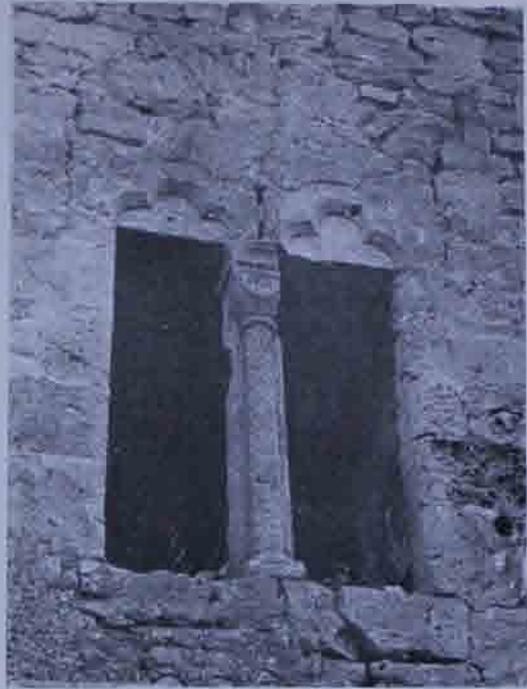


Abb. 14. Burgruine, Doppelfenster am Wohnturm (S. 13).



Abb. 15. Basis und Kapitäl einer Fenster-
säule vom sogen. „Wohnhaus der Theodora“
(S. 24).



Abb. 16. Sogen. „Wohnhaus der Theodora“, Fensterreste (S. 24).

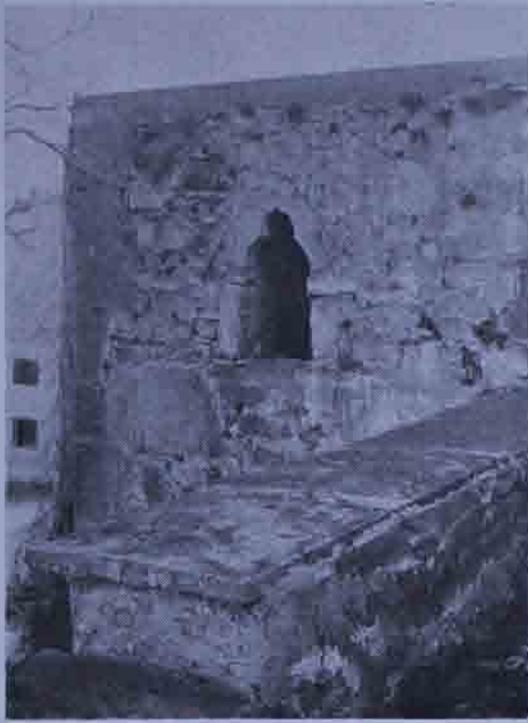


Abb. 17. Stadtmauer mit Turm und Resten des Wehrganges nördlich des Ungartores (S. 23).

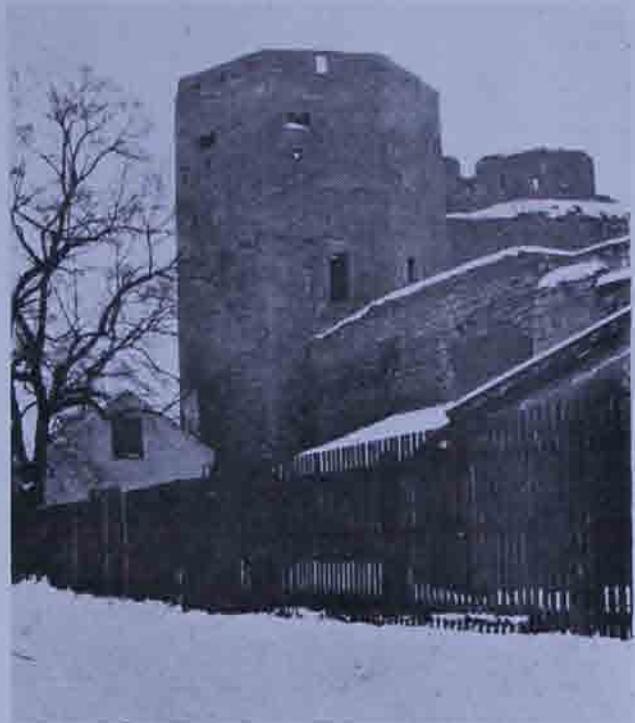


Abb. 18. Achteckiger Turm an der Nordostecke der Stadt mit anstoßenden zwei Mauerzügen (S. 23).



Abb. 19. Turm aus Leopoldinischer Zeit an der östlichen Stadtmauer mit ährenförmigem Mauerwerk (S. 11, 24).

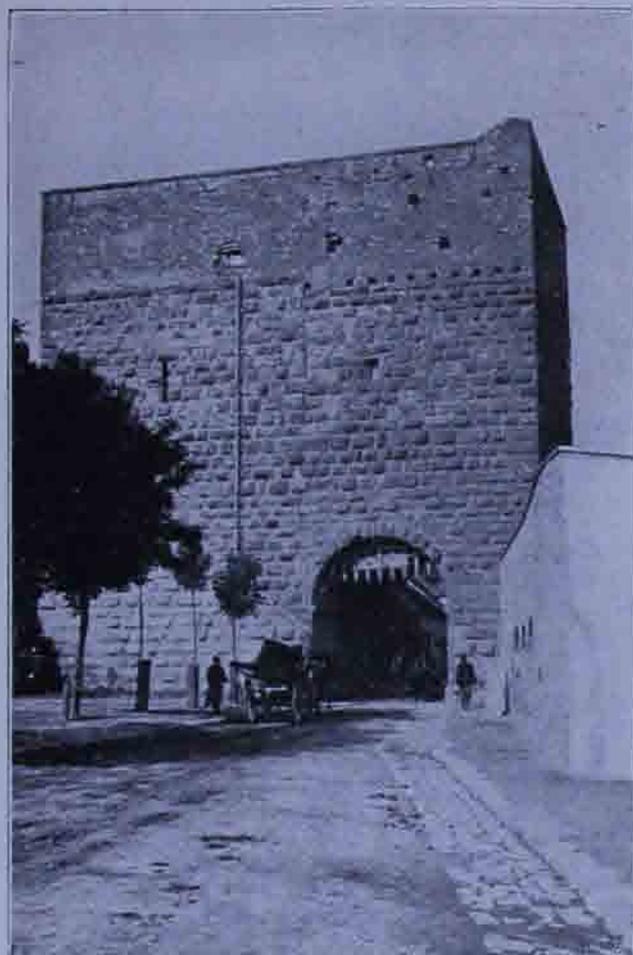


Abb. 20. Ungartor, rechts Reste des Vorwerks (S. 30).



Abb. 21. Wienertor (S. 25).



Abb. 22. Fischertor von der Stadtseite (S. 33).



Abb. 26. Kopf
in der Pfarr-
hofmauer
(S. 39, 52).



Abb. 24. Wienertor, linksseitige
Ritterfigur (Trutzfigur, S. 27).



Abb. 23.
Wienertor,
Gewölberippen (S. 26).

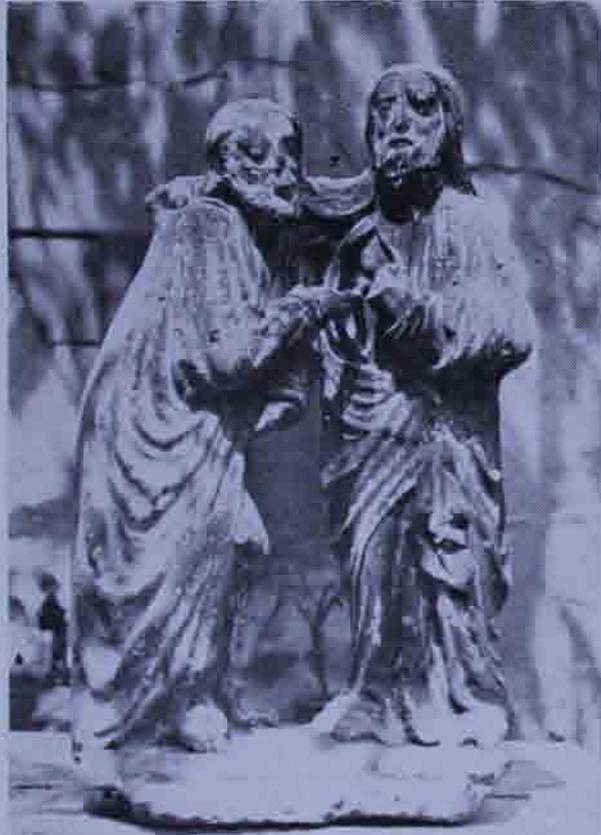


Abb. 27. Christus und Thomas (S. 51).

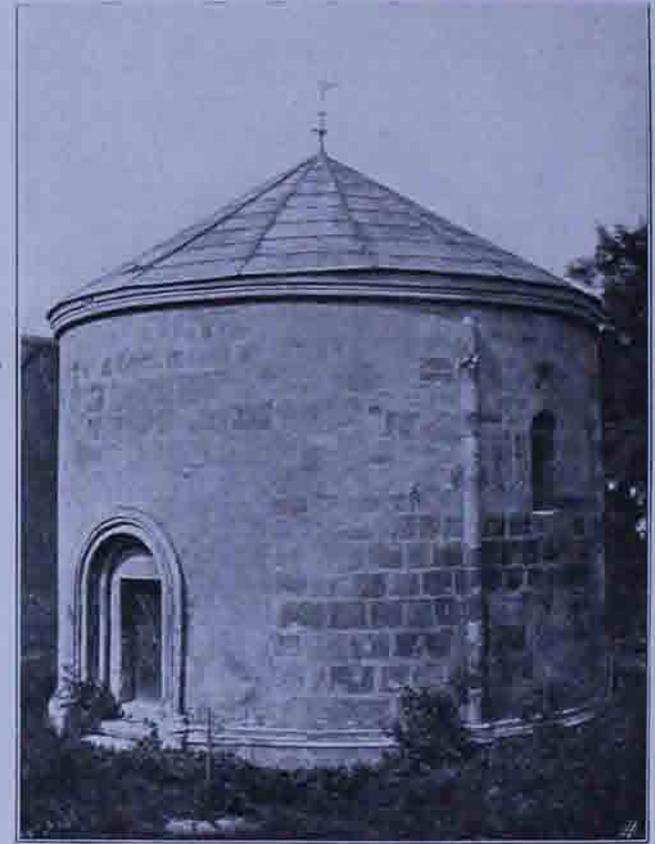


Abb. 25. Kärner (S. 36).

Das Fischertor.

Das kleinste der drei Hainburger Tore ist das Fischertor. Es liegt in einem schräg zur Stadtmauer gestellten Turm mit rechteckigem (nicht quadratischem) Grundriß. Während für das Übereckstellen einzelne Türme in Hainburg selbst das Vorbild sind, kommt es selten vor, daß ein Tor in einen derartigen Turm gelegt wird. Es dürfte hier der ebenfalls rechteckige Zwingerturm der Burg, bei dem die schräge Stellung zur Mauer vielleicht durch die örtliche Lage oder durch das südfranzösische Vorbild (S. 32) bedingt war und das Ungartor zum Vorbild gedient haben (Abb. 22).

Das Fischertor ist ja auch das jüngste der drei Stadttore. Wir vermissen vor allem die schöngeschichteten Buckelquadern des Ungar- und Wienertores. Nur an den Ecken des Baues behauene Steine und dazwischen Bruchsteinmauerwerk wie bei den meisten Türmen der Stadt. Von den Torbogen ist nur der äußere alt und dem des Zwingertores etwas ähnlich. Je ein verhältnismäßig großes Rechteckfenster an der Stadt- und Feindesseite im zweiten Turmstockwerk mit gotischem Gewände. Über diesem Fenster wurde der Turm noch in gotischer Zeit erhöht; denn dort sind noch ziemlich hohe, spitzbogig geschlossene Fenster, je zwei an der Stadt- und Wasserseite, erkennbar, die in der Zeit der Pulvergeschütze bis auf zwei Schlüsselscharten vermauert wurden. Der Torturm stimmt in der Mauerbehandlung und den gotisch gerahmten Fenstern mit dem benachbarten achtseitigen Turme überein. Er wurde, wie die ganze Mauer längs der Donau, wohl erst nach dem Tode Ottokars, aber noch im Zuge der nach meiner Hypothese von Ottokar nach der Donau zu geplanten Stadterweiterung erbaut. Das Bestreben, möglichst rasch die von Ottokar unvollendet hinterlassene Befestigung auszubauen, mag verschuldet haben, daß dieser jüngste Torturm Hainburgs in sichtlich rascher Arbeit erbaut wurde. Auch die Mittel der Stadt scheinen nach dem Hinscheiden der machtvollen Persönlichkeit Ottokars nur ausgereicht zu haben, das Fischertor trotz sichtbarer Anlehnung an die Ottokarischen Türme in einem, an ihnen gemessen, sehr bescheidenen Umfange aufzuführen. Außerdem genügte für das „Türl bei dem Wasser“, das ja nur den Zugang zur Donau und der Fischersiedlung vermittelte, ein bescheidener Bau, während durch das Wiener- und Ungartor eine der wichtigsten Straßen Österreichs lief.

Zur Geschichte der Befestigung.

Fassen wir die bei der Betrachtung der Tore und Türme gewonnenen Datierungserkenntnisse zusammen, so kommen wir zu dem Schlusse, daß es unmöglich ein Zufall sein kann, daß mit der einzigen Ausnahme des südöstlich vom Ungartor gelegenen jüngeren Turmes alle nordwestlich von Wiener- und Ungartor erhaltenen Türme, ebenso wie das Fischertor jüngeren Datums sind.¹ Be-

¹ Der einzige nicht mehr erhaltene weiße Turm dürfte wohl ebenfalls aus jüngerer Zeit gestammt haben.

ziehen wir dies auf die uns überlieferten baugeschichtlichen Daten, so dürften wir kaum fehlgehen, wenn wir die auf dem Nürnberger Reichstage beschlossene Befestigung Hainburgs auf dem Burgberg uns denken, welche dann mit Hilfe des Lösegeldes für Richard Löwenherz nach 1192, wahrscheinlich erst nach 1219, der Rückkehr Leopolds VI. vom Kreuzzuge, auf die Stadt ausgedehnt und verstärkt wurde. Während wir mit Sicherheit keinen Teil der Befestigung mehr auf 1050 zurückführen können,¹ scheinen mit Ausnahme des mehrfach genannten, südöstlich vom Ungartor gelegenen jüngeren Turmes alle burgwärts von Ungar- und Wienertor gelegenen acht Türme und die dazwischen liegende Stadtmauer, also der größte Teil der erhaltenen Befestigung auf die Arbeiten unter Leopold VI. zurückzugehen. Besonders die in Niederösterreich ziemlich seltenen, übereckgestellten Türme, wie solche in Wien (Salzturm) und Wiener-Neustadt an Leopoldinischen Mauerteilen standen, erscheinen mir für diese Zeit charakteristisch. Ottokar verstärkte um 1260 diese Anlage, indem er selbstverständlich zuerst die Burg in ihrer Verteidigungsfähigkeit durch den Bau eines neuen Donjon (Wohnturm) und eines Torturmes erhöhte und gleichzeitig auch die Stadtbefestigung an der Seite gegen Ungarn durch Neubau des Ungartores und des mit der Verteidigung im Zusammenhang stehenden sogenannten Wohnhauses der Theodora verbesserte. Obwohl wahrscheinlich schon Leopold VI. die Stadt bis zur Hauer-Oppitzgasse erweiterte und einen großen Marktplatz bei der Jakobskirche vorsah, führte das Ottokarische Ungartor doch noch durch die alte Poststraße direkt zum alten Stadtmittelpunkte, der, wie erwähnt, unter Ottokar auch durch den gleichzeitigen Neubau der Martinskirche betont wurde. Als ungefähr ein Dezennium später, noch unter Ottokar, das Wienertor im Zuge der Ungar-Wienerstraße viel weiter donauwärts als das Ungartor erbaut wurde, hing dies mit der Vergrößerung der Stadt nach Nordwesten über die Hauer-Oppitzgasse hinaus zusammen, welche neue Mauern und Türme verlangte. Der Plan dieser Stadterweiterung dürfte im Zusammenhange mit der Erbauung des nördlich der Donau gegenüberliegenden Marchegg (1268) durch Ottokar gefaßt worden sein. Diese Stadterweiterung begann mit der Erbauung des Wienertores um 1270 und zog sich vielleicht bis in die frühgotische Zeit um 1300. Damals entstand als letzter der drei Tortürme das Fischertor, sowie der achtseitige Turm. An der Angriffsseite gegen Ungarn zu errichtete man im Zuge dieser Erweiterung nicht nur zwischen Ungartor und dem achtseitigen Wasserturm die zwei Türme mit den 4/6 Grundriß, sondern baute, um diese gefährdete Mauer, wenigstens soweit sie in der Ebene verlief, zu verstärken, einen ganz ähnlichen Turm über vier Seiten

¹ Mögen einzelne Mauern der Burg wenigstens ihrer Anlage nach auf die Zeit vor 1100 zurückgehen, so erscheint es ausgeschlossen, daß 1050 auch schon die Stadtmauer erbaut wurde, oder gar, wie Petermann (Wien von Jahrhundert zu Jahrhundert, Wien 1927, S. 48) meint, der Stadtturm (Wienertor) auf diese Zeit zurückgeht. Wahrscheinlich war aber der Bau von 1050 überhaupt noch aus Holz.

eines Sechsecks südöstlich vom Ungartor. Durch diese Hypothese wolle der einzige, oft genannte jüngere Turm im Leopoldinischen Baubezirk einer Erklärung nähergebracht sein.

Ganz merkwürdig erscheint, daß die südwestliche Stadtmauer zwischen dem zweiten und dritten Turm bergwärts vom Wiener-tor (Abb. 2) auf eine ziemlich weite Strecke keinen Turm besitzt und wohl auch nie dort einen besessen hat, da wir ja über die Zahl der Türme genau aus alten Quellen unterrichtet sind. Um wenigstens den Versuch einer Erklärung hiefür zu geben, sei darauf hingewiesen, daß diese Mauerstrecke ungefähr gegenüber dem älteren Ungartor an der Westseite liegt. Vielleicht stand hier ein bescheidenes Tor aus Leopoldinischer Zeit, das man aufließ, als das große Wienertor weiter südwestlich errichtet wurde, ohne es durch einen Turm zu ersetzen.

Das genaue Eingehen auf alle für die Datierung bedeutsamen Fragen erschien mir nicht unwichtig, weil nur dadurch der Leopoldinische und der Ottokarische Anteil an der ausgedehnten Befestigung Hainburgs festgestellt und dabei im Gegensatze fast zu allen, die sich bisher um die Erforschung der Mauern bemühten, die überaus bedeutende Tätigkeit Ottokars für Hainburg erwiesen wurde. Denn bisher hatte eigentlich nur Hormayr¹ dem Ottokar die Verstärkung der Mauern und des Wienertores zugeschrieben, dabei aber wahrscheinlich die Verstärkung der Hainburger Befestigung in der nachottokarischen Zeit gemeint.

Obwohl ich nun einen Teil der Befestigung in jüngere, Ottokarische Zeit rücke, gehören die Mauern Hainburgs im Vergleiche mit den Befestigungsanlagen anderer niederösterreichischer Städte zu den ältesten, die überhaupt auf uns kamen. Gehen sie ja trotz späterer Veränderungen nicht über das XIII. Jahrhundert hinaus und sollten auch als einziges Beispiel einer einheitlichen mittelalterlichen Stadtbefestigung voll gewürdigt werden.

Von Interesse ist es, über den Zustand der Verteidigung in der „Relation“ des Viertels-Hauptmanns U. W. W., Franz Mechtl, vom 26. Juni 1683 zu lesen, daß in der Stadt Hainburg alle dreizehn Türme, die, wie erwähnt, mit Ausnahme des abgetragenen weißen Turmes noch stehen, ihre eigenen Rottmeister mit ihrer wohlgeübten Mannschaft hatten.² „Diese Leute wollten ihre Stadt mit Freuden in gute Defension setzen, können aber solches wegen großer Armut nicht vollführen,“ sagt der Bericht weiter. Das war auch der Grund, warum die Stadt ihre Mauern durch keine zweite Umwallung, wie dies andere n.-ö. Städte taten, für die Pulvergeschütze wehrhaft machen konnte. Und auf einen zweiten wunden Punkt in der Verteidigungsfähigkeit macht der Bericht Mechtls noch aufmerksam, daß nämlich die Stadt ohne das Schloß sich nicht ver-

¹ Hormayr, Archiv I—1810, S. 247 u. Wien, Seine Geschieke Wien, 1823, III—26.

² Johann Newald, Fluchtörter und Kreudenfeuer in N.-Ö. zur Zeit der drohenden Türkeninvasion Bl. f. Lk. XVII—1883—268.

teidigen könne, und man nicht wisse, wer sich der Verteidigung des Schlosses annehmen werde. Waren doch seit dem Ende des Mittelalters Schloß und Stadt keine Einheit mehr. Die Burg bildete eine eigene Herrschaft, mit der die Stadt in stetem Streite lag. Wiederholte Verpfändungen des Schlosses und Besitzerwechsel verschlechterten seinen Zustand, sodaß die Hainburger 1629 selbst, wie geschildert, die Burg ausbesserten, die aber 1643 schon wieder baufällig und ohne Munition war¹

So konnten die Hainburger, seit Jahrhunderten gewohnt, ihre Stadt zu verteidigen, am 11. Juli 1683 in tapferer Gegenwehr zwei Angriffen der Türken zwar trotzen. Am nächsten Tage aber stiegen schon die Türken an der schwächsten Stelle der Ostseite, bezeichnenderweise in der Nähe der Burg über die Mauern, die 1482 fast vier Monate lang das Heer des Matthias I. Corvinus aufgehalten² und noch 1620 den Ungarn unter Bethlen Gabor standgehalten hatten, deren mangelhafte Verteidigungsfähigkeit aber Mechtl voraussah.

Der Karner und andere Reste romanischer Kunst.

Einzelne Teile der Stadtmauer und der Burg leiteten bereits vom romanischen zum gotischen Stile über. Es seien noch einige Denkmäler nachgetragen, die wie die bereits behandelte Ruine der St. Pankratiuskapelle der romanischen Kunstperiode angehören.

Vor allem der Karner (Abb. 25). Diese in romanischer Zeit gewöhnlich runden, später polygonalen, kleinen Bauten dienten als Friedhofskapellen und „Beinhäuser“ (carnarium). Zu diesem Zwecke besaßen sie einen Gruftraum. Der Hainburger Karner, für den 1735 noch Messen gestiftet wurden,³ trug nach dem Stich von Ziegler⁴ (ca. 1780—1800, Abb. 5) einst ein viel spitzeres Dach mit einer Laterne, die demselben wahrscheinlich in der Barockzeit, ähnlich wie dem Mistelbacher Karner aufgesetzt wurde. Heute hat der Hainburger Karner ein niederes modernes Blechdach und wird als Werkstätte verwendet. Er gehört zu den einfacheren dieser Totenkapellen, von denen wir in Niederösterreich auch sehr prächtige Exemplare, wie in Mödling, Tulln oder im benachbarten Deutsch-Altenburg finden. Der Hainburger Karner läßt heute noch die Gliederung in dem kreisrunden Hauptraum, unter welchem sich die Gruft befand,⁵ und die östlich orientierte, halbrunde Apis, in welcher seinerzeit der Altar stand, erkennen.

Von architektonischen Details sind Dreiviertelsäulchen erhalten, deren attische Basis mit verhältnismäßig hoher, das zweite Viertel des XIII. Jahrhunderts verkündender Kehlung, nach oberitalieni-

¹ Hofkammerarchiv, Herrschaftsakten Hainburg, Fasc. H. 5 b.

² Ungard v. Oethalom. Organ der milit. wissenschaftl. Vereine LXIII—1901—143.

³ Maurer S. 235.

⁴ Landesarchiv C—VIII—64.

⁵ Die Gruft wurde zerstört und die dort befindlichen Gebeine weggeführt, als im Karner zwei Schmelzöfen für die 1842 gegründete Nadelfabrik errichtet wurden. Maurer 219 und 273.

scher Art, wie bei den nahe gelegenen Rundbauten in Petronell (Taufkapelle) und Deutsch-Altenburg (Karner), sich um den ganzen Bau zog, während die Kapitäle dieser Säulen so wie die noch von Maurer erwähnten Teile eines Rundbogenfrieses heute nicht mehr erhalten sind.¹

Außer den alten kleinen romanischen Rundbogenfenstern ist noch das alte Karnerportal vorhanden. Vergleichen wir es mit dem Portale des Wohnturmes (Abb. 13), so fällt uns auf, daß es kämpfer- und kapitällos ist und daß das Portalgewände — eine nicht allzu häufig vorkommende Form — ohne Unterbrechung ins Bogenrund sich fortsetzt. Dies gibt unserem Portale eine eigenartig ruhige Wirkung. Obwohl es nur einen einzigen Gewändevorsprung besitzt, so erzielt der Meister des Portales doch dadurch eine Bereicherung, daß er diesen Vorsprung in drei Rundstäbe zerlegt, von denen der mittlere der stärkste ist. Alle drei kehren unten in sogenannten „Hörnern“ in die rechtwinkelige Grundform zurück. Im Rücksprung steht ein kapitälloser Säulenwulst. Ein zweiter zog sich, an Spuren kenntlich, außen als Halbwulst um das Portal. Seine Basen sind noch vorhanden. Durch Vergleichung mit den ebenfalls kämpfer- und kapitällosen Portalen an den Pfarrkirchen von Schöngrabern und Deutsch-Altenburg datierte ich seinerzeit das Portal und damit auch den ganzen Karner um 1240.²

Die Karner liegen gewöhnlich inmitten des Friedhofes, südöstlich von der Kirche, was auch bei unserem Karner der Fall war. Im Inneren trägt er eine neue Wölbung, nur beim Apsisbogen zwei kleine, alte Kämpfergesimse wie die Taufkapelle in Petronell.

Die ehemalige Pfarrkirche St. Martin.

Die älteste Pfarrkirche Hainburgs, zuerst der Gottesmutter und den Heiligen Mauritius und Laurentius geweiht, bestand nach einer Schenkungsurkunde Heinrichs II. schon im Jahre 1051, wurde aber 1260 wegen Baufähigkeit abgetragen. Von ihr, die auch wahrscheinlich aus Holz war, sind keine Reste mehr mit Sicherheit feststellbar. Die an ihrer Stelle nach 1260 erbaute und dem hl. Martin geweihte Pfarrkirche, die aber auch Marienkirche genannt wird,³ stand, nach der Lage des Karners und nach Funden zu schließen, ungefähr an der Stelle der heutigen Volksschule.

Von dieser Kirche ist leider fast nichts erhalten. Zur Blütezeit Hainburgs erbaut, war sie sicherlich eine der bedeutendsten Kirchen des Landes. Sogar als sie 1675 schon Ruine war, wird sie in der zweiten Bittschrift, welche die Stadt Hainburg um Wiederein-

¹ Ich vermute, daß die im Pfarrhof erliegenden zwei großen Rundbogenfriesstücke vom Karner stammen, für welchen sie auch in der Entstehungszeit besser als für die erst nach 1260 erbaute Martinskirche passen.

² Donin, romanische Portale, S. 32 ff.

³ In Erinnerung an die erste Mariä geweihte Pfarrkirche. Urkunde im Wr. Stadtarchiv vom 19. 2. 1462 (in Quellen zur Gesch. d. St. Wien II/III Nr. 4018); daselbst heißt es vom damaligen Pfarrer in Hainburg Wolfgang Payr: Rektor parochialis ecclesie beate Marie virginis alias sancti Martini, in Hainburga. Dieser Namenswechsel der alten Pfarrkirche hatte Unklarheiten zur Folge.

setzung der Franziskaner an den Hof richtete, „eine solch' schöne Kirche . . . so im ganzen Lande nicht zu finden“, genannt.¹ Heute können wir nur vermuten, daß sie im Aufbau und dem plastischen Schmucke jener spätromanischen normännischen Bauschule angehörte, die damals in vielen Orten Österreichs neben zahlreichen Karnern, so dem in Mödling, Tulln und im benachbarten Deutsch-Altenburg, neben dem Kirchlein in Rems auch große Kirchen, so die Westfront der Stephanskirche und die Michaelerkirche in Wien, den Dom von Wr.-Neustadt und die Stiftskirche in Klein-Mariazell, außerhalb Österreichs neben Regensburgerbauten die Benediktinerkirchen in Trebitsch in Mähren, St. Ják, Horpacz und Lebeny in Ungarn schuf.

Ich habe vor 16 Jahren den Beweis der Schulzusammengehörigkeit dieser Bauten und ihre Abhängigkeit von der normännischen Kunst an ihren prächtigen Portalen zu erbringen versucht,² während die neueren Forschungen Hamanns³ den Weg dieser normännischen Einflüsse auch an anderen Bauten Deutschlands, so der Klosterkirche zu Lehnin, den Domen zu Worms und Bamberg verfolgen und dabei wieder zu wichtigen Ergebnissen für die spätromanische Kunst Niederösterreichs, die in die Regierungszeit Ottokars fällt, gelangen.

Da Ottokar gleichzeitig in Wien, Wr.-Neustadt und Hainburg bauen ließ, liegt die Vermutung nahe, daß die 1260 begonnene Hainburger Pfarrkirche dieser normännischen Benediktiner-Bauhütte folgte. Bei der Hainburger Kirche, die am Ende dieser Entwicklungsreihe stand, dürfte der gotische Einschlag schon ausgeprägter gewesen sein, als bei den früher genannten Kirchen, wie dies auch alte Abbildungen zu erweisen scheinen. Wir würden klarer sehen, wenn die 1891 beim Abbrechen des Hauses der hierher verlegten Nadelfabrik (der heutigen Volksschule) gefundenen Steine der St. Martinskirche vorhanden wären. Maurer⁴ berichtet nur, daß sie von einem romanischen Portale der Kirche stammten und sofort beim Schulbaue wieder verwendet wurden; denn gerade auf die Portale hatte die genannte Werkstätte ihren Hauptschmuck ausgestreut. Dagegen sind noch einige figürliche Reste der alten Pfarrkirche in die Pfarrhofmauer eingelassen, so ein kleines Männchen mit einem Stabe, das vielleicht wie an der Westfront bei St. Stephan in Wien einen Rundbogenfries schmückte⁵ und ein christus-

¹ Placidus Herzog, *Cosmographia Austriaco-Franciscana*, Köln 1790, S. 677.

² Donin, *romanische Portale* 60—88.

³ Richard Hamann *Deutsche u. Französische Kunst im Mittelalter*, I. Südfranzösische Protorenaissance und ihre Ausbreitung in Deutschland, II. Die Baugeschichte der Klosterkirche zu Lehnin und die normannische Invasion, Marburg a. Lahn 1923.

⁴ A. a. O., S. 204. Der erste Bau der Nadelfabrik war Landstraße 4.

⁵ Anton Mailly in „*Die christliche Kunst*“, XXV. Jhg. 1928, S. 49, Abb. auf S. 50. Das Männchen hält man im Volke für einen Tatermann. Es hat einige Ähnlichkeit mit dem Christusfigürchen in der Taufe Christi im Bogenfelde des Petroneller Taufkapellenportales.

ähnlicher Kopf (Abb. 26), der, teilweise verstümmelt, doch von jeder Restaurierung verschont geblieben ist. Er kann daher zum Beweise meiner Vermutung über die Schulzusammengehörigkeit der Hainburger Pfarrkirche herangezogen werden. Vergleicht man den Christuskopf an der Westwand von St. Jakob in Regensburg¹ mit den recht primitiven christusähnlichen Konsolenköpfen über den beiden äußeren Fenstern der Apsis von Schöngrabern, deren Abhängigkeit von der Regensburger Jakobskirche heute als erwiesen gilt, so sehen wir den Hainburger Christustypus in den Anfängen seiner Entwicklung. Betrachten wir die Köpfe an dem um eine Generation jüngeren Wiener Riesentor, so können wir zwar bei dem Christuskopfe des Tympanons, der ja auch stark überarbeitet und außerdem von einem fortgeschrittenerem Meister ist, keine Parallele mit dem Hainburger Kopf ziehen, wohl aber bei den etwas zurückgebliebenen Apostelköpfen des Riesentores.² Gehen wir nun auf andere Portale unserer normännischen Bauhütte, so insbesondere auf das fast gleichzeitige Portal an der Abteikirche in St. Ják über, so wird der Zusammenhang noch offener. Vergleicht man den Kopf des über der Mitte dieses Portales stehenden Christus mit unserem Hainburger Kopf, so wird die Schulzusammengehörigkeit klar erweisbar.³ Dieselbe Einrahmung der niederen Stirne mit dem gesträhten Haar, dieselbe Augenbildung mit den hochgezogenen Augenbrauen. Dazu der halbkreisförmige Bart, dessen derbe Haare sich in Hainburg und Ják unten etwas nach vorne biegen.⁴ Auch die derben Backenknochen der länglichen Köpfe, die ja auch an den Apostelfiguren in Ják und anderen Köpfen unserer Benediktinerbauschule (so insbesondere in Trebitsch) sich finden, sprechen für innigen Zusammenhang.⁵ Ja, wäre in Hainburg nicht die für die Charakterisierung so wichtige Nase samt den angrenzenden Gesichtspartien und der Mund teilweise verstümmelt, so würde man wahrscheinlich feststellen können, daß sogar dieselbe Hand die Christusköpfe in Ják und Hainburg meißelte. Außerdem ist aber erwiesen, daß der Hainburger Christuskopf zwischen der Erbauung von St. Ják und St. Stephan in Wien steht, deren Bauzeiten ich seinerzeit zwischen 1256—1260 setzte, und daß daher der Hainburger Christus sicherlich von dem Kirchenbau St. Martins nach 1260 stammt.

¹ Abgebildet bei Hamann a. a. O. I, S. 84, Fig. 149.

² Vergl. die Abb. bei Donin, rom. Portale, Fig. 82 (Schöngrabern) und Fig. 83—85 (Riesentor).

³ Vgl. die Abb. bei Hamann a. a. O. II, Fig. 295.

⁴ Interessant ist, daß die Apostelfigur rechts vom Christus in Ják, wie ich und später Hamann bemerkte, mit der Stifterfigur des Tullner Karners zusammengeht und so wieder den Schulzusammenhang erweist.

⁵ Wenn Fritz Novotny in dem kürzlich erschienenen Werke „Romanische Bauplastik in Österreich“ (Augsburg 1930) als Kennzeichen dieser Bauschule den Mangel figürlichen Schmuckes an den Portalen bezeichnet, so kann dies auch nur mit Einschränkung auf die Portaltrichter bezogen werden, während gerade die stilistisch so innig zusammenhängenden Plastiken mit zu den Charakteristiken der Bauschule gehören.

Unterstützt wird diese Vermutung durch einige Steine mit Bauornamentik, die ebenfalls von der alten St. Martinskirche in den Pfarrhof übertragen wurden. Wurden zwar, wie erwähnt, die besonders charakteristischen Portalsteine beim Schulbau verwendet, so findet sich noch der Rest eines Kapitälfriseses, vielleicht von einer jener vier letzten Säulen der Martinskirche stammend, die erst 1796 zur Ausbesserung des Pfarrhofes verwendet wurden.¹ Der Kapitälfrises, auf dessen Ähnlichkeit mit den Konsolen des Wohnturmes der Burg bereits hingewiesen wurde, besteht aus frühgotisch naturalistischen Blättern, die sich um ein achtseitiges und ein quadratisches Kapitälstück ziehen. Das Blattwerk und die Profilierung der Deckplatten gehen nun wieder auffallend mit den Säulenkapitälern der Wiener Michaelerkirche zusammen, nur daß beim Hainburger Kapitäl schmuck noch keine Knospenkapitäle vorkommen. Außerdem liegen im Pfarrhofe noch zwei Steinblöcke mit Resten eines Rundbogenfriseses. Ich vermute, daß sie zum Karner gehörten. Sollten sie von St. Martin stammen, so wäre an die Ähnlichkeit mit dem Rundbogenfrise des Mittelschiffes der Wiener-Neustädter Domkirche zu erinnern, deren Mittelschiff auch erst nach 1260 der Vollendung entgegenging und ebenfalls, wie die Martinskirche zu den letzten Arbeiten unserer normännischen Werkstätte zählt. In die Trennungsmauer zwischen Schulgarten und Pfarrhofgarten sind zwar noch weitere behauene Stücke verbaut, doch lassen sie keine charakteristischen Details erkennen.

Die Martinskirche dürfte außer den wenigen erhaltenen Skulpturen auch mit symbolischen Darstellungen der spätromanischen Kunst geschmückt gewesen sein, wie solche an anderen Bauten unserer Schule in Wien, St. Ják, Wiener-Neustadt und Tulln noch heute zu sehen sind. Denn diese romanische Symbolik, welche man fälschlich mit dem Templerorden in Verbindung zu bringen pflegte, verleitete wohl auch den Topographen Weiskern zu dem Irrtum, daß die zu seiner Zeit noch bestehende Ruine der Martinskirche einst die Residenz von Tempelherren gewesen sei.² Indirekt kann man aber sogar aus dem Irrtum Weiskerns wieder auf die Schulzusammengehörigkeit von St. Martin mit den erwähnten normännisch beeinflussten Bauten schließen.

Sicherlich wird der Einwurf erhoben werden, daß es nicht angehe, aus den wenigen Resten der Martinskirche Schulzusammenhänge des ganzen Bauwerkes zu behaupten. Dem gegenüber aber muß festgestellt werden, daß in ganz Niederösterreich außer den sicherlich früher anzusetzenden Zisterzienserbauten, die auch ihre eigenen durch die Ordensregel beeinflussten Wege gehen, alle übrigen, wenn auch nur in Resten erhaltenen Bauten³ der Ottokarischen

¹ Maurer, S. 201.

² Weiskern, Top. von N.-Ö., Wien 1769, I—234.

³ Außer den bereits genannten größeren Bauten tragen auch kleinere Denkmäler wie zum Beispiel in St. Ägyd a. Neuwalde, Urschendorf und andere die Merkmale der Schule.

Zeit mehr oder weniger von der „normännischen Invasion“ ergriffen sind, sodaß es ganz unwahrscheinlich wäre, wenn gerade die mit den meisten dieser Bauten gleichzeitige Hainburger Pfarrkirche nicht dieser Werkstätte angehört hätte, umsomehr als sie ja auf dem Wege von Niederösterreich nach Ungarn lag, bis wohin die normännischen Formen vordrangen. Dazu kommt, daß unsere Bauschule sich nicht, wie es hundert Jahre früher die oberitalienischen, lombardischen Meister taten, mit der bloßen Dekoration von Bauwerken sich begnügten, sondern der gesamte Aufbau, wie Hamann auch für deutsche Bauten bewies, in den Händen derselben Schule lag.

Das Ende der Martinskirche.

Die nach 1260 errichtete St. Martinskirche, sicherlich einst eine der bedeutendsten spätromanischen Bauten unseres Landes, blieb nicht immer Pfarrkirche und sollte ein trauriges Ende nehmen. Es mögen daher an dieser Stelle die weiteren Schicksale der Kirche erörtert und dabei einige immer wiederkehrende Irrtümer berichtigt werden.

Die alte Martinskirche stand noch 1558 als Pfarrkirche in Benützung, da für dieses Jahr ein Benefizium für den Allerheiligenaltar in St. Martin¹ aufgezeichnet erscheint und im selben Jahre ein Benefizium für die St. Katharinen-Kirche (St. Jakobskirchlein) überliefert ist,² welches beweist, daß damals die Katharinenkapelle noch nicht als Pfarrkirche dem hl. Philipp und Jakob geweiht war. Die Übersiedlung der Pfarrkirche von St. Martin in die Kapelle am Marktplatze erfolgte vor 1628; denn in diesem Jahre und bald darauf wurden eine Reihe von Messen, darunter ein gesungenes Seelenamt in der St. Philipps- und Jakobskirche gestiftet. Diese Stiftungen in der vom Friedhof entfernt liegenden Kirche hatten die Bedeutung, daß St. Philipp und Jakob damals schon Pfarrkirche war und die im Friedhof gelegene Martinskirche nicht mehr als Pfarrkirche verwendet wurde.³ Dafür spricht auch folgendes: Am 30. März 1694 bekennt der 75jährige Matthias Zierhoff, daß vor beiläufig 60 Jahren auf dem Platze noch „St. Catharinae Kirchen“ bestanden habe, woraus wir wieder schließen müssen, daß also im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts die Pfarrkirche von St. Martin in die St. Katharinenkirche am Marktplatze übersiedelte. 1650 lesen wir schon ausdrücklich, daß die Pfarrkirche dem hl. Apostel Philipp und Jakob geweiht war, während St. Martin die alte Pfarrkirche ge-

¹ L. Archiv, alte Einlage U. W. W. 271.

² L. Archiv, alte Einlage, U. W. W. 363. Der Name der kleinen Kirche variiert in der Weise, daß sie anfänglich im Jahre 1236 in der bereits zitierten Heiligenkreuzerurkunde und später 1545 (Bl. f. Lk. XXII—1888—123) Jakobskirche genannt wird; dann kehrt öfters der zweite Name Katharinenkirchlein wieder, bis sie 1628 als Pfarrkirche dem St. Philipp und Jakob geweiht aufscheint.

³ Maurer a. a. O. 233, 234, 235.

nannt wird.¹ Es erscheint daher die allgemeine Ansicht schwer begreiflich, daß St. Martin erst nach dem Türkeneinfalle von 1683 verlassen worden wäre.

Der Stich bei Vischer von 1672 (Abb. 3) zeigt die Martinskirche am Ansatz des Burgberges, wo sie ja nachweisbar stand, als Ruine.² Trotzdem verrät auch die Ruine noch den bedeutenden Höhendrang der früher genannten Kirchen unserer normännischen Bauschule.³ Dieser Abbildung entspricht die Schilderung der erwähnten Zuschrift der Stadt Hainburg von 1675, in welcher sie den Hof um Wiedereinführung der Franziskaner und Wiederaufrichtung der Martinskirche bat. Die Hainburger führen hier an, daß sie Vorwürfe anhören müßten, daß eine solch schöne Kirche, „die nun ein Augengreuel sei, nicht aufgebaut würde“. Und weiter heißt es daselbst, daß es um die „in schönsten Quaderstücken liegenden Steinhäufen“ schade sei.⁴ Man sieht daraus, daß noch am Ausgang des 17. Jahrhunderts die Hainburger gerne ihre alte Pfarrkirche wieder aufgebaut hätten, ohne aber daran zu denken, die günstiger gelegene neue Pfarrkirche nach St. Martin zurückverlegen zu wollen. Ob die Martinskirche aber schon am Beginne des XVII. Jahrhunderts so baufällig war, daß man dadurch gezwungen wurde, die Pfarrkirche in die Jakobs(Katharinen)kirche zu verlegen, lasse ich dahin gestellt. Ein Hauptgrund für die Übersiedlung lag, wie in dem Kapitel über die bauliche Anlage Hainburgs (S. 6) bereits erwähnt, in der Vergrößerung der Stadt gegen die Donau zu, welche auch den Schwerpunkt des öffentlichen Lebens nach Nordwesten verlegte. Aus diesem Grunde erfolgte ja auch die Verlegung der alten Kremser Pfarrkirche St. Stephan in die tiefer und flußnäher gelegene Veitskirche sowie der ehemaligen Pfarrkirche in Stein von der Altenburg gegen die Donau zu in die heutige Nikolauskirche. So nahm man wohl eine starke Reparatursbedürftigkeit der Martinskirche, die vielleicht auch unter dem ersten Türkeneinfalle von 1529 gelitten hatte, zum Anlaß, um mit der Pfarrkirche im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts in die im Verkehrszentrum gelegene Jakobskirche zu übersiedeln. Die verlassene Martinskirche scheint aber noch eine Zeit lang als Friedhofskirche verwendet worden zu sein. Auch als sie am Ende des Jahrhunderts schon Ruine war, scheint ihr Turm sich noch lange erhalten zu haben. Erst 1688 beschließt der Rat, die Glocken der „Oberen Kirche“, also St. Martins, abzuwägen um zu sehen, wie viel neue daraus gegossen werden könnten. Aber noch 1693 wird sowohl bei der oberen als auch bei der

¹ Maurer, a. a. O. 379, 204 und 137, 135.

² Es erscheint nicht zu gewagt, aus dem Vischer'schen Stich Vermutungen über den damaligen Zustand von Hainburg anzustellen, da, wie wir aus der heute noch genau kontrollierbaren Zahl und Lage der Türme (man vergl. das charakteristische Wienertor) feststellen können, Vischer Hainburg unbedingt gesehen haben muß, zum Unterschied von einzelnen anderen Blättern, denen Vorlagen zu Grunde liegen dürften.

³ Wenn nicht der Chor in gotischer Zeit umgebaut wurde.

⁴ Placidus Herzog, *Cosmographia Austriaco-Franciscana*, Köln 1740, S. 678.

unteren Kirche bei Leichenbegängnissen geläutet und auch 1710 besaß die ruinöse Martinskirche noch zwei Glocken, die erst 1757 aus dem Turme von St. Martin in den neu erbauten Pfarrkirchenturm übertragen wurden.¹ Denn der Friedhof bei der ehemaligen Martinskirche war ja damals noch immer in Benützung,² ebenso wahrscheinlich der Karner, bis schließlich die Beerdigungen nur mehr in dem heutigen, in einer Pestzeit errichteten Friedhof erfolgten, womit die Martinskirche ihre Daseinsberechtigung endgültig einbüßte. Dieses lange Leben des Turmes dürfte den Glauben erweckt haben, daß auch die Kirche erst nach 1683 verlassen worden sei.

Die hochaufragende Ruine, die uns schon auf dem Vischerschen Stiche auffiel, stand noch über ein Jahrhundert lang. Sie diente als Steinbruch sowohl für den Bau des Pfarrhofes 1738 als auch des neuen Pfarrkirchenturmes 1757. Reste der alten Pfarrkirchenruine sehen wir im 18. Jahrhundert auf dem kolorierten Stich von I. Ziegler³ (Abb. 5) und auf der Bleistiftzeichnung von Friedrich Brand⁴ (ca. 1790 bis 1800).

Im Jahre 1800 wurden die letzten vier Säulen zur Ausbesserung des Pfarrhofes verwendet. Damit verschwanden die letzten Reste von St. Martin, weshalb sie auf einem kolorierten Stich von 1819⁵ nicht mehr zu sehen ist.

Gotische Denkmale.

Die Gotik drang nach Niederösterreich nicht nur vom Westen im Gefolge der Zisterzienser, die man daher gerne als „Pioniere der Gotik“ bezeichnet. Auch die Bettelordensbewegung der Dominikaner und Minoriten brachte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit ihren Klosterbauten in Krems, Stein, Wr.-Neustadt, Wien, Imbach, Tulln, Dürnstein (Klarissinnen) und Retz starke gotische Einflüsse aus dem Süden, allerdings Gotik zweiter Hand.

Das erste Minoritenkloster.

In Hainburg hielten um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Minderen Brüder ihren Einzug, wo sie in dem heute ganz umgestalteten Hause Alte Poststraße 20 neben dem Pfarrhofe ihre Niederlassung hatten.⁶ Schade, daß von diesem Kloster, in dem man noch 1827 eine Kapelle und eine Gruft entdeckte,⁷ nichts mehr vorhanden ist.

¹ Maurer a. a. O. 355, 377, 144.

² 1684 auch urkundlich erwähnt, Maurer 346.

³ L. Archiv C—VIII—64.

⁴ L. Archiv C—VIII—53.

⁵ L. Archiv C—VIII—66, Verlag Artaria.

⁶ Maurer, S. 213. Es dürfte dies die erste Klostergründung in Hainburg gewesen sein, da der anscheinend von Heinrich III. gefaßte Plan einer Klostergründung in Hainburg vor 1083 fallen gelassen wurde. Jahrb. f. Landeskunde n. F. XI—1912—23, Baumhackl, Beiträge zur Besiedlungsgeschichte des Marchfeldes.

⁷ Maurer, S. 213.

Nur sehr große Kellergewölbe lassen vermuten, daß die einstigen Klosterbauten größer als das heutige Wohnhaus des Franz Pfeiffermann, Alte Poststraße 20, waren. Diese bedeutenden Keller werden auch in dem erwähnten Bittschreiben der Hainburger angeführt, in welchem sie dieses alte Minoritenkloster, das „ein großes Haus sammt zwei ansehnlichen Kellern gleich an dem Pfarrhof gelegen“ genannt wird, von den Franziskanern wieder besiedelt wissen wollten.¹

Das Minoritenkloster, in dem nach Ottokars Reimchronik 1291 der Frieden zwischen Andreas III. von Ungarn und Herzog Albrecht I. geschlossen wurde, war mit seiner Kirche, die 1429 im Passauer Kirchenverzeichnis angeführt wird, das bedeutendste Denkmal der Frühgotik in Hainburg. Die Kirche folgte wahrscheinlich dem bei den niederösterreichischen Bettelordenskirchen üblichen Typus der gewölbten, vierungslosen Basilika mit dem anschließenden mehrjochigen Chor, der bei der 1264 geweihten Minoritenkirche in Stein und der ihr nahestehenden Dominikanerkirche in Krems,² der ehemaligen Dominikanerkirche (heute Neukloster-Zisterzienserkirche) in Wiener-Neustadt auftrat. Denn der bei einfachen Bettelordenskirchen vorkommende Typus der saalartigen Halle oder der flachgedeckten Basilika (wie bei der einstigen Dominikanerkirche in Friesach) ist in Österreich sehr selten.³ Weitere Schlüsse daraus zu ziehen wäre aber müßig, da leider keine erkennbaren Baureste des Hainburger Minoritenklosters mehr vorhanden sind.

Der Chor der Jakobskirche und Bürgerspitalskapelle.

Das 1236 erwähnte Jakobskirchlein (Katharinenkapelle) am Marktplatze scheint in gotischer Zeit umgebaut worden zu sein, wie man an den zwei Paaren Strebepfeilern der Apsis der heutigen, in der Barockzeit umgebauten Pfarrkirche erkennen kann (Abb. 60). Diese Strebepfeiler zeigen uns, daß die alte Jakobskirche nicht so hoch war, wie die heutige Kirche und wohl nur ein Schiff besaß, dessen Breite durch die erhaltenen Strebepfeiler festgelegt wird. Auf dem Vischerschen Stiche (Abb. 3) sehen wir links dieses Kirchlein, dessen Turm ähnlich wie bei der ehemaligen Klarissinnenkirche in Dürnstein⁴ oder der ehemaligen Kirche der Dominikanerinnen in Imbach⁵ über die Westfassade ein wenig vortretend aufgebaut ist, und trotz seiner Renaissancebekrönung, die gotische Schlankheit deutlich verrät. Im Jahre 1545 werden dieses gotische Kirchlein und der Turm, „Das Jakobskirch'l und Turm am Platz“, repariert.⁶ Heute

¹ Placidus Herzog, a. a. O., S. 677.

² Öst. K. T. I, S. 243 u. 417.

³ Vgl. Richard Krautheimer, Die Kirchen der Bettelorden in Deutschland, Köln, 1925.

⁴ Nach Merians Stich.

⁵ Vgl. Abb. 101 in K. T. I (Krems) S. 184, daselbst auch Grundriß.

⁶ Bl. f. L. K. XXII—1888—123.

sagt uns aber auch dieser in der Barocke so veränderte Bau über die Gotik in Hainburg nichts. Um sie zu erkennen, müssen wir uns noch an andere kleinere Denkmäler halten.

Außer dem Chor der Pfarrkirche ist auch der Chor der ehemaligen Bürgerspitalskapelle („capella hospitalis“, heute Kapelle des Bezirks-Altersheimes) auf uns gekommen. Hainburg hatte schon seit 1390 ein eigenes Spital,¹ welches auch bei Vischer vor dem Wiener Tore links von der Straße sichtbar ist (Abb. 3). Es bezog seit 1662 eine Zeitlang die Einkünfte des Benefiziums der Burgkapelle.

Das heute noch erhaltene Presbyterium ist mit einem frühgotischen Kreuzgewölbe, das sicherlich noch zu der 1390 erwähnten Kapelle gehört, überdeckt. Die schlicht abgefasten Gewölberippen, unten ins Quadrat übergehend, sitzen auf einfachen, abgeschrägten Konsolen. Eine einfache spitzbogige Sakramentsnische mit Dreipaßabschluß stammt aus derselben Zeit.

Die Synagoge.

Ein sehr eigenartiger Bau dieser Zeit ist die sogenannte Judensynagoge (Abb. 29), die im Hofe des Hauses Prix, Wienerstraße 9, liegt. Das merkwürdige Bauwerk von quadratischem Grundriß schließt einen einzigen kleinen viereckigen Raum ein und endet in einer achtseitigen, innen hohlen Spitzhaube. Diese Spitze wurde seinerzeit von einer Art Blume gekrönt, von der heute nur mehr der Ansatz vorhanden ist. Je vier Öffnungen, in zwei Reihen übereinander im Spitzhelme angebracht (die unteren heute vermauert), sorgten für Luftzufuhr. Denn sonst besitzt der Raum nur ein neues rundbogiges Portal und eine Nische gegenüber demselben, aber keine Fenster.

Fronner,² Lind³ und andere ältere Autoren halten die Bezeichnung des Bauwerkes als Synagoge für unrichtig. Wahrscheinlich weil der kleine Raum unmöglich Platz für eine Versammlung zahlreicher Menschen hatte. Er müßte dann eine Kapelle gewesen sein, und in der Nische gegenüber dem heutigen Eingang hätte der Altar gestanden.

Eine fensterlose Kapelle erscheint aber ganz unmöglich und auch die heute nicht mehr erhaltene sogenannte „Kreuzblume“, welche allenfalls die Krönung einer Kapelle hätte sein können, hatte in dem von Lind gebrachten Holzschnitt⁴ die Form eines ganz eigenartigen, blütenähnlichen Abschlusses, der einer Kreuzblume sehr unähnlich sieht.

Die Lösung für das sonderbare Baudenkmal finden wir aber leicht, wenn wir hinter demselben die hohe gotische Giebelwand,

¹ Maurer, S. 528, 532, 209. Es wurde von den Türken 1683 eingeschert.

² M. Z. XV—1870—XCII.

³ M. A. V. XII—1872—141.

⁴ A. a. O. Abb. 17.

die aus demselben Bruchsteinmauerwerk wie der Turmbau erbaut ist, mit ihm zusammen betrachten. Es wird klar, daß der rückwärtige Bau mit der Giebelwand und die sogenannte Judensynagoge einst eine Einheit bildeten. Wir folgern dann, daß der heutige sichtlich moderne Eingang früher überhaupt nicht bestand. Der Eingang in den turmgekrönten Bauteil ging vom rückwärtigen Hause aus. Die Nische im Turme gegenüber dem heutigen Eingang ist daher nichts anderes als ein teilweise vermauerter Zugang. Der Hauptraum der Synagoge war das rückwärts anstoßende Haus, von dem heute nur mehr die Wand mit dem hohen Giebel und aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Südwestwand aus gotischer Zeit stammt, und das auch genügend Platz für eine größere Menschenmenge bot. Der kleine Bau mit dem Spitzhelm, den man heute als Synagoge bezeichnet, war nur die für Synagogen charakteristische Nische gegenüber dem Eingang, hier in Hainburg kunstvoll mit einem achteckigen hohen Helm gekrönt, welche die heilige Lade (Aron Hakodesch) mit den Gesetzesrollen aufzunehmen hatte. Als Teil des großen Synagogenraumes im rückwärts anstoßenden Hause findet daher auch der kleine Raum mit dem Turme darüber seine Erklärung.

Diese Vermutung wird durch eine Eintragung im Pfarrgedenkbuche aus dem Jahre 1830¹ bestätigt, die besagt, „im Hause Nr. 12 (dem heutigen Hause Wienerstraße 9) befindet sich noch der Turm der Judensynagoge, deren Schiff zum Hause 18 (dem rückwärtigen Hause) gehört“. Und als weitere Bestätigung, daß die volkstümliche Bezeichnung als Judensynagoge den Tatsachen entspricht, wird angeführt, „daß in diesem Turm die Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob abgebildet waren“. Der allerdings nicht immer verlässliche Schweickhardt² weiß sogar zu berichten, daß die Wände mit Sätzen aus dem Talmud oder dem Alten Testamente geziert waren.

Der Rest einer Judensynagoge in Hainburg ist von umso größerer Bedeutung, als Synagogen aus dem Mittelalter überhaupt selten sind³ und sie meines Wissens die einzige aus dieser Zeit im heutigen Österreich ist. Sie muß vor 1420 errichtet worden sein, weil in diesem Jahre, ein Jahr vor der Judentragödie in Wien, die Juden aus Hainburg vertrieben worden waren. Daß sie sich eine relativ große Synagoge mit einer bedeutsamen, mit gotischem Helm gekrönten Nische erbaut hatten, ist durchaus erklärlich. In der handeltreibenden Grenzstadt waren die Juden einst zahlreich, wie noch heute jüdische Grabsteine⁴ in der alten Schießstätte und

¹ Fol. 469, Anmerkung.

² Schweickhardt, Darstellung d. Erzherzogtumes Österreich u. E. U. W. W. II—147.

³ Die Steine der mittelalterlichen Synagoge Wiens wurden 1432 zum Bau der Universität verwendet. Gesch. d. St. Wien, herausgegeben vom Wr. A. V. II—II—526.

⁴ Die Juden hatten ehemals einen eigenen Friedhof unter dem Schloßberge außerhalb der Stadtmauer gegen Ungarn zu, an den heutigen Friedhof angrenzend. (Abb. 2).

im Pfarrhofgarten, und sogenannte Judentucken für rituelle Bäder, eine davon im Keller des Hauses Wienerstraße 9, beweisen. Ein Jude Tröstlein von Hainburg kommt 1382 und 1383 als Geldverleiher in Urkunden vor.¹ Nach 1420 wurden die Häuser der Juden eingezogen. Das einem Juden gehörige Tuckhaus bei der niederen Badstuben nächst der Tuckmauer wird im Jahre 1428 durch Herzog Albrecht V. dem Pfarrer in Hainburg übergeben.²

Das dreieckige Kreuz.

Für fehlende umfangreichere gotische Architektur soll auch das sogenannte dreieckige Kreuz an der Preßburgerstraße östlich des Ungartores bescheidenen Ersatz bieten (Abb. 28).³ Das reizende kleine Denkmal folgt der Architektur und Dekoration größerer gotischer Bauten. Leider hat weitgehende Restaurierung der Denksäule, die allerdings im Jahre 1894 als sehr verwittert und zerstört bezeichnet wird,⁴ viel von ihrer Schönheit genommen. Eine Aufnahme des Denkmals vor 1870⁵ dürfte eine richtige Vorstellung seiner ursprünglichen Gestalt geben. Das Kreuz stand damals auf drei Stufen, von denen die unterste, besonders hohe heute im Erdboden steckt und deren oberste in schön geschwungener, durch die Restaurierung sehr verflachter Profilierung zum Sockel überleitete. Jede der drei Seiten des Sockels, ein gutes Beispiel gotischer Flachdekoration, ist durch eine hübsche Blendarchitektur mit kleeblattbogigem Abschlusse zweigeteilt. Die Randstäbe erhoben sich, wie heute noch der mittlere, über polygonale Basen und wirkten außerdem viel schlanker. Alle diese Reize hat der Restaurator der Wegsäule geraubt. Auf einer Sockelseite sind zwei Schildchen, das linksseitige, soweit erkennbar, mit einer Sichel, einem Winzermesser (?) und einer Traube (?). Wahrscheinlich bürgerliche Haus- oder Innungszeichen, wie das ehemalige Bäckerkreuz in Wien eine Bretze, das Wegkreuz in Pitten ein Horn und das Gersthoferkreuz eine Hausmarke im Schilde hatte.⁶ Die sehr seltene Dreiecksform ist vielleicht durch die Wegkreuzung im spitzen Winkel bedingt.

Am glimpflichsten verfuhr die Restaurierung glücklicherweise mit dem Hauptteil der Säule, der nach den drei Seiten zu kapellenähnlich aufgebaut, trotzdem aber wohl keine Dreifaltigkeitsdarstellung, sondern wahrscheinlich einst plastische Passionsdarstellungen barg. Der dreieckige Säulenkern tritt hier stark zurück. Vor ihm an den drei Ecken der Säule, auf dem schrägen, unten ausgenommenen Gesimse aufsitzend, kleine Strebepfeiler, die in krab-

¹ Fontes LI—670—750; XVIII—395—CCCXXIX.

² Maurer, S. 242, nach dem Pfarrprivilegienbuch Nr. 15.

³ Dr. Karl Fronner, M. Z. XV.—1870—XCII; M. A. V. XI—314. M. A. V.—XXVIII—98; Grefe, Altösterreich, Blatt 60 a und Beschreibung.

⁴ Mon. A. V. IV—1894—165. Restaurator war der Wr. Bildhauer August Völk. Österr. Illustr. Zeitung XIII—1903—119; daselbst auch Abb. vor der Restaurierung.

⁵ Wiedergegeben (samt Grundriß) in M. Z. XV—1870—XCI, Fig. 23.

⁶ Vgl. das Schmiedekreuz bei Aspang, das Fleischhauerkreuz bei Drosendorf. Vancsa, Bet- und Denksäulen in N.-Ö., M. A. V. XXXIX—103.

benverzierte Fialen und Kreuzblumen auslaufen. Zwischen den Strebepfeilern, die Architektur gotischer Kirchen im kleinen nachbildend, zwei Doppelfenster, analog dem Sockelschmucke mit kleeblattbogigem Maßwerk. Sie enden in krabbenverzierten Kielbogen mit Kreuzblumen. Auch der kleine Trennungsposten der Doppelfenster setzt sich in Fialen fort, die, ähnlich den Strebepfeilerchen behandelt, in gleicher Höhe mit Kreuzblumen abschließen.

Am stärksten hat die Restaurierung anscheinend den die Säule abschließenden Spitzhelm und damit auch den Gesamteindruck verändert. Die glatte, gegenüber dem reichen Schmucke der Kapellenstockwerke so nüchterne Dreieckspyramide mit dem plumpen Kreuz läßt die feine Wirkung des einstigen Helmes kaum mehr ahnen, der in kielbogiger Begrenzungslinie in, man möchte sagen, barockgotischer Weise zum Kreuze führte. Durch Krabben an den Helmkanten klang die reiche Architektur der Säule fein ab, umsomehr, als auch das Kreuz auf einem reich profilierten, kleinen Gesimse stand. Das abschließende Kreuz, jetzt derb behauen, ließ in Form und Profilierung spätgotischer Dekorationsfreude Raum. Diesen Geist der späten Gotik, den auch die kielbogige Abschlußlinie atmete, der sich im absichtlichen Verschleiern konstruktiver Details wie im Ansatz des Helmes, in den Basen der Säulchen, in der Profilierung der letzten Sockelstufe äußerte, erkennen wir heute nur mehr an einigen, vom Restaurator allerdings wieder recht hart behandelten Einzelteilen, so der tief ausgenommenen Schräge unter dem oberen Aufbau, den durch horizontale Stäbe eingefassten Sockelblenden, den Kielbogen über den Fensterchen.

Die Säule wird meistens ins beginnende 16. Jahrhundert gesetzt.¹ Ich würde dieser Datierung folgen, wenn die Hainburger Säule von so einfachem, ländlichem Aufbau wäre, wie der Bildstock in Mauer,² in dessen ebenfalls kielbogig geschlossenem Tabernakel die Jahreszahl 1520 eingegraben ist. Zur Datierung der Hainburger Säule aber müssen wir die Entwicklung der Gotik im benachbarten gotischen Kunstzentrum Wien heranziehen; denn das Hainburger Kreuz weicht von dem einfachen Typus niederösterreichischer Denksäulen in den früher genannten Orten oder in Deutsch-Altenburg und Kahlenbergerdorf ab, die auf einfachem, hohem Schafte eine kleine, offene oder mit Relief gezierte Kapelle tragen. Bei keiner finden wir den für die Hainburger Säule so charakteristischen zurücktretenden Mauerkern, um den herum freistehende Pfeiler und Säulchen — ein Peripteros in Miniatur — sich gruppieren. Näher kommt diesem Aufbau die dem ausgehenden 14. Jahrhundert angehörende schönste aller niederösterreichischen Denksäulen, die herrliche „Spinnerin am Kreuz“ in Wiener-Neustadt, welche der bedeutende, durch Kieslingers Forschungen als Dombaumeister zu St. Stephan festgestellte „Baumeister Leopold III.“, Michael Weinwurm

¹ Fronner, M. A. V. XI—314; Atlas kirchl. Denkm. d. M. A., Wien 1872, S. 2.

² Abbildung K. T., III—S. 158.

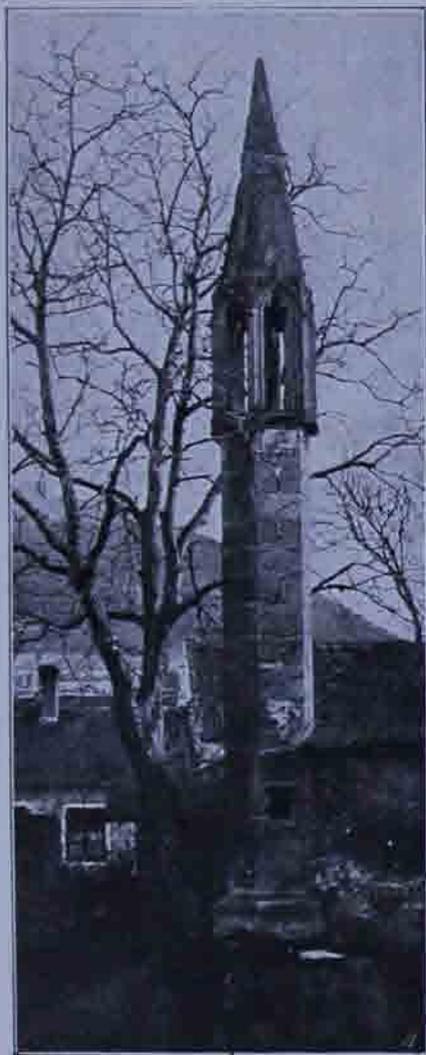


Abb. 30. Lichtsäule (S. 49).

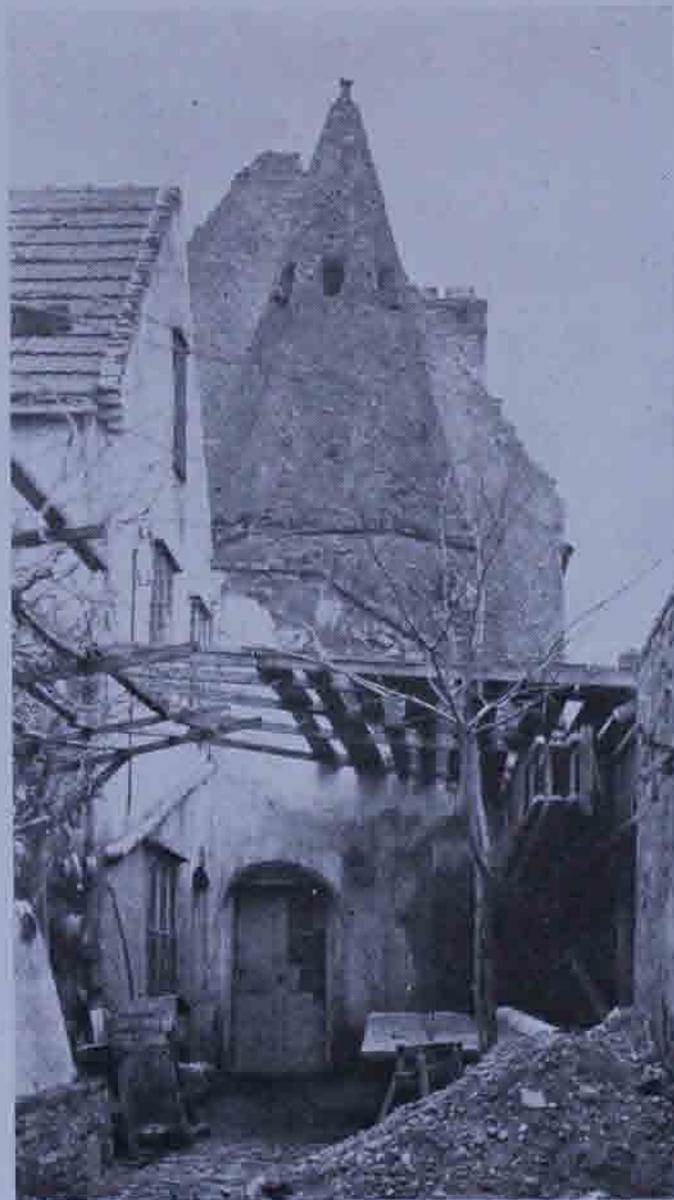


Abb. 29. Synagoge (S. 45).

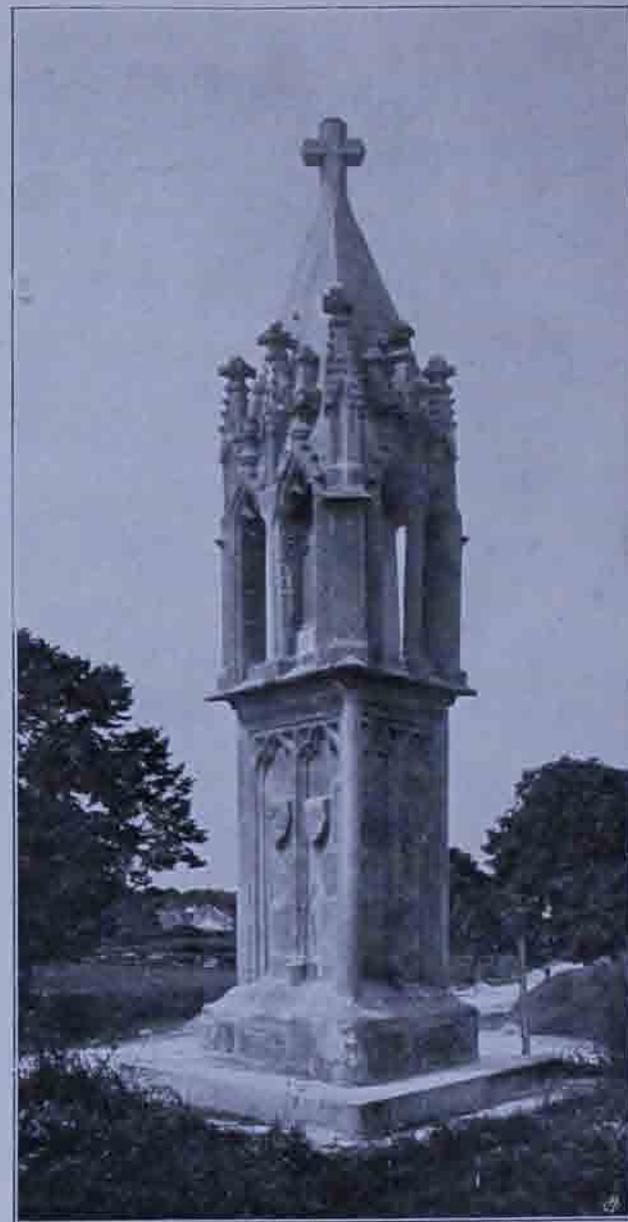


Abb. 28. Dreieckiges Kreuz (S. 47).



Abb. 31. Rathaus, Einfahrtshalle mit Sitznischen (S 55).

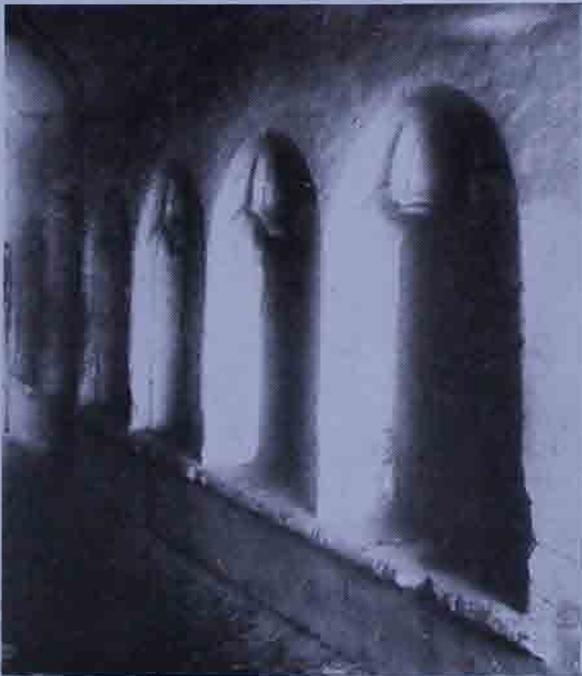


Abb. 32. Haus Hauptplatz 22, Sitznischen (S. 56).

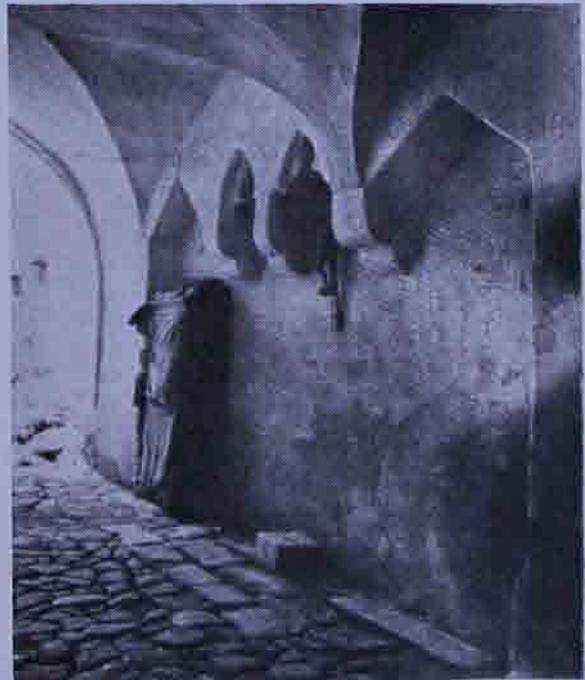


Abb. 33. Haus Wienerstraße 15, Sitznischen (S. 56).

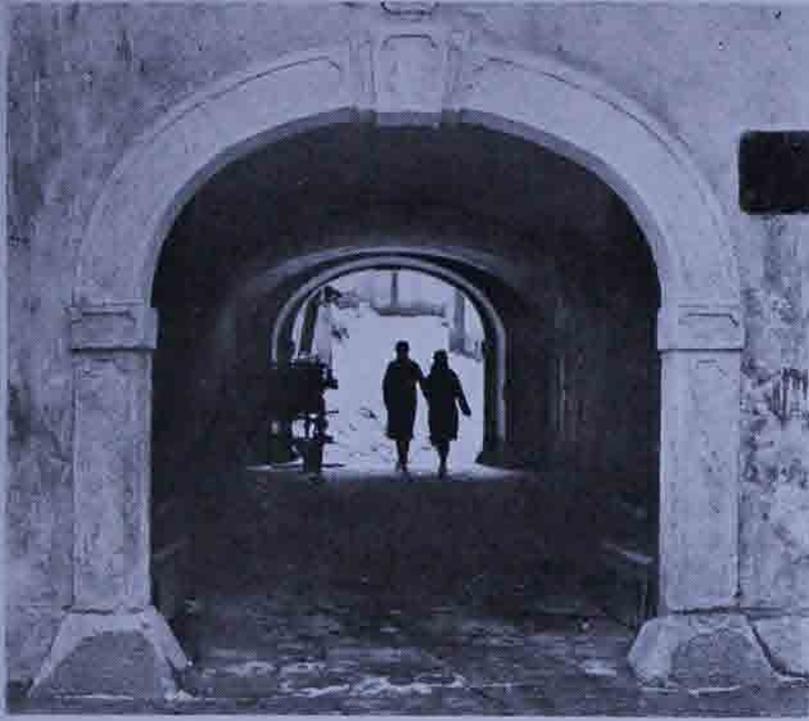


Abb. 34. Portal des Hauses Ungarstraße 20 (S. 61).



Abb. 37. Haus Wienerstraße 11, Teilbild der Fassade (S. 60, 107).

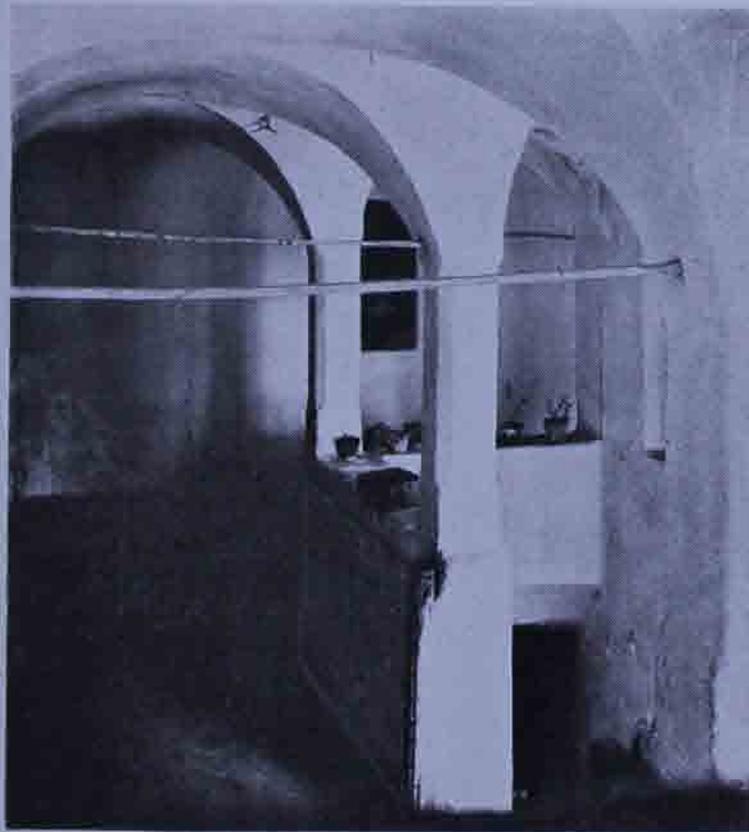


Abb. 35. Arkatur des Hauses Hauptplatz 3 (S. 68).

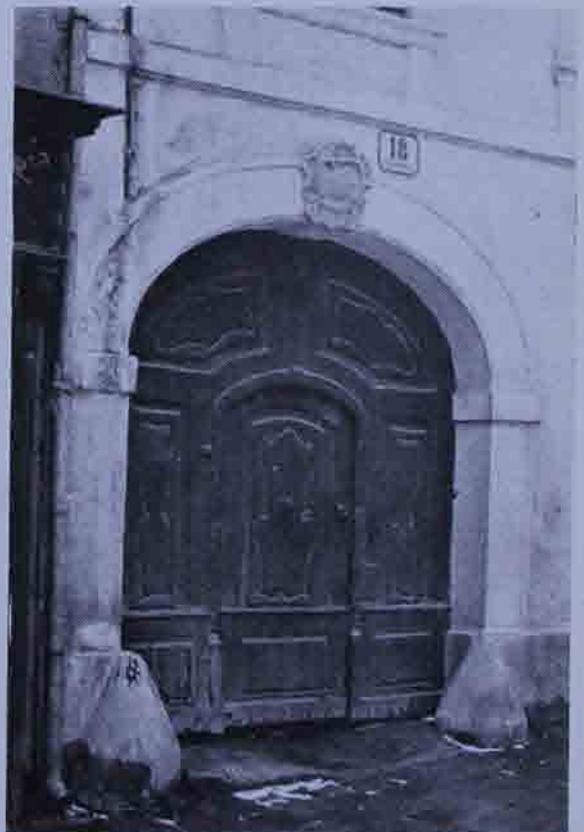


Abb. 36. Portal des Hauses Wienerstraße 18 mit Rokokotüre (S. 61, 86).



Abb. 39. Kapelle des Bezirkssaltersheimes,
Grabmal des Heinrich Scorni (S. 72).



Abb. 38. Portal im Hundsheimerhofe (Ungarstraße 26,
S. 59, 61, 74).

zwischen 1382 und 1384 errichtete. Bei dieser Denksäule windet sich über niedrigem Sockel eine Art Kapellenkranz mit freistehenden Strebepfeilern. Diese Entwicklung geht bei der Wiener „Spinnerin am Kreuz“, die wieder ein großer Wiener Dombaumeister, Hans Buchsbaum, 1452 baute, noch weiter. Hier tritt der Säulenkern weit hinter dem vorgestellten Kapellenkranz und den freiaufsteigenden Strebepfeilern zurück,¹ wie wir dies in Hainburg als besonderes Charakteristikum feststellten. Ähnlich wie in Hainburg wachsen diese freistehenden Strebepfeiler aus dem schrägen Gesimse des mit ähnlichem Blendmaßwerk geschmückten niedrigen Sockels. Freilich verhält sich die einfachere Hainburger zu der großartigen Wiener Säule so wie die schlichtere Kanzel der Eggenburger Pfarrkirche zu dem prunkvollen Vorbild der Kanzel im Wiener Stephansdome. Auch zeigt das Hainburger Kreuz den Typus der Wiener „Spinnerin am Kreuz“ zwar sehr vereinfacht, aber im Sinne der späten Gotik weiterentwickelt. Daher der viel gedrungene Aufbau, die stärkere Betonung der Horizontalen und die Ersetzung des spitzigen Helmabschlusses mit den in der Spätgotik ungebräuchlichen Strebebogen durch den breiten, einstens geschwungenen Helm in Hainburg. Hiefür mag ein anderes, ebenfalls dem Kreise der Wiener Bauhütte angehörendes Denkmal Vorbild gewesen sein, nämlich die Strebepfeiler am Chore der benachbarten Kirche in Deutsch-Altenburg. Wie dort die Helmbekrönung auf den Figurennischen der Strebepfeiler aufsitzt, erinnert sogleich an das dreieckige Kreuz. Auch die von kleinen Doppelspitzbogen abgeschlossenen Nischen und das Blendmaßwerk unter denselben stellen den Zusammenhang mit dem Hainburger Kreuz her. Nehmen wir aber die Zusammengehörigkeit des Hainburger Kreuzes mit der Spinnerin am Kreuz und den Chor von Deutsch-Altenburg und damit mit der Wiener Dombauhütte an, so werden wir das Hainburger Kreuz um eine Generation jünger als die Wiener „Spinnerin am Kreuz“, also in das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts setzen.

Die Lichtsäule.

Etwas älter, doch sichtlich im Zusammenhange mit der Kreuzsäule, aber schlanker und feingliedriger ist die Lichtsäule in der Nähe des Karners, eine Totenleuchte, wie sich solche häufig auf ehemaligen Friedhöfen finden (Abb. 30).² Bestimmungsgemäß sollte sie nicht wie das dreikantige Kreuz in Nahsicht betrachtet werden, sondern weithin ihr Licht spenden. Das schlanke Bauwerk trägt daher auf drei Stufen und einem Sockel über einem achtseitigen hohen Schafte das ein wenig ausladende Lichthäuschen mit seinen acht Öffnungen in der Form gotischer Fenster. Diese spitzbogigen Fensterchen, innen mit Kleeblattbogen, werden beiderseits von

¹ Sodaß man sogar den inneren Kern als älter annahm! (M. Z. XVI—1871—LV).

² Essenwein M. Z. VII—322; Sacken M. Z. I—104, M. A. V. XI—307; ferner M. Z. XI—1866—XCIII; Zeichnung und Grundriß in „Wiener Bauhütte“ I—1866—141.

Fialen überragt und von Kielbogen gekrönt. Als Abschluß der ganzen Säule eine steile achtseitige Pyramide, deren Kanten, nach Löchern zu schließen, einmal Krabben zierten und an deren Spitze Sacken noch eine „kräftig geformte Kreuzblume“ sah. Sie ist heute nicht mehr vorhanden. Durch den hohlen Schaft, der unten in eine kleine, viereckige, verschließbare Öffnung endigt, wurde eine Lampe ins Lichthäuschen aufgezogen, eine Vorrichtung, die man auch an anderen Lichtsäulen, so in Klosterneuburg, in Zwettl, in Hof am Leithagebirge¹ oder an der bei der Penzinger Pfarrkirche beobachten kann. Trotzdem ist die Hainburger Lichtsäule mit keiner dieser in Niederösterreich noch erhaltenen Lichtsäulen recht zu vergleichen. Sie dürfte wieder nach einem Wiener Vorbild erbaut sein. In alten Abbildungen der heute nicht mehr erhaltenen Lichtsäule auf dem ehemaligen St. Stephans-Friedhof² sehen wir eine gewisse Übereinstimmung in der eleganten Schlankheit und der Bildung des Gehäuses. Die der Hainburger Säule ähnlichsten Totenleuchten stehen wohl in Frankreich, so z. B. in Oradour-Saint-Genest (Haute Vienne) und Felletin (Creuse). Frankreich hatte auch zuerst, schon in romanischer Zeit, den Typus dieser „lanternes des morts“ ausgebildet.

Die auffallend schlanken, hochgezogenen Fensterchen einerseits, der kielbogige Abschluß derselben, das Sockelprofil, besonders aber das Profil des abgeschrägten, unten durch eine Kehlung ausgenommenen Gesimses andererseits lassen erkennen, daß wir es mit einem hochgotischen Kunstwerk, das bereits Ansätze der späten Gotik hat, aus der Zeit um oder bald nach 1400 zu tun haben.³

Die Lichtsäule soll nach Maurer und früheren Autoren eine Inschrifttafel besessen haben. Es soll dies die Tafel sein, die heute in der Pfarrhofmauer eingelassen ist⁴ und soll nach Maurer und anderen besagen, daß ein Heinrich der Drescher in der Pestzeit das machte durch Gott zu dem Karner. Die Inschrift (Künstlerinschrift?) ist aber wohl so wiederzugeben: „Ich Heinrich der Drescher han tan das Best (nicht Pest!) das ich machte durch Gott zu der Char(?)“, wobei es sehr unsicher ist, ob das undeutlich lesbare „Char“ sich auf den Karner bezieht oder vielleicht auf die Kirche und der Inschriftstein nicht überhaupt einst in der alten Pfarrkirche war. Die gotischen Majuskeln dieser Inschrift setzen nämlich die Tafel in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Dieser Heinrich der Drescher ist daher wahrscheinlich derselbe, der

¹ Vgl. Mon. A. V. VI—1901—96.

² Johannes Andreas Pfeffel, Stadtansichten, Augsburg 1724, 1. Teil; M. A. V. XI—1870—244. Über französische Totenleuchten vgl. Roland Engerand „Les lanternes des morts“ in „Illustration“ 1930—281.

³ Dr. Karl Fronner, M. A. V. XI/1870/307 und XII/1872/140; M. Z. XI/1866/XCIII; M. Z. XV/1870/XCI. Ältere Autoren datieren die Säule ins 15. Jahrh. Trotz der spätgotischen Details könnte ich die Säule mit Rücksicht auf den Gesamtaufbau spätestens an den Anfang des 15. Jahrh. stellen.

⁴ Die Inschrift ist bei Maurer (S. 276) bis auf zwei unwesentliche Abweichungen richtig wiedergegeben.

1340 mit seiner Gattin Elisabeth in Kaufverträgen vorkommt.¹ Die Inschrift müßte daher um zwei Generationen vor der Errichtung der Säule in die Tafel gemeißelt worden sein. Sie kann, da Inschrifttafeln ja nicht vor, sondern eher nach der Errichtung eines Denkmals geschaffen werden, sich schwerlich auf die Lichtsäule beziehen. Auch stimmt die Tafel mit den Maßen der Säule schlecht überein.

Ungeklärt bleibt, worauf sich dann die Inschrift bezog und was Heinrich der Drescher damals schuf. Die Frage des Zusammenhanges zwischen Lichtsäule und Inschrifttafel muß daher vorläufig ungelöst bleiben.

Christus und Thomas.

In der Pfarrhofmauer, nahe bei dem Inschriftsteine, steht in einer Nische die Gruppe „Christus und Thomas“, eine sehr bedeutende gotische Plastik, welche einer eingehenden Würdigung wert ist (Abb. 27). Mit dieser Skulptur wußten die älteren Autoren nichts Rechtes anzufangen. Vor allem sprechen sie von einem Hochrelief, obwohl die beiden Figuren auf allen Seiten frei aus dem Sandstein gearbeitet sind,² wobei naturgemäß die Art der Darstellung erkennen läßt, daß sie für die Aufstellung in einer Nische geschaffen wurde. Die Gruppe war vielleicht in einem gotischen Tabernakel oder unter einem Baldachin, wahrscheinlich in der alten Pfarrkirche St. Martin aufgestellt. Auch die Datierung schwankt. Sacken, der mit gutem Blick auf die gezogenen Falten hinweist und mit Recht von einer guten Arbeit spricht, setzt sie, ebenso wie Fronner ins 14. Jahrhundert. Später rückte man die Plastik gar ins 15. Jahrhundert.³

Schon die inhaltliche Seite des Bildwerkes erweckt Interesse. Christus legt die rechte Hand liebevoll um die Schulter des etwas vorgebeugten Thomas, während er mit der linken Hand das Kleid über der Brust öffnet, damit der ungläubige Apostel seine Finger in die Seitenwunde des Herrn legen kann. Diese gefühlsmäßige Beziehung, in welche der Meister die Figuren brachte, und die z. B. an der frühgotischen Madonna mit Kind an der Leechkirche in Graz ihren derb prägnanten Ausdruck findet, gehört zu den Fortschritten der Gotik. Das demütige Neigen des Thomas, das liebevolle Umfassen als Zeichen verzeihender Liebe wäre der romanischen Kunst noch fremd gewesen. Auch die Köpfe der Figuren sind trotz einer gewissen hieratischen „romanischen“ Strenge doch schon in gotischer Weise in Blick und Stellung gewissermaßen seelisch miteinander verbunden, ein Fortschritt, den man an frühgotischen Darstellungen der Madonna mit Kind besonders deutlich

¹ Maurer, S. 520, 277.

² Als Übergang von Relief und Freiplastik könnten beispielsweise, wie Kieslinger anführt, die Portalreliefs in St. Paul in Kärnten gelten. Dr. Franz Kieslinger, Die mittelalterliche Plastik in Österr., Wien, 1926, und: Zur Gesch. der got. Plastik, Wien 1923, Tafel 1.

³ M. A. IX/1865/60; M. Z. XV/1870/XCII; M. A. XII/1872/141. Vgl. daraufhin die frühgotischen Reliefs in Trautmannsdorf und Wolkersdorf.

wahrnimmt, z. B. bei der allerdings um zwei Generationen jüngeren Dienstbotenmadonna in der Wiener Stephanskirche.¹

Versuchen wir nun auch in formaler Beziehung unserer Gruppe näher zu kommen, was insoferne auf gewisse Schwierigkeiten stößt, als gerade für die Entstehungszeit unserer Plastik nur spärliches Vergleichsmaterial und noch weniger urkundlich datierbare Arbeiten zur Verfügung stehen. Das erhöht allerdings wieder den Wert dieses seltenen Hainburger Bildwerkes.

Die Köpfe der beiden Figuren, deren Oberfläche leider teilweise übertüncht und teilweise zerstört ist, ähneln im Typus noch ein wenig den Köpfen der Apostel am Wiener Riesentor, die mit denen von St. Ják und Tulln, wie früher ausgeführt, im Schulzusammenhange stehen und von welchen auch in Hainburg glücklicher Weise sich ein Beispiel von der alten St. Martinskirche erhalten hat. (Abb. 26). Einzelne Archaismen in den Köpfen von Christus und Thomas zeigen diesen Zusammenhang, so die niedere Stirne, das gescheitelte, in parallelen Strähnen herabfallende Haar, die eigenartigen Backenknochen und der „archaisch gespitzte Mund“, den Richard Ernst noch bei der Klosterneuburger Madonna, die ja jünger als unsere Gruppe ist, wahrnimmt.² Aber gerade der Vergleich der Köpfbildung von Christus und Thomas mit den Köpfen der genannten Benediktinerbauhütte (vgl. S. 39) läßt auch klar den Fortschritt erkennen, der trotz mancher spät-romanischer Reminiszenzen den beiden Köpfen schon den Stempel der sich der Natur wieder nähernden Gotik aufdrückt. Die Köpfe sind nicht mehr romanisch starr; Ausdruck und Leben beseelt sie bereits. Weit entfernt von dem Naturalismus der späten Gotik sehen wir doch in der Bildung der Augen, in der Art wie der Bart lebenswahrer um den Mund ansetzt, schon den Beginn individueller Anlitzgestaltung.

Ich möchte nun nicht den Anschein erwecken, als ob ich vielleicht auch diese Plastik für die von mir so oft hervorgehobene normännische Schule reklamieren wollte. Diese Schule hatte ja in dem dritten Viertel des 13. Jahrhunderts bereits ihre letzten Werke in Niederösterreich und den nördlich und östlich angrenzenden Ländern geschaffen. Aber Figuren, von denen wir heute nur mehr den einzigen in die Pfarrhofmauer eingelassenen Kopf besitzen (Abb. 26), waren ja damals ebenso wie in Ják und Wien auch in Hainburg in größerer Zahl an der nach 1260 erbauten Martinskirche zu sehen. Da ist es nun naheliegend, daß ein Meister, der um eine Generation später die Christus- und Thomasgruppe meißelte, zwar schon mit beiden Füßen auf dem Boden der früheren Gotik stehend, doch noch von den für Hainburg so wichtigen Figuren der Pfarrkirche beeinflußt wurde. Pinder hebt mit Recht die speziell für die mittelalterliche Plastik und den Bauhüttenbetrieb bedeutsame, zwar selbstverständliche und doch oft wenig beachtete Tatsache hervor, daß „in jedem geschichtlichen Zeitpunkte rund drei Generationen zusammen leben“, sodaß man überall „vorwärtsdringende Zwanziger,

¹ Abb. bei Ernst-Garger, Die früh- und hochgotische Plastik des Stephansdomes, München 1927, Abb. 37—41.

² Richard Ernst, Die Klosterneuburger Madonna, Wien o. J., S. 5.

fertige Vierziger und rüstige Sechziger“ treffen wird.¹ Es kann daher sehr wohl derselbe Bildhauer, der als junger Mann noch in der Benediktiner-Bauschule mit älteren, dem sterbenden Romanismus zugewandten Meistern arbeitete, eine Generation später als reifer Mann von der jungen Gotik ergriffen, die Thomasgruppe geschaffen haben, ohne dabei seiner Vergangenheit ganz vergessen zu können.

Diese Zusammenhänge mit der spätromanischen Benediktinerschule werden noch klarer, wenn wir auch die Körperhaltung und das Gewand der Figuren betrachten. Die Körper der Figuren sind trotz des bis zu den Füßen reichenden faltenreichen Gewandes in ihrer Bewegung klar erkennbar. Man beachte besonders den vorgebeugten Körper des Thomas mit dem nach rechts gewendeten Kopf, die von neu erwachter Naturbeobachtung zeugende Art, wie Christus den Mantel von der Brust wegzieht, wie Thomas in die Wunde greift, wie Standbein und Spielbein unter den Falten doch deutlich zu unterscheiden sind. Die beiden Figuren gehen dabei weit über die figürliche Plastik der Benediktinerschule, über die Tullner „Stifterfigur“, die Jáker Apostel und die Plastik von der Westfront St. Stefan's hinaus.

Die Entwicklungslinie geht von Ják aus, wo die Figuren noch krampfhaft Abwechslung in die Haltung der Arme bringen und die Beinstellung übermäßig betonen, über die schon merklich ruhigeren Figuren in und um das Riesentor zur Hainburger Gruppe. Die speziell in St. Ják stark betonte, fast manirierte Bewegung, von mir mit erneuten französischen Einflüssen in Verbindung gebracht,² die eine Parallele in den bewegten Figuren von Toulouse und Vézelay hat,³ weicht im 13. Jahrhunderte einem antiken Formgeföhle, das, von Reims ausgehend, in der Bamberger Madonna „vom wirklichen Leben nur das Typische, dieses aber in adeliger Form abnahm“ (Pinder). Diese schönlinige Kalligraphik, die nach Kieslinger ebenso wie die neuen Landesherrn vom Oberrhein ihren Weg nach Österreich gefunden hat, diese bewußte Steigerung des Seins unter neuer Eroberung der Antike, die durch die Frühgotik ganz Europas geht,⁴ findet auch in den Hainburger Figuren ihren Niederschlag, bei welchem die Bewegtheit der Figuren der vorhergehenden Generation unserer so oft genannten spätromanischen Bauschule ihre klassische Beruhigung findet, die auch in der antikisierenden Gewandung, besonders der togaähnlichen des Christus, sich deutlich formuliert.

Die „gezogenen Falten“ dieser Gewänder hatten schon vor achtzig Jahren die Aufmerksamkeit Sacken's erregt; sie sind auch für die Charakterisierung des Bildwerkes von allergrößter Bedeutung. Diese weichen, röhrenförmigen, fast parallel laufenden Fal-

¹ Wilhelm Pinder, die deutsche Plastik, I, Berlin, Athenaion, S. 30.

² Donin, roman. Portale, S. 73.

³ Abb. bei Wilhelm Vöge, Die Anfänge des monumentalen Stiles im Mittelalter, Straßburg 1894, S. 71—73, 94.

⁴ Vgl. Hans Karlinger, Die Kunst der Gotik, Berlin 1927, Seite 79.

ten sind teilweise ein Erbteil romanischer Zeit. Ihre Weiterbildung sehen wir an der bekannten Statue St. Florians im gleichnamigen Stifte, die um mehr als ein Jahrzehnt jünger als die Hainburger Plastik ist.¹

Wir sind bei der Christus- und Thomasgruppe wieder so glücklich, nicht auf die Art der Faltenlegung in der Spätromanik im allgemeinen uns berufen zu müssen, sondern können als unmittelbaren Vorläufer auf die Figuren der Westfront von St. Stephan in Wien hinweisen, welche ja auch die letzten in der Entwicklungsreihe unserer normännischen Schule sind.² Vergleichen wir nur die Ähnlichkeit der Faltenzüge mit ihren Röhren und abgerundeten Knickungen beim Simson rechts vom Riesentor oder auch beim Christus des Tympanons (wo sie durch Überarbeitung leider stark abgeschliffen sind) mit denen in Hainburg, so wird uns sofort die enge Zusammengehörigkeit, aber auch der Fortschritt der Hainburger Gruppe klar. Was bei St. Stephan noch unartikuliert weich ist, hat in Hainburg jene Härte, die in weiterer Entwicklung gratig wird, Kraft und einen Zug ins Monumentale erhalten. Ja, bei den Füßen des Thomas und noch mehr bei denen Christi, bricht sich der parallele Fall der herabfließenden Falten in einer Weise, die die Gotik des 14. Jahrhunderts geradezu voraus ahnen läßt.

Und damit kommen wir auch schon zu der wichtigen Frage der Datierung unserer schönen Hainburger Arbeit, die auch nach der bisherigen Untersuchung spätestens eine Generation nach den Riesentorskulpturen entstanden sein kann. Die Frühgotik der Klosterneuburger Madonna und anderer mit ihr zusammenhängender Werke, welche das 14. Jahrhundert einleiten, repräsentiert dagegen die der Hainburger Plastik nachfolgende Generation. Wir müssen daher unsere Gruppe in das letzte Viertel des 13. Jahrhunderts stellen. Ich kann mich dabei auf die Autorität in Belangen österreichischer gotischer Plastik Dr. Kieslingers stützen, welcher so liebenswürdig war, mit mir die Christus- und Thomasgruppe zu besichtigen und der sie um 1280 datiert.

Eine Frage drängt sich aber jetzt unwillkürlich auf, wie sich denn diese Plastik zu den Trutzfiguren am Wiener Tor stellt, die wir ja auch als schon gotisch beeinflußt erkannten. Ein Vergleich ist hier schwer. Auf der einen Seite sehr frühe Profanskulpturen als Hochreliefs in Lebensgröße für Betrachtung aus weiter Sicht gearbeitet, auf der anderen eine Heiligengruppe als Freiplastik, kaum ein Drittel so groß, für fromme Verehrung aus unmittelbarer Nähe geschaffen. Während der Meister der Trutzfiguren, dem neu erwachten Drange zur Naturbeobachtung folgend, trotz mancher romanischer Befangenheit seinen Stolz darein setzt, die ritterliche

¹ Abb. bei Hollensteiner, St. Florian, Augsburg 1928, S. 97.

² Die Entwicklungslinie Tulln—St. Ják—St. Stephan — ist stilistisch derartig genau vorgezeichnet, daß ich trotz gegenteiliger Behauptung von Hamann (a. a. O. II, S. 151) der die ungarischen Bauten der Schule den Wiener Bauten St. Stephan und St. Michael nachsetzen will, unbedingt meine frühere Chronologie dieser Bauten aufrecht halten muß.

Tracht seiner Zeit möglichst getreu zu kopieren, steht die Christus-Thomasgruppe bereits in jener Idealisierungsepoche der frühen Gotik, welche bei Heiligenfiguren das Zeitkostüm bewußt zugunsten antikisierender Gewandung ablehnt. War es bei der Darstellung von Christus und Thomas möglich, in ihnen die stilistische Weiterbildung von Bildnereien einer heimischen Schule nachzuweisen, so lassen sich bei den Trutzfiguren bei dem heutigen Stande der Forschung noch keine unmittelbaren Zusammenhänge mit einer bestimmten Schule aufzeigen, wenn es auch möglich war, sie in die zeitliche Entwicklung der niederösterreichischen Plastik vom romanischen zum gotischen Stil einzureihen.

Diese Gegenüberstellung stellt uns aber wieder so recht die Bedeutung Hainburgs für die Entwicklung der gotischen Plastik in Österreich vor Augen. Die beiden Trutzfiguren bringen uns das allererste Einsetzen der gotischen Kunstrevolution in Niederösterreich unter Ottokar. Christus und Thomas dagegen, nur um ein gutes Dezennium später entstanden, stehen, ungeachtet mancher Zusammenhänge mit einer spätromanischen Schultradition, bereits voll auf dem Boden der frühen Gotik in Habsburgischer Zeit.

So reich unser Denkmälerbestand an hoch- und spätgotischen Figuren ist, gerade für die Zeit der frühesten Gotik, so zwischen 1260 und 1290, sind österreichische Plastiken recht rar. Umsomehr wird daher jeder, dem es ernstlich um die Erforschung der frühesten Gotik unseres Vaterlandes zu tun ist, diese Hainburger Skulpturen als wichtige Repräsentanten jener Zeit beachten müssen.

Der Taufstein.

Von kirchlichen Denkmälern der Gotik hat sich noch der schöne Taufstein aus rotem Marmor in der Pfarrkirche erhalten (Abb. 52). Die zwölfeckige Taufschale mit eingezogenen Seiten ruht auf einem sehr reich profilierten, ebenfalls zwölfeckigen, unten eingezogenen Fuße, der zweimal einen Wulst von sich durchstoßenden Stäben trägt. Nach dem ganzen spätgotischen Aufbau mit dem reichen Sockelprofil und den sich kreuzenden Stäben ist der Taufstein um 1500 entstanden, zu welcher Zeit noch die alte Martinskirche als Pfarrkirche verwendet wurde. Aus ihr wurde daher der Taufstein in die heutige Pfarrkirche übertragen.

Gotische Profanbauten.

In Hainburg haben sich erfreulicherweise auch noch Reste bürgerlicher Gotik, vor allem im Rathause, erhalten. Es sind prächtige gotische Sitznischen, je vier zu beiden Seiten des Hausflurs mit Blendmaßwerk, wuchtig gearbeiteten Dreipässen¹ (Abb. 31). Obwohl die gotische Einwölbung nicht mehr erhalten ist, kann man doch aus dem erhaltenen Seitenschmucke der Einfahrtshalle schließen, daß die Grundmauern des Rathauses wenigstens im Erdgeschoße noch in die gotische Zeit zurückgehen. Spätere gotische Einfahrts-

¹ Die Nische neben dem heutigen Aufgang ist des Maßwerkes beraubt.

hallen finden sich auch an anderen Repräsentationsbauten, so zum Beispiel im Wiener Landhaus¹ und dem noch späteren Rathaus von St. Pölten. Das Hainburger gotische Rathaus entstand aber nach den Stilformen schon im 14. Jahrhundert vielleicht noch unter Rudolf IV. dem Stifter, der auch wiederholt in Hainburg weilte. Es dürfte in seinem unteren Teile, soweit mir bekannt, das älteste Rathaus Niederösterreichs sein, ein Beweis für die Blüte des städtischen Lebens Hainburgs im Mittelalter.

Aber auch anderen bürgerlichen Bauten diente das Rathaus mit seinen gotischen Blendarkaturen zum Vorbild. Man sieht acht ganz ähnliche, der Steinprofilierung nach ziemlich gleichzeitige Sitznischen (davon allerdings nur vier vollständig erhalten) in der Eingangshalle des Hauses Aberham, Ungarstraße 10. Links vom Eingang ist auch noch das ursprüngliche gotische Kreuzgewölbe erhalten geblieben mit starken, einfach abgeschrägten Rippen und einem stark übertünchten Schlußstein. Die Rippen sitzen auf abgeschrägten Konsolen, von denen zwei noch erhalten, aber bis zur Unkenntlichkeit übertüncht sind.²

Beiderseits sieben, zum größten Teil noch gut erhaltene Sitznischen mit Blendmaßwerk schmücken die Einfahrt des Hauses Toth, Hauptplatz 22. Sie sind zarter und etwas jünger als die früher genannten. Bei einer Fassadeerneuerung dieses Hauses kam auch ein Spitzbogen sowie ein Spitzbogenfries zum Vorschein,³ die aber leider, ohne daß man eine Aufnahme machte, wieder zugedeckt wurden (Abb. 32).

Am Ausgange der Gotik entstand der in der rechten Seite der Einfahrtshalle des Hauses Erasin, Wienerstraße Nr. 15, noch erhaltene sehr volkstümliche Sitznischenschmuck. Hier ist die Mauer nicht in mehrere Sitznischen geteilt, sondern eine einzige heute nicht mehr erhaltene längere Bank ruhte in breiter Nische, die oben durch vier Spitzbogen abgeschlossen wird. Die eingblendeten Bogen sitzen zum Teil auf spätgotischen Konsolen, die mittleren enden in Dreipässen mit bereits kielbogigem Abschluß. Einem in spätgotischer Zeit geübten Bestreben nach Abwechslung folgend, haben die äußeren Spitzbogen gerade Schenkel, eine Form, die man bei uns selten und nicht vor 1400 treffen wird (Abb. 33).

Ob die Nische in der Einfahrtshalle des Hauses Rimele, Ungarstraße 18, einst auch von Blendmaßwerk verziert wurde, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Das Haus selbst wurde wohl nach den spätgotisch abgefasten Fenstergewänden noch in gotischer Zeit erbaut.

Diese zahlreicher als in manch anderer niederösterreichischen Stadt erhaltenen Schmuckdetails lassen schließen, daß diese Häuser in der Gotik nicht nur in den Toreinfahrten, sondern auch sonst

¹ Seinerzeit auch mit Sitznischen versehen, heute Kapelle, Dr. Anton Mayer, das n.-ö. Landhaus M. A. V. XXXVIII, S. 12, Abb. 2.

² Vielleicht waren es sogar Kapitäle von nicht mehr erhaltenen Säulen.

³ Nach Mitteilung des H. Direktor Joh. Wenzel.

reich ausgestattet waren, daß aber sicherlich noch mehr gotische Häuser heute bereits verschwunden sind, wenn sich trotz der vielen Unbilden, welche die Stadt seither erlitt, noch so viele Reste spätmittelalterlicher Kunst erhalten haben.

Aus gotischer Zeit sind uns auch größere Höfe in Hainburg übermittlelt, so der Schützenhof, der bereits 1380,¹ der Hof beim Ungartor und der Mayerhof, der 1396,² der Götzenhof, der 1411³ und der Kreushof,⁴ der 1481 erwähnt wird.

Sie lagen wohl in der Nähe der gleichnamigen Stadttürme. Leider wissen wir aber nicht, welche der heute noch bestehenden Türme diese Namen trugen. Während der Kreushof 1481 schon als „öde“ bezeichnet wird, war der Götzenhof erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts verödet. Der Schützenhof, auch Lazarettgarten genannt, bestand noch 1686 und wird von 1708 an als Steinbruch zum Bau von Häusern benützt. Der heute noch bestehende Hundsheimerhof zeigt noch gotische Reste. Er wurde in der Renaissance umgebaut, worüber noch gesprochen werden soll. Ob der Rohrhof schon in gotischer Zeit erbaut wurde, ist nicht ganz sicher. Er lag „auf dem Anger“, also ungefähr dort, wo heute die Bürgerschule steht, an die Stadtmauer grenzend, da 1706 der Maurermeister Lipp Steine aus ihm holen durfte, doch ohne die Stadtmauer zu verletzen. Der Rohrhof wurde aber nicht ganz abgetragen, obwohl auch 1708 wieder Steine für Neubauten aus ihm entnommen wurden, denn 1713 diente er als Wohnung für einen Geistlichen zur Pestzeit.⁵

Sind diese Höfe auch zum Teil verschwunden, so sind doch die Nachrichten über sie ein Beweis für ihre Größe und im Zusammenhange mit den zahlreichen erhaltenen Resten bürgerlicher Gotik ein Dokument für die hohe Kultur und den Wohlstand Hainburgs auch noch am Ausgange des Mittelalters.

Die Zeit der Renaissance.

Das 16. Jahrhundert war für Hainburg die Zeit des Niederganges. Eine landesfürstliche Kommission berichtet 1569, daß die Stadt verwüstet sei, also anscheinend von dem Türkeneinfalle von 1529 sich noch nicht erholt hatte. Aber auch am Ausgang der Renaissance nennt Gouveau, conseiller am Parlement de Paris in seinem Reisetagebuch am 22. Juni 1661 die Stadt sehr trostlos.⁶ Die wirtschaftlichen Gründe für die Verödung der Stadt führt Güttenberger überzeugend aus.⁷ Größere Bauten werden wir daher in dieser Zeit vergeblich in Hainburg suchen.

Während in anderen Orten Niederösterreichs der ständische

¹ „unter der Feste gelegen“, Bl. d. Ver. f. Lk. XX—1886—436.

² Mit ihm wird Friedrich Frankh belehnt; ebenda.

³ Pfarrgedenkbuch, Folio 457.

⁴ Maurer, S. 523.

⁵ Maurer, S. 424, 428, 454.

⁶ Mon. A. V. VI—1901—84.

⁷ Heinrich Güttenberger a. a. O. 213.

Adel seine alten Burgen zu modernen Schlössern umbaute oder von Grund aus neu erbaute und sie mit oft sehr umfangreichen Befestigungswerken umgab, begnügte man sich in Hainburg, die Burg und Stadtbefestigungen ein wenig zu verstärken. Das neue Wohnbedürfnis der Renaissance erfüllte die Bürger anderer niederösterreichischer Städte mit ungeheurer Baulust, sodaß heute noch hunderte von Renaissancebauten zu treffen sind, welche nicht selten den Charakter einzelner Straßen und Plätze, ja ganzer Städte bestimmen.

Die Not Hainburgs in der Zeit der Renaissance ließ keine derartige Blüte bürgerlichen Bauens zur Entfaltung kommen. Trotzdem ist erstaunlich, wie viele Bauten aus damaliger Zeit auf uns kamen. Die Verwüstungen der Stadt bei der ersten Eroberung durch die Türken mögen ebenso wie die Wiener auch die Hainburger gezwungen haben, ihre zerstörten Häuser wieder aufzubauen. Auch das gerade damals allorts neu erwachte Gefühl intensiverer Lebensbejahung, der Drang nach persönlicher Geltung, die neue Schaffensfreude trieb nicht nur den Adel, sondern auch das Bürgertum dazu, seine Häuser neuzeitlicher, wohnhafter zu gestalten, es drängte wohl auch den ärmeren Bürger zum Neu- oder wenigstens Umbau seiner gotischen Behausung.

Man darf auch nicht übersehen, daß die zahlreichen Bauten, die heute noch charakteristische Spuren der Renaissancekunst aufweisen, auf einen relativ langen Zeitraum, fast bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts, zumindest bis zur zweiten Eroberung Hainburgs durch die Türken im Jahre 1683 sich erstrecken und daß man in Hainburg wie anderswo noch in einer Zeit wo bei Kirchen und Palastbauten die Barocke bereits ihren Siegeszug gehalten hatte, noch an den beliebten Renaissanceformen festhielt und sie nur ein wenig modifizierte, ein Umstand, der ein genaues Datieren dieser Bauten naturgemäß erschwert.

Neuere Forschungen über die deutsche Baukunst der Renaissance¹ haben, teilweise auf älteren Arbeiten, so denen von Schmarsow und Gerstenberg fußend,² die von der Wiener kunsthistorischen Schule stets vertretene Meinung einer kontinuierlichen, alles Sprunghafte vermeidenden Kunstentwicklung auch für die Denkmäler der deutschen Renaissance bewiesen. Hatte doch schon die späte Gotik, in dunklem Streben alle Prinzipien des neuen Kunstschaffens vorausahnend, auch in Deutschland in ihren Hallenbauten einen einheitlichen und geschlossenen Raumeindruck unter starker Betonung der Wagrechte geschaffen. Auf dem Wege zur vollständigen Durchbildung des neuen Raumgefühls übernahm allerdings Italien die Führung.

¹ So z. B. Alfred Stange, München 1926; Karl Horst, die Architektur der deutschen Renaissance, Berlin, Propyläen 1928.

² August Schmarsow, Reformvorschläge zur Gesch. der deutschen Renaissance, Berichte über die Verhandl. der sächs. Gesch. der Wissenschaften 1899—41 und Kurt Gerstenberg, Deutsche Sondergotik, München 1913.

Renaissancehäuser, Erker, Fenster, Portale.

Leider besitzt Hainburg kein bedeutsames Denkmal, welches den allmählichen Übergang von der späten Gotik zur Renaissance und das Ringen der neuen fremden Einflüsse mit der örtlichen Überlieferung uns so klar machen würde, wie dies die Trutzfiguren am Wiener Tor für den Übergang von der Romanik zur Gotik tun. Das alte Bräuhaus in der Ungarstraße 26, das mit seinem turmähnlichen Vorbau den Blick auf sich zieht, möge ein wenn auch unvollkommenes Beispiel hierfür sein (Abb. 8). Es war der ehemalige Hundsheimerhof, in welchem Georg Wilhelm von Zelking im Jahre 1544 ein Bräuhaus errichtete.¹ Die kleinen Fenster des zweiten Stockwerkes im rechtsseitigen Flügel des Hofes mit ihrem spätgotischen Gewände stehen hier im Kontraste zu den breiteren Renaissancefenstern des ersten Stockwerkes. Diese gotischen Fenster sind aber nicht mehr spitzbogig, sondern haben den geraden Sturz, den der Horizontalismus der Spätgotik verlangte und unterscheiden sich von den darunter befindlichen Renaissancefenstern dadurch, daß sie kleiner und ihre Gewände noch spätgotisch abgefast sind.

Es scheint sich bei der Errichtung des Bräuhauses um einen teilweisen Umbau älterer Teile gehandelt zu haben. Neu wurde damals sicherlich der Treppenturm in die Hofecke eingebaut, eine Anlage, wie wir sie am Beginn der Renaissance in Niederösterreich öfter, so z. B. in dem 1541 erbauten Schlosse Breitenreich² finden, und die auch schon in der Gotik ihre Vorläufer hatte.

Links von diesem halbrunden Turme sehen wir ein prächtiges Renaissanceportal von 1554 (Ab. 38), das zu der einfachen Architektur des übrigen Baues — man vergleiche rechts davon das einfache Portal am Treppenturm — nicht recht zu passen scheint. Tatsächlich wurde es erst im Jahre 1792, wie eine recht primitive Inschrifttafel über dem Portale besagt, von Anton Persch und der Klara Perschin, wohl dessen Frau, hierher übersetzt. Es soll daher später in anderem Zusammenhange behandelt werden.

Unter den Renaissancehäusern Hainburgs gibt es leider wenige, bei denen die Fassade zu voller Wirkung käme. Vor allem fehlt die ursprüngliche Bedachung, die bei den wiederholten Bränden — besonders verheerend waren die von 1704 und 1827 — dem Feuer zum Opfer gefallen war. Der Aufbau eines neuen Daches veränderte oft nicht nur die Dachform, sondern auch das Hauptgesimse. Dazu kommen noch entstellende Geschäftsportale und vergrößerte Fenster aus der neuesten Zeit. Auch wurde eine einheitliche Fassadenwirkung bei niederösterreichischen Bürgerhäusern der Renaissance oft überhaupt nicht angestrebt. Man legte das Hauptgewicht — eine Nachwirkung der Gotik — auf schöne Einzelheiten, insbesondere das Portal und den Erker. Deutlich sehen wir das

¹ Hofkammerarchiv Fasc. H. 5 b. Im Jahre 1569 war strittig, ob der Hof zur Herrschaft Hainburg oder zur Stadt oder zur Herrschaft Altenburg gehört. Bl. f. L. K. XXII—1888—392.

² K. T. Bd. V. — Horn — S. 331.

noch an dem Hause Hauptplatz 3 (Perl). Es hat einen erkerartigen Vorbau und ein typisches Renaissanceportal, dessen Keilstein das Wappen der Scorni, den durch drei Spitzen schräg links geteilten Schild, trägt und das wir auch auf dem später zu behandelnden Grabstein des Heinrich Scorni von Strannof in der Bürgerspitalskapelle finden. Er dürfte wohl das Haus gebaut haben. Durch ihn, dessen Grabstein rein italienische Formen hat, wurde vielleicht zuerst die Formensprache oberitalienischer Renaissance mit bodenständiger Hainburger Gotik vereinigt.

Die meisten dieser Renaissancehäuser haben eine schmale Frontentwicklung und erstrecken sich dann oft weit nach rückwärts. Dort wo ein Wohnhaus seine Langseite der Straße zuwendet, darf man deshalb noch nicht auf italienische Vorbilder schließen. Diese, bei italienischen Häusern der Renaissance so häufige Breitenentwicklung erklärt sich in Hainburg leicht daraus, daß die im 16. Jahrhundert zunehmende Entvölkerung der Stadt genügend Platz für größere Neubauten bot. Ein solch langgestrecktes Haus, Ungarstraße 9 (Löffler) hat noch einen Breiterker, wie man solche aus einem feinen Raumgeföhle heraus gerne an der Frontseite anbrachte, runde oder polygonale Erker aber lieber an Häuserecken sah. Acht zwischen den Fenstern in späterer Zeit eingblendete ovale Medaillons belebten wohl einmal die ausgedehnte Fassade mit Bildern.

Die Fensteröffnungen dieser Hainburger Renaissancebauten sind schon so groß gestaltet, daß auch das 19. Jahrhundert sie nur selten erweiterte. Sie haben fast immer ganz einfache, meistens aus Stein gemeißelte Umrahmungen mit einer steinernen, etwas geschweiften Sohlbank darunter. Derartige Renaissancefenster, die sich aber in Hainburg wie anderwärts noch lange über das 16. Jahrhundert hinaus hielten, finden wir außer an den genannten Häusern noch, um nur einige zu nennen, bei den Häusern Hauptplatz 20 (Brem), Kirchengasse 2 und 4 (Obermayer) noch verhältnismäßig klein, ferner Wienerstraße 11 (Pohl), 14 (Zeisel), 23 (Eder), Ungarstraße 18 (Rimele), 20 (Woratschek), Hauptplatz 6 (Frühwirth), Hauergasse 23 (Dorn) und Klosterplatz 7 (Rein). Bei anderen Häusern, so z. B. Wienerstraße 9 (Prix), 14 (Zeisel) und 12 (Marx) oder Hauptplatz 12 (Loos)¹ sind diese Fensterrahmen im 18. Jahrhundert von zarten Rokokoornamenten umspinnen worden. An den Häusern Hauergasse 23 (Dorn) und Hauptplatz 10 (Zottmann) hat der Klassizismus die Fensterrahmen der Renaissance würdevoll geschmückt (vgl. Abb. 37, 67).

Die für die Renaissance so charakteristischen Rundbogenaufsätze über den Fenstern, wie wir sie häufig in Niederösterreich treffen (z. B. in Stein und Eggenburg), suchen wir in Hainburg vergebens. Auch Sgraffitti, die sich an zahlreichen Renaissancehäusern unseres Landes finden (z. B. in Horn, Krems, Retz, Eggenburg,

¹ Allerdings wurden sie hier unter den Fenstern in neuester Zeit wieder abgeschlagen.

Gmünd), wurden bisher noch an keiner Hainburger Hausfassade freigelegt.

Die meisten der genannten Renaissancehäuser besitzen noch die alten Portale. Ihre ganz einfache Form hält sich mit kleinen Abweichungen bis ins 18. Jahrhundert. Das Streben nach Schmuck erschöpft sich bei ihnen in der Betonung des Keilsteines. Die vorkragenden Deckplatten, auf denen der rundbogige Portalabschluß aufsitzt, lassen sich leicht aus den Konsolen des gotischen Türsturzes ableiten. Hie und da sind auch die Seitengewände und der Rundbogen geschmückt, sei es durch Querstreifen, sei es durch Einblendungen, welche die Längsrichtung betonen, wie bei dem schönen Portal des Hauses Woratschek, Ungarstraße 20 (Abb. 34), dessen abgetreppter Keilstein die Spätzeit der Renaissance verrät.

Von einfacheren solcher Portale seien wenigstens die an nachstehenden Häusern genannt: Wienerstraße 12 (Marx), 14 (Zeisel) und 23 (Adolf Eder); Kirchengasse 4 (Obermayer); Klosterplatz 4 (Riedmüller); Leyerergasse 3 (Kramer); Hauergasse 3 (Steger) und 6 (Englisch). Die Keilsteine der Portale tragen öfter Hauszeichen, z. B. Wienerstraße 11 (Pohl, Abb. 37) eine Bretze, Hauergasse 28 (Wind) eine Weintraube, andere die Initialen der Besitzer. Auf den Keilsteinen der Portale Leyerergasse 3 (Kramer), Wienerstraße 11 (Pohl) und Hauergasse 14 (Brem) lesen wir die Jahreszahlen 1787, 1734 und 1807. Wir sehen daraus, wie beliebt diese im 16. Jahrhundert festgelegte Portalform war, da sie bis ins 19. Jahrhundert mit wenigen Änderungen (gestufte Keilsteine, flachere Bogen) zur Anwendung kam. Das Portal des Hauses Blöser, Wienerstraße 18, das die Jahreszahl 1775 im rokokillenartig umrahmten Keilstein trägt, besitzt noch die alte, wenn auch überstrichene Rokokotüre¹ (Abb. 36), wie überhaupt die Haustore auch des 19. Jahrhunderts in Hainburg in großer Zahl gute Arbeit und gefällige Holzschnitzerei zeigen. Malerisch wirkt dieser spätere Portaltypus bei dem Eingange in den Hof Klosterplatz 4 (Haus Franz Riedmüller, Abb. 7).

Da wir typische Renaissancewölbungen nur selten, so z. B. im Hause Hauptplatz 3 (Perl) finden, so sei das wenn auch bescheidene Stucknetzwerk im vorderen Teile der Einfahrt des Helletsgruberhauses, Hauptplatz 2, als Beispiel dafür angeführt, wie die gotischen Rippen in der frühen Renaissance als Stuckbänder nicht mehr tektonisch sondern dekorativ verwertet werden.

Das Renaissanceportal im Hundsheimerhofe.

Das prächtigste Renaissanceportal Hainburgs ist das bereits erwähnte, 1792 in den Hof des alten Bräuhauses (einst Hundsheimerhof, Ungarstraße 26) übertragene Portal von 1554 (Abb. 38). Es wird von zwei Pilastern flankiert, die mit Basenwülsten auf kanellierten Sockeln stehen. An Stelle von Kapitälern springen über den

¹ Sie ist, wie später erwähnt, wohl von demselben Hainburger Meister gefertigt, der 1775 die Ratsherrenstühle machte.

Pilastern Quadrate mit feinen Vierblattnamenten vor, zwischen denen ein friesartiges Band mit der Jahreszahl 1554¹ als Türsturz eingespannt ist. Ein Gesimse, das sich über den Pilastern verkröpft, bildet gewissermaßen den Abschluß der eigentlichen Türrahmung. Darüber ist eine breite Attika gelagert, seitlich von Pilastern, oben von einem schweren, sich über diese Pilaster verkröpfenden Gesimse eingerahmt. Auf diesen oberen Teil des Portales hat sein Schöpfer den reichsten Schmuck verwendet. Die Pilaster sind nach Renaissanceart mit phantastisch in Blattwerk übergehenden Masken geschmückt. Das breite Mittelfeld nehmen zwei prächtige Wappen ein, welche uns über die Erbauer des Portales Auskunft geben. Das Wappen links ist ein gespaltener Schild, vorne ein Balken, hinten ledig, mit geschlossenem Helm mit zwei Hörnern als Zier, die mit je vier Fähnlein besteckt sind.² Es ist das Wappen des Elias von Rottwitz (die Inschrift darüber nennt ihn fälschlich Elias Rattwitz), der, einem alten, schlesischen Geschlechte entstammend, Hauptmann und bevor er nach Hainburg kam, Proviantmeister bei der kaiserlichen Armee in der Zips war. Er nennt sich 1547 Pfleger auf dem Schlosse Hainburg und Verwalter des Landgerichtes daselbst, da ihm die Familie Zelking, wie bereits erwähnt, die Pfandschaft an Hainburg verpachtet hatte. Er starb am 1. März 1568 in Ungarisch-Altenburg, dessen Hauptmann er 1566 war, eines plötzlichen Todes, als trotz 20jähriger treuer Verwaltung des Schlosses nach Paul Wilhelms v. Zelkings Tode die Herrschaft Hainburg wenige Tage vorher nicht ihm, sondern Wilhelm Gienger überantwortet wurde.³ Das zweite Wappen auf dem Portale zeigt im Schilde ein sogenanntes burgundisches Astkreuz, darüber einen geschlossenen Helm mit zwei Hörnern als Zier. Es ist das Wappen der Randegg, und zwar wie inschriftlich zu lesen, der Rosina Randegg, einer Tochter des Balthasar v. Randegg, welche Elias Rottwitz als Witwe nach dem 1548 verstorbenen Georg Walterskirchen v. Wolfsthal auf Hundsheim geehelicht hatte.

Das schmucke Portal läßt vermuten, daß es, bevor das Ehepaar Persch es an die jetzige Stelle brachte, den Eingang zu einem prächtigen Renaissancehaus bildete, das sich Elias von Rottwitz erbaut hatte. Wo stand nun dieses Haus? Auf der Burg wohl kaum, denn dort hatten die Zelkinge schon nicht mehr gewohnt. Auch wäre es dem Anton Persch und seiner Frau wohl kaum gestattet worden und wohl auch zu umständlich gewesen, das Portal von der Burg herunterzuschaffen. Vielleicht stand das Portal am Hunds-

¹ Die ziemlich derb eingemeißelte Jahreszahl steht in einem gewissen Gegensatz zu der feinen Steinmetzarbeit des übrigen Portales, so daß ich vermute, daß sie von Gehilfenhand eingesetzt wurde.

² Der Schild ist vorne weiß mit schwarzen Balken, hinten rot. Die Decken sind rechts rot-weiß, links schwarz-weiß. Die zwei Hörner sind von Weiß über Rot geteilt und mit je vier Fähnlein in gewechselten Farben besteckt. Für diese Mitteilungen, die Wappen betreffend, habe ich Herrn Präsidenten Dr. Anton Ritter v. Pantz zu danken.

³ O. W., Bl. f. L. K. 1888. S. 131.

heimer Hofe selbst, z. B. an der Straßenfront, und wurde von Persch 1792 nur in den innern Hof versetzt. Denn Rottwitz hatte von den Zelkingern auch den Hundsheimerhof übernommen, der damals schon zum Bräuhaus umgestaltet war. Dagegen spricht aber gerade die Umwandlung des Hundsheimerhofes in ein Bräuhaus. Denn im Hundsheimerhofe, der, in der Stadt gelegen, doch zur Burg gehörte, hatten ja wahrscheinlich die Zelkinger gewohnt, als sie die Wohnung in der Burg aufgegeben hatten. Und bald nach der Errichtung des Bräuhauses (1544) gibt die Familie Zelking den bleibenden Aufenthalt in Hainburg auf,¹ weil ihr die Wohnung in dem zu einem Bräuhaus gewordenen Hundsheimer Hofe anscheinend nicht behagte. Rottwitz, der viel mehr Interesse für Hainburg aufbrachte als die Zelkinger, beschloß daher im selben Jahre, als ihm die Herrschaft offiziell übergeben war (1554), nicht nur die urkundlich beglaubigte Wiederherstellung der Burg, sondern vielleicht im Zuge dieser Herstellungsarbeiten wie das Portal von 1554, zu beweisen scheint, den Bau eines Herrenhauses. Ich vermute nun, daß dieses an der Stelle des Burgberges stand, wo später in der Rokokozeit das „neue Schloß“ errichtet wurde. Als Grund für diese Hypothese sei noch angeführt, daß außer dem Hundsheimer Hofe, der bereits Bräuhaus war, Rottwitz ja keinen Grund in der Stadt zu einem Neubau besaß und von den der Herrschaft immer schlecht gesinnten Bürgern ein Haus zum Abbruch und Wiederaufbau hätte kaufen müssen, während am Territorium des Burgberges ihm ein prächtiger, die Stadt beherrschender Bauplatz zur Verfügung stand. Auf dem erwähnten, allerdings nicht sehr genauen Kalenderholzschnitte dieser Zeit (Abb. 73) ist unten am Bergabhänge unterhalb der alten Burg ein eindrucksvolles schloßartiges Gebäude zu sehen, genau dort, wo später das neue Schloß (Abb. 59) errichtet wurde. Auch bei Vischer ist dort (allerdings ein wenig mehr stadtwärts) ein langgestrecktes Gebäude zu sehen. Da dieses mit aller gebotenen Reserve hypothetisch angenommene Renaissanceschloß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dem Rokokoschlosse weichen mußte, wäre es auch leicht begreiflich, daß das überflüssig gewordene Renaissanceportal, welches wohl wegen seiner schönen Steinverzierungen dem braven Ehepaare Persch gefiel, dann billig oder ganz umsonst demselben überlassen wurde. Es ist nur sehr traurig, daß dieser von Rottwitz errichtete Bau bis auf das Portal vollständig verschwand; denn er war, nach dem Portal zu schließen, sicherlich das bedeutendste Bauwerk der Renaissance in Hainburg.

Interessant ist die Stellung dieses Portales in der Kunstentwicklung Niederösterreichs. Es zeigt trotz seiner Einfachheit schon eine viel fortgeschrittenere Lösung als das reich geschmückte Portal der Salvatorkapelle in Wien, das mit den Rathausportalen in Olmütz und Proßnitz zusammengeht.² Das bei diesen Portalen zur

¹ Bl. f. Lk. XXII—1888—125.

² Vgl. darüber die für die österreichischen Renaissancesportale heute noch wichtige Abhandlung von August Prokop, Die Markgrafschaft Mähren in kunstgesch. Beziehung, Wien, 1904, III—717; M. Z. n. F. XX—1894—72.

Schau tretende ungebändigte Schmuckbedürfnis lombardischer Frührenaissance ist bei unserem Hainburger Portal bereits durch den architektonischen Aufbau gezügelt. Die schlanken Pilaster haben mit Rücksicht auf die darüber lagernde Attika keine weit-ausladenden Kapitäle, sondern setzen sich über die „Kapital“-Quadrate und das erste Gesimse hinweg bis zum Hauptgesimse fort, den Wappenfries dabei einschließend. Mit feinem architektonischen Empfinden ist das untere Gesimse zarter behandelt als das obere, das, stärker ausladend, als lastender kräftiger Abschluß gedacht ist, zum Unterschiede von dem sonst viel großartiger aufgebauten Schweizertor der Hofburg von 1552, bei welchem die Inschrifttafel recht unorganisch über dem sonst so prächtigen Tore sitzt. Erst das florentinisch anmutende Portal des Zeughauses in Wiener-Neustadt mit seiner Giebelbekrönung oder ein Spätrenaissanceportal des Schlosses Dürnstein mit einem klassisch schönen Triglyphenfries bringen die über Hainburg hinausgehende endgültige Lösung.

Unser Hainburger Portal aber hatte sicherlich auch schon vor der Übertragung durch das Ehepaar Persch den kräftigen, geradlinigen Abschluß wie heute. Wenn auch niederösterreichische Portale dieser Zeit in Eggenburg, Heidenreichstein, Theras, Pöggstall, Breitenreich und anderen Orten über dem Hauptgesimse noch einen runden oder dreieckigen Aufsatz trugen, so schließt doch das noch an ursprünglicher Stelle stehende Schloßportal in Ottenschlag gerade ab, ein Portal, das im selben Jahre wie das Hainburger entstand und einen ganz ähnlichen Aufbau, wenn auch ohne die architektonischen Feinheiten desselben hat.

Von Interesse wäre es natürlich, ob ein italienischer oder deutscher Baumeister das Tor errichtete. Wir vermischen vor allem direkte Entlehnungen aus dem Formenschatze italienischer Frührenaissance. So haben die Türpfosten keinerlei unmittelbar an italienische Vorbilder erinnernde Ornamente, wie das später zu erwähnende Scornigrab (Abb. 39). Auch die in der Lombardei übliche Unterbrechung des Türpfostens durch Medaillons fehlt wohl absichtlich beim Rottwitz-Portal, um den aufstrebenden, tragenden Charakter der Pfosten durch die parallelen Einblendungen verstärken zu können. Dagegen wirken die beiden Sockel darunter in bewußter Einfachheit viel klarer und standfester als die üblichen reichverzierten Sockelbildungen der deutschen Renaissance.¹ Und wo unser Meister auf deutsche Motive, wie die mit Blattwerk umsponnenen Köpfe greift, da verwendet er sie nur, um den Architrav, der ja lastend wirken soll, damit einzufassen. Diese von der italienischen Renaissance angestrebte Klarheit und tektonische Strenge des Aufbaus in gleichzeitiger Verbindung mit der auf malerische

¹ Man vergleiche diesbezüglich das Portal aus Schloß Neuberg in der Münchener Residenz von Loy Hering, das Fritz Dworschak dem viel mehr italienisch beeinflussten Sakristeiportal aus St. Paul in Kärnten gegenüberstellt. (F. Dworschak, Die Werke des Loy Hering in Österreich, Wr. Jahrb. f. Gesch. IV—1926—95, Abb. 8 u. 9).



Abb. 40. Arkaturen im Hofe des Kameralhauses (heute Bezirksgericht, S. 68).



Abb. 41. Haus Alte Poststraße 42, Hofansicht (S. 68).

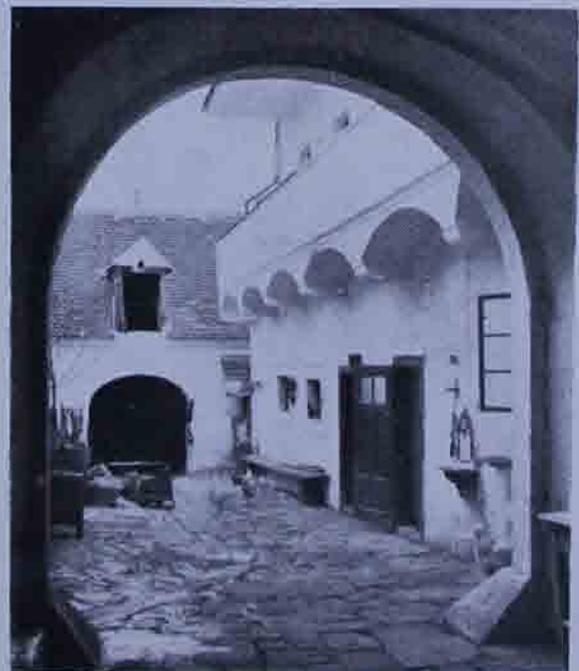


Abb. 42. Haus Hauptplatz 16, Hofansicht (S. 69).



Abb. 43. Haus Hauptplatz 20, Hof mit Außentreppe (S. 69).



Abb. 44. Reste des Stadtbrunnens auf dem Schulerberg (S. 70).



Abb. 45. Pfarrkirche, Südtüre (S. 81).



Abb. 46. Denksäule „Bei den Eingemauerten“ (S. 74).

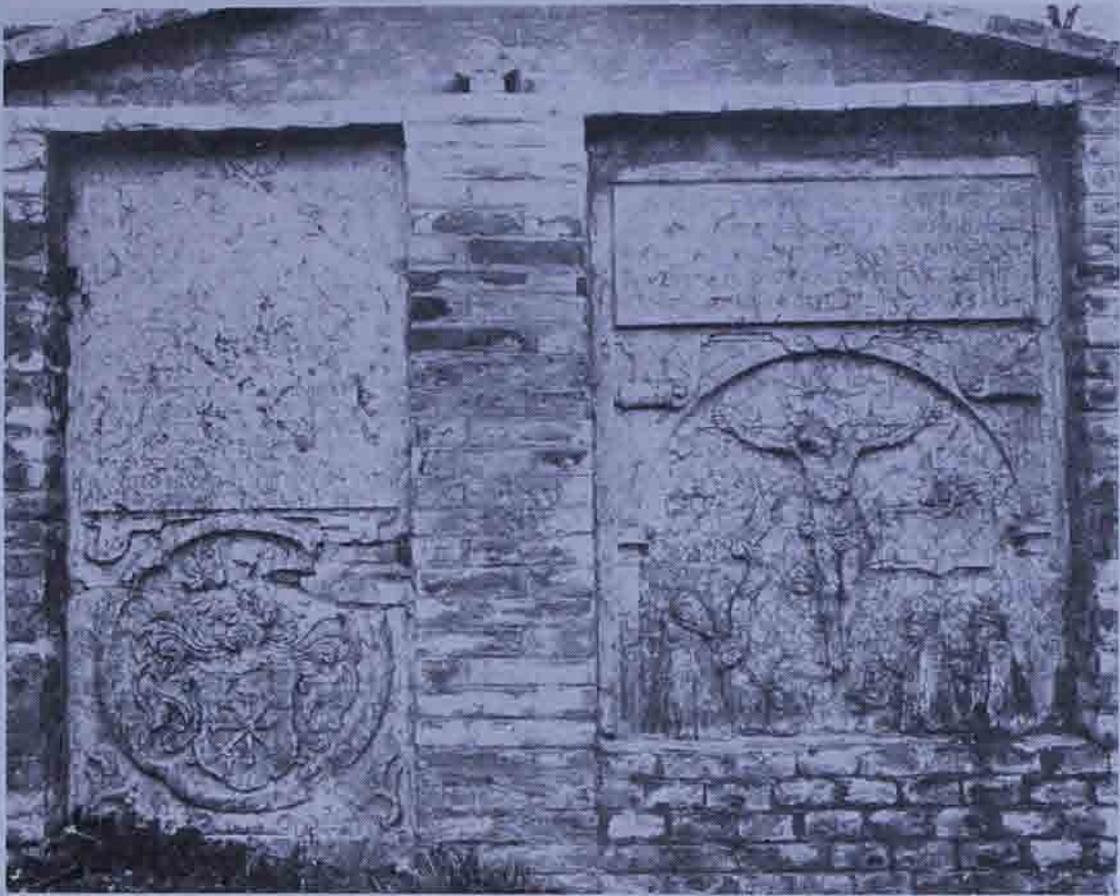


Abb. 47. Renaissancegrabmäler an der Friedhofsmauer, links: Hußmann von Namadis, rechts: Lutringer (S. 70, 71, 73).



Abb. 48. Portal in den Pfarrgarten (S. 86)



Abb. 49. Johanneskapelle beim Wiener Tor (S. 89).



Abb. 50. Hainburg, Pfarrkirche, Westfassade (S. 77).

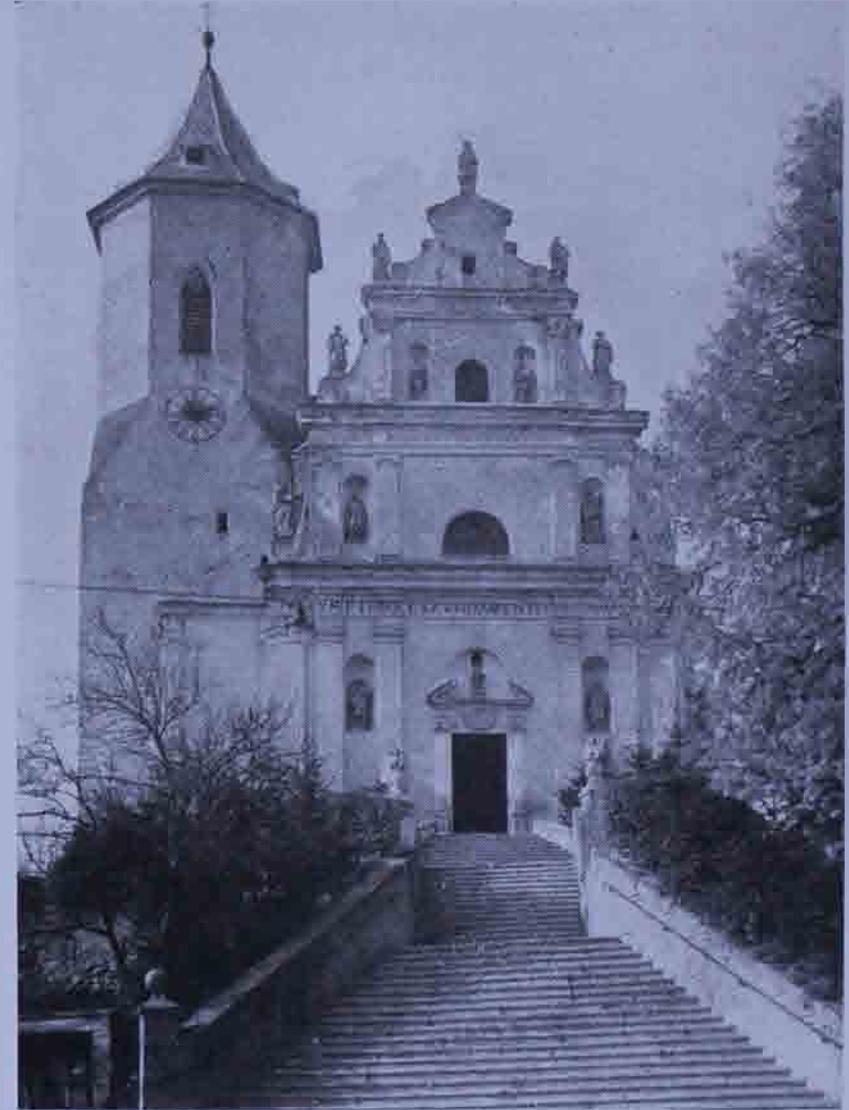


Abb. 51. Falkenstein, Pfarrkirche, Westfassade (S. 79).

Wirkung ausgehenden deutschen Renaissancedekoration ist aber ein typisches Kennzeichen österreichischer Renaissance. Wäre sie in ihrer Gänze, speziell in ihren prächtigen Schloßbauten erforscht, so würde das, was uns das kleine Hainburger Portal lehrt, in der großen Architektur als Grundzug einer ganz spezifisch österreichischen Renaissance erkannt werden, die, mitten auf dem Wege von Süden nach Norden stehend, der Eigenart österreichischen Wesens Rechnung trägt. Auch die Einordnung von dekorativen Formen der Frührenaissance, an denen man in Niederösterreich noch lange festhielt, in ein klares architektonisches Gefüge, wie es die Hochrenaissance anstrebte, spricht dafür, daß ein Österreicher, der geschickt ältere und neuere Formen verband, der Schöpfer dieses Renaissancekunstwerkes war. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts überwiegt ja überhaupt der heimische Einfluß bei niederösterreichischen Bauten.

Jedenfalls steht das relativ frühe Hainburger Portal auf der Höhe der in Niederösterreich eben erblühten Renaissancekunst, wenn man sich z. B. erinnert, wie stark das spätere Portal in Ferschnitz, das Tietze um 1570 datiert,¹ noch mit gotischen Formen ringt.

Wir müssen daher trotz prunkvollerer niederösterreichischer Renaissanceportale mit schweren Giebelaufsätzen und prächtigen Säulenbildungen das Hainburger Portal in all seiner Einfachheit den schönsten Schöpfungen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts beizählen. Es ist nur zu bedauern, daß es nicht mehr am ursprünglichen Platze steht und in seinem verborgenen Hofwinkel sehr wenig beachtet wird.

Zwei Spätrenaissancebauten.

Aus der Zeit der Renaissance dürfte auch das Hauptgebäude der Tabakfabrik stammen. Es wurde zwar noch von den 1525 durch den Protestantismus vertriebenen Minoriten erbaut, als sie ihr Kloster neben dem Pfarrhof verlassen hatten. Doch spricht heute nichts mehr für eine so frühe Entstehungszeit als höchstens ein runder Stein, der an der Südostseite eingemauert ist. Er wird als steinerner Brotlaib bezeichnet und ist vielleicht ein gotischer Schlußstein mit Rosette. Sonst hat sich wohl keine bauliche Erinnerung an ein Kloster, und besonders an eine Klosterkirche erhalten. Denn das Kloster wurde 1561 zu einem Provianthause umgebaut. Wenn auch die Summe von 630 Gulden, welche für den Bau präliminiert wurde, lediglich für einen bescheidenen Umbau spricht,² so scheinen trotzdem nur die Mauern des alten Klostergebäudes erhalten geblieben zu sein, die also heute noch den Umfang des alten Klosters mit dem Klosterhofe zeigen, während die Kirche vollständig verschwunden ist. Sie wurde anscheinend damals demoliert.³

¹ K. T. III—XXIV und 44.

² Hofkammer-Archiv, Herrschaftsakten Fasc. H, 5b.

³ Auf die Kirche bezieht sich wohl der Ausdruck „demoliturum“ (bei Placidus Herzog a. a. O., S. 675).

Die Ansicht bei Vischer, welche den mächtigen Bau mit fast quadratischem Grundriß und einem großen Hof in der Mitte zeigt (Abb. 3), entspricht ungefähr dem heutigen Bestand.

Auch als Provianthaus hatte das Gebäude wechselnde Schicksale, wurde 1572 restauriert, war 1713—1715 baufällig und machte nach 1724 als Hauptgebäude der Tabakfabrik zahlreiche Veränderungen mit. Von einem Umbau ist noch das hübsche, nordwestseitige Portal mit der Jahreszahl 1672 und dem kaiserlichen Adler darüber vorhanden. Es folgt, obwohl erst zur Zeit der frühen Barocke entstanden, dem bereits besprochenen Typus des Renaissanceportales mit dem betonten Keilstein. Dieser wohl recht bedeutende Umbau von 1672 und die späteren Umgestaltungen nach 1724 haben den ursprünglichen Charakter des Gebäudes fast zur Gänze verwischt.

Noch später, im Jahre 1702, wurde die „Wasserkaserne“, welche heute als Wohnhaus dient, als k. k. Tuchfabrik¹ errichtet. Trotz dieser späten Entstehungszeit hat die einstöckige, langgestreckte Fassade mit ihren 28 Fenstern Front an Portal und Fenstern die bekannte Renaissancerahmung. Die barock gewölbte Einfahrtshalle trägt sogar noch Stuckeinfassungen, die wir als nach Nachleben jener gratigen Stuckrippen der Renaissance empfinden. Es soll später versucht werden, dieses Fortleben von Renaissancemotiven an der ungefähr gleichzeitigen Westfassade der Pfarrkirche aus der Entwicklung der niederösterreichischen Architektur im XVII. Jahrhunderte zu erklären.

Auch einzelne prächtige Stallungen, deren Gewölbe, wie in den rückwärtigen Trakten der Häuser, Hauptplatz 1 (Holdhaus, jetzt Sparkasse) und 4 (Hofmeister), auf schlanken Säulen ruhen, sind in der Zeit der Barocke entstanden, aber noch vom Raumgefühl der Renaissance erfüllt.

Arkadenhöfe und Außentreppe n.

Die Forderung der Theoretiker der Renaissancearchitektur, wie z. B. des Deutschen Johannes Furttentbach,² daß jedes Zimmer auf einen Korridor münden solle, damit man es direkt betreten könne, wird gewöhnlich durch vorgelegte Arkadengänge verwirklicht. Es muß kommender Forschung überlassen bleiben, der Entwicklung und der Ursache der ungeheuren Verbreitung dieser Arkadenhöfe gerade in Österreich nachzugehen. Ihren Einzug hielten sie in den Burgen und Schlössern des landständischen Adels. Hätte doch bereits die spätgotische Burg mit ihrem Bestreben nach erhöhter Bequemlichkeit statt der früheren engen, gewöhnlich hölzernen Gänge solche aus Stein, auf Konsolen ruhend, ja auch schon gedeckte Säulengänge erbaut. Sie öffneten sich in offenen Spitzbogen dem Hofe zu, dessen geschlossene Anlage erst die Gotik ausgebildet

¹ Die später als Kaserne diente, Maurer, S. 548.

² Stange, Deutsche Baukunst der Renaissance, München, 1926, S. 139.

hatte. Die heimische Spätgotik hatte bei der Schaffung dieser Säulengänge und Hofanlagen in ähnlicher Weise den Arkadenhöfen der Renaissance den Weg bereitet, wie die spätgotische Halle dem neuen Raumgedanken der Renaissance. Als nun das neuerwachte Bildungsideal des Humanismus hunderte von Söhnen des österreichischen Adels und Bürgertums zum Studium an italienische Universitäten lockte,¹ da werden auf diese jungen, für die Schönheiten italienischer Baukunst begeisterten Menschen wohl am meisten, mehr noch als die klare Fassadengliederung, die luftigen Säulenhallen und Außentreppe in den Höfen der Universität und der Paläste des Adels Eindruck gemacht haben, die ja auch auf den modernen Italienreisenden ihren unwiderstehlichen Zauber ausüben. Nach beendetem Studium in die Heimat zurückgekehrt, gingen nun diese Adelligen, auch wenn sie nicht die Mittel zum vollständigen Neubau ihrer Paläste und Häuser hatten, daran, wenigstens dem gotischen Schloßhof durch vorgelegte Arkaturen und Außentreppe südliche Reize zu vermitteln. Hiefür mögen der Arkadenhof des Schlosses Rappottenstein und für einen einheitlichen frühen Renaissancebau das alte Schloß Breitenreich als Beispiel dienen.

Aber auch die Städte wollten nicht zurückbleiben. Hatten doch in ihnen einzelne Adelsgeschlechter Schlösser und Höfe, wurden doch Säulengänge und Treppenanlagen auch von reichen Bürgern, die ja auch ihre Söhne in Italien studieren ließen, nachgeahmt. In der Enge dieser kleinen Städte konnte die neue Baugesinnung weniger in der Fassade der Häuser, als vielmehr in den Höfen ihren sichtbaren Ausdruck finden. Trotzdem erscheint es fast unbegreiflich, wie diese doch einer südlichen Heimat ihren Ursprung verdankenden Säulengänge und Freitreppen in unserem nördlichen Klima eine solche Verbreitung finden konnten, speziell als in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts immer mehr heimische Baumeister neben den „welschen“ auf den Plan traten. War doch der oft über offene Arkadengänge führende Zugang zu einzelnen Räumen in unseren kalten Wintern nicht so vergnüglich, als unter der südlichen Sonne, weshalb viele solcher Bogenöffnungen in späterer Zeit wieder zugemauert wurden.

Ästhetische Gründe, Freude an der mehr malerischen, an die späte Gotik anknüpfenden Wirkung dieser Anlagen waren es wohl, welche ihnen zu einer solchen Volkstümlichkeit, ja Bodenständigkeit verhelfen, die vielleicht keine andere Bauform weder der vorangehenden mittelalterlichen Kunst, noch der folgenden Barocke hatte. Denn wir finden nicht nur an städtischen Hausbauten oft bescheidensten Umfangs, sondern sogar an den sonst so stark am Alten festhaltenden Bauernhäusern Höfe mit Lauben und Außentreppe, die mit dem Volk und der umgebenden Landschaft geradezu verwachsen scheinen.

¹ Vgl. Arnold Luschin v. Ebengreuth, Österreicher an italien. Universitäten, Bl. f. L. K. n. F. XV—1881 bis XIX—1885.

Hainburg hat in seinen Mauern glücklicherweise sowohl für Bauten des Adels als des Bürgertums trotz seiner damaligen Verelendung einige recht charakteristische Hofanlagen.

Den ältesten Hof dieser Art besitzt das Haus Perl, Hauptplatz 3, das wohl schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts oder wenig später, wie erwähnt, wahrscheinlich von Heinrich Scorni gebaut wurde. Die Arkatur, die allerdings zum größten Teile vermauert ist, hat sich erfreulicherweise gerade in der Biegung um die Hofecke (Abb. 35) gut erhalten. Die Abfasungen der Säulen sind noch gotisch, ähnlich wie bei dem bekannten Teisenhoferhofe in Weißenkirchen, den Arkadenhöfen des Forstnerhauses in Krems oder des Hauses in Stein, Landstraße 142.¹ Zwischen zwei Säulen ist die Brüstung ausgenommen, weil hier die Treppe hofseitig, früher als Freitreppe, jetzt zum Hause einbezogen, den Arkaden vorgelagert war, wodurch eine überaus malerische Wirkung erzielt wurde.

Wie bei den Lauben des Hauses, Hauptplatz 3, die südlichen Renaissanceformen mit denen der niederösterreichischen Gotik ringen, so erscheinen auch spätere Renaissancearkaturen nicht so rein italienisch, wie z. B. im Schlosse Allentsteig, sondern stark von heimatlicher Bauart beeinflusst, man möchte fast sagen, ins Niederösterreichische übersetzt. Solche, später leider vermauerte Arkaturen sehen wir z. B. an der Hofseite des Rathauses oder des Zottmannhauses, Hauptplatz 10, dessen Arkaden wahrscheinlich beim Umbau von 1824 geschlossen wurden.

Für die Beliebtheit dieser Arkadenhöfe spricht, daß sie ebenso wie die in der Renaissance ausgebildete Fensterumrahmung noch tief ins 17. Jahrhundert, ja mitunter bis ins 19. Jahrhundert, dann allerdings barock oder klassizistisch abgeändert, sich hielten.² Aus einer späteren Zeit stammen z. B. die drei rundbogigen Maueröffnungen im ersten Stock des Hauses alte Poststraße 42 (Karl Krammer), die mit dem Bogen der Einfahrtshalle zusammen einen sehr malerischen Eindruck machen (Abb. 41).

Der Spätzeit der Renaissance dürften die weitgespannten Arkadenbögen im Hofe des heutigen Bezirksgerichtes in der Ungarstraße 2 zugehören, dessen 1905 erbauter, wenig schöner Vordertrakt diese prächtigen Arkaturen nicht vermuten läßt. Das Haus war nach dem Franziszeischen Plane von 1820 das einstige k. k. Kameralhaus, in das man 1788 den Pfarrhof verlegen wollte.³ Von den Arkaden dieses Hauses sind noch acht Bogen vollständig und ein neunter in teilweise vermauertem Zustand erhalten. Die Verglasung beeinträchtigt allerdings die einstige Schönheit (Abb. 40), die durch das frühere Vorderhaus, das sicherlich die Lauben des Seitentraktes fortsetzte, wohl noch gehoben wurde. Aber auch heute sind die

¹ K. T. I, Abb. 308 u. 466.

² Im Bibliothekshof der Kartause Gaming z. B. wurden um 1726 Arkaturen gebaut, die man mit solchen der Hochrenaissance verwechseln könnte. Donin, Kartause Gaming, S. 19, Tafel 6.

³ Archiv f. N.-Ö. No. 1584, C 27 ad No. 843 ex 1788.

schlanken Säulen und die weiten luftigen Bogen ein gutes Beispiel, wie man hier italienische Formen in selbständiger Weise weiterbildete. Man hielt sich dabei auch von der oft überreichen Dekorationslust der deutschen Renaissance ferne, die z. B. die Arkaden auf Schloß Schallaburg zeigen.

Der allerjüngste Bogengang Hainburgs bringt in die Hoffassade des Hauses Rezcucha, Landstraße 7, Abwechslung und Rhythmus in der vornehmen Art des Vormärz. Auch ein Beweis für die Volkstümlichkeit und bodenständige Eigenart solcher Arkadenhöfe.

In Höfen, bei denen man vielleicht aus Mangel reicherer Mittel solche Bogengänge nicht bauen konnte, half man sich wie im Renaissancehaus, Hauptplatz 16 (Holzapfel), mit einem offenen Gange, den man auf Konsolen legte und über den man zum Wetterschutze das Dach weit vorzog (Abb. 42).¹ Vornehm wirkt dieses System im Hofe des Hauses, Hauptplatz 4 (Hofmeister). Hier ruht der verglaste Gang auf elegant geschwungenen Konsolen, die allerdings ebenso wie die eingeblendeten Felder der Fensterbrüstung schon unter dem Einfluß der Barocke stehen.

Zu diesen Renaissancehöfen gehören fast regelmäßig die erwähnten Außen-(Frei)treppen. Oft sind sie ganz einfach, ohne Säulen und nur ein wenig überdacht. Bei größeren Anlagen werden sie eingewölbt und von Arkaturen, die später fast immer vermauert wurden, begleitet. So in dem schon genannten Zottmannhause, Hauptplatz Nr. 10, das vor seinem Umbau im Jahre 1824 eines der schönsten Hainburger Renaissancehäuser war.

Auch der Aufgang zum ersten Stockwerke des Rathauses öffnete sich seinerzeit gegen den Hof zu in luftigen Arkadenbögen. Sogar die einfachsten dieser Treppenanlagen, wie z. B. in den Häusern Ungarstraße 10 (Aberham zum „Wilden Mann“), alte Poststraße 44 (Josef Gradinger) oder im alten Bräuhaus, Ungarstraße Nr. 26, geben den Höfen eine malerische Note. Im Hause, Hauer-gasse 18 (Walter), liegen zwei solche Treppenanlagen, später leider stark verändert, gegenüber. Beim Hause, Hauptplatz 20 (Brem), gelang es, eine Außentreppe gemeinsam mit einer in den Hausflur mündenden Treppenanlage, die sich in Hainburg und anderwärts häufig findet, auf eine Platte zu bekommen (Abb. 43).

Von den in niederösterreichischen Städten recht häufigen, die Straßen überbrückenden Stützbogen (unfachgemäß Schwibbogen genannt), welche man gewöhnlich gegen die gefürchteten Erdbeben aufführte,² finden sich in Hainburg noch zwei, und zwar in der Blutgasse und Fabriksgasse. Es sind einfache Segmentbogen ohne die dekorative Wirkung wie z. B. in Wachauer- oder Tirolerstädten.

¹ Das Haus gehörte im 18. Jahrhundert, wie auf dem Keilstein des Eingangsportales zu lesen ist, dem Johann Opitz und erhielt einige barocke Zutaten. In der Einfahrt des Hauses zwei kleine Barockputti, der Tradition nach aus dem aufgelassenen Franziskanerkloster.

² In manchen Uferstädten waren sie auch als Übergänge bei Hochwasser in breiterer Form angelegt.

Der Stadtbrunnen.

Die Stadt Hainburg besaß einst auf dem Hauptplatze, östlich der Kirche¹ auch einen hübschen Renaissancebrunnen. Steine desselben benützte im vorigen Jahrhundert ein Agent der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft namens Palme, um aus ihnen ein Denkmal zu Ehren des Kaisers Probus, dem angeblichen Begründer des Hainburger Weinbaues auf dem Schulerberg zu errichten (!).

Vermutlich waren die Steine als Brunnen so zusammengesetzt, daß über dem quadratischen Sockel mit den abgefasten Ecken die kreisrunde Platte, die heute auf dem Boden liegt, als Wasserschale diente (Abb. 44). Darüber erhob sich auf dem schön geschwungenen, mit gut gearbeitetem Akanthusornament überzogenen Sockel die prächtige Vase mit den vier wasserspeienden Köpfen. Aus ihnen ergoß sich das Wasser in vier Strahlen in die früher erwähnte Schale. Oben krönte, wie heute bei dem „Probusdenkmal“, die vierseitige obeliskentartige, auf 4 Kugeln stehende Pyramide, deren Sockel die Wappen Wiens und Hainburgs schmückten. Das schöne Denkmal vom Anfang des 17. Jahrhunderts würde seine Wiederaufstellung auf dem Hauptplatze verdienen. Allerdings fehlt heute das große Becken, das den Brunnen, wie am Renaissancebrunnen in Ybbs noch zu sehen, unten umgab. In dieses Becken floß das Wasser aus der erhaltenen runden kleineren Wasserschale, eine zweite Stufe bildend. Die flachen Steine dieses äußeren Beckens lagen angeblich im Hofe bei dem sogenannten Wohnhaus der Theodora und sollen erst in jüngster Zeit verschwunden sein.

Grabmäler der Renaissance.

Nicht nur in schönen Bauten fand die neuerwachte Persönlichkeit und Ruhmsucht des Renaissancemenschen ihre ausdrucksvolle Erscheinungsform. Der Drang nach Geltung auch über den Tod hinaus führte zu einer großen Ausbreitung der Grabmalkunst. Nicht nur Kirchenfürsten und Adelige, auch Bürger wetteiferten in dem Bestreben, ihr Andenken durch ein würdiges Grabdenkmal in Stein oder Erz der Nachwelt zu überliefern, das sie vorsichtigerweise meistens schon bei ihren Lebzeiten anfertigen ließen. Wenn auch Hainburg an Zahl seiner Renaissance-Grabsteine nicht an einzelne Städte unseres Landes heranreicht, woran nicht nur die Armut Hainburgs im XVI. Jahrhundert, sondern auch die bereits im XVII. Jahrhundert erfolgte Verlegung und teilweise Verbauung des alten Friedhofes schuldtragend sind, so finden sich doch gute Repräsentanten verschiedener Grabmaltypen.

So ist in die Westseite der Friedhofsmauer ein Grabstein aus dem 16. Jahrhundert eingelassen, der im Jahre 1573 (?) den Gattinnen Regina und Margarethe des Lutringer² gesetzt wurde, und

¹ In der Franziszeischen Mappe, Plan der Stadt Hainburg von 1820 eingezeichnet (Abb. 2).

² Vielleicht des in der Beschreibung der Pfarrprivilegien 1565 genannten Andre Lutringer.

sicherlich von einem heimischen Meister geschaffen wurde (Abb. 47, rechts).

Das obere Drittel des Steines füllt ein in schöner Antiqua geschriebener Bibelspruch, im unteren Teile nimmt ein schön gebildeter Kruzifixus die Mitte ein, der in Einzelheiten noch gotisch, doch schon das Körperideal der Renaissance anstrebt. Rechts vom Kreuze knieen die beiden Gattinnen mit einem kleinen Mädchen, links Lutringer, vor ihm ein Knäblein. Über den knieenden Frauen eine von einem fliegenden Engelchen getragene Schriftplatte. Die ganze Darstellung wird von einem Halbkreisbogen, auf Pilastern mit Kapitälern ruhend, eingerahmt.

Links von diesem Grabstein ist ein zweiter eingelassen. Eine umfangreiche lateinische Inschrift¹ besagt, daß „Wilhelm Rainhard Husmann von Namadis“, Kapitän im Regimente Johann v. Nassau, dem die Verteidigung von Hainburg (während der Belagerung durch Bethlen Gabor) anvertraut war, bei einem Ausfalle aufs linke Donauufer am 29. X. 1619 den Heldentod fand. Sein Bruder Johann Philipp² setzte ihm den Grabstein, der 1807 auf dem Kirchenplatze gefunden wurde. Die Grabplatte enthält im unteren Teile in runder Umrahmung mit an gotischen Vierpaß erinnernden Einbuchtungen das Wappen der Hußmann, die ein altadeliges, aus den Erzstiften Köln und Trier stammendes Geschlecht sind. Das Wappen zeigt im Schilde ein Clevenrad. Der Helm ist offen, ungekrönt und trägt als Zier zwischen offenem, in Farben geteilten Fluge, eine wachsende Rüde. Clevenrad oder Lilienhaspel, sowie Rüde und Bracke sind für die Wappen am Rhein typisch und es ist interessant, sie in Hainburg wieder zu finden (Abb. 47, links).

Ein schöner Renaissancegrabstein von 1597 scheint auch das Grabmal der Anna Maria von Rechperg gewesen zu sein. Der Stein befindet sich heute nicht mehr in Hainburg.³

In die schon öfter erwähnte Einfriedungsmauer des Pfarrhofes, die ja einer ganzen Sammlung Hainburger Steinplastik Obdach bot, ist auch in ziemlicher Höhe die kleine Grabplatte des am 29. I. 1574 im blühenden Alter von 20 Jahren verstorbenen Johann Litschauer, eingelassen. Es war der Sohn des Stephan Litschauer, der 1565 als „notarius publicus“ eine Inventur der Pfarre Hainburg unterzeichnete. Die lateinische Inschrift,⁴ mit feinem Architekturgefühl auf der kleinen Platte verteilt, entzückt durch wohl abgewogene, schön ge-

¹ Abgedruckt bei Maurer, S. 73.

² Er erhielt von Kaiser Ferdiand II. ddo. Wien, 16. IV. 1627, den Reichs- und erbländischen „Panier und Freiherrnstand“ als „Hußmann von Andernach zu Namedi Freiherr v. Tachau“. Er hatte 1000 Mann niederländischer Kürassiere mit eigenem Gelde geworben, war Oberst dieses Regimentes, kaiserlicher Kämmerer und vom Kaiser zum Ritter geschlagen worden. Für diese Mitteilung aus den Akten des Adelarchives sei Herrn Präsidenten Anton R. v. Pantz bestens gedankt.

³ Mon. A. V. — V — 1896 — 10. Damals hatte ihn aus Hainburg Heinrich Wiedl gekauft.

⁴ Abgedruckt bei Maurer, S. 201—202, 186.

meißelte Buchstaben, deren Übung die Renaissance der römischen Antike entnahm.

Bei dieser Gelegenheit sei auch ein ebenfalls in der Pfarrhofmauer befestigter runder Stein erwähnt, darstellend eine Hand mit Zweig, von Reblaub umgeben, darunter die Buchstaben J. S. — Er stammt von Johann Schrötler, der zwischen 1565 und 1569 Pfarrer von Hainburg war.

Grabmal des Heinrich Scorni.

Das schönste Renaissancegrabmal Hainburgs birgt die Kapelle des Bezirksaltersheimes. Es ist der Grabstein des Heinrich Scorni v. Strannof, Hauptmann zu Bruck an der Leitha, der als kaiserlicher Kommissär wiederholt in Hainburg fungierte, so in den Jahren 1554 und 1565.¹ Er lebte anscheinend hier vor seinem am 22. XII. 1570 erfolgten Tode (Abb. 39).

Das Denkmal ist sowohl in der Gesamtkomposition, als auch in den Einzelheiten ein prächtiges Beispiel oberitalienischer Renaissance und höchstwahrscheinlich von einem italienischen, zumindest aber von einem durchaus italienisch beeinflussten deutschen Meister geschaffen. Es dürften auch die Scorni ein italienisches Geschlecht gewesen sein, über dessen Herkunft ich leider nichts in Erfahrung bringen konnte.²

Ihr Wappen bildet am Architrav gewissermaßen die Fortsetzung des linksseitigen Pilasters. Es ist ein durch drei Spitzen schräg links geteilter Schild (geschlossener Helm mit geschlossenem doppeltem Fluge), das wir schon am Hause Perl, Hauptplatz 3, „normal“ gestellt entdeckten. Es ist am Grabsteine — heraldisch richtig empfunden — „gewendet“, also die Teilung schräg rechts, damit das Wappen nach innen zum Gegenwappen der Frau sieht. Der Schild dieses letzteren ist zum Unterschied von dem des Wappens der Scorni, welches der deutschen Heraldik entspricht, typisch italienisch. Was das Wappen zeigt, ist leider nicht mehr festzustellen, es ähnelt der Rübe im Wappen des Salzburger Erzbischofs Leonhard von Keutschach.

Der Gesamtaufbau des Grabmals folgt dem im Quattrocento ausgebildeten Typus oberitalienischer Portale oder noch treffender, dem von Marmortabernakeln.³ Wie bei diesem rechts und links Pilaster mit elastischen attischen Basen und feinen jónischen Kapitälern; die Fläche ausgefüllt mit aus Vasen aufsteigenden Arabesken, die trotz späterer Übertünchung von großer Zartheit sind. Sie steigern die vegetabilische Flächendekoration, um ein Wort Burckhardts zu gebrauchen, „bis zur traumhaft spielenden Verflücht-

¹ Hofkammerarchiv, Gedenkbuch 1554, Fol. 160; Maurer, S. 61, 67, 186, 194.

² R. v. Pantz meint, daß das Prädikat „Stranhof“ auf nordslawischen Besitz hinweise. Faktisch wurde es auch zwei verschiedenen, ganz anderen Geschlechtern verliehen.

³ Denselben Typus aber ins Volkstümliche übersetzt, z. B. bei einem Bildstockrelief in Mauternbach; K. T. I, Abb. 211.

gung¹. Auf den schlanken Pilastern ruht ein dreiteiliges Abschlußgesimse, unten mit wenig, oben mit stark ausladendem Gebälk und dazwischen einer breiten Attika mit Bibelinschrift,¹ rechts und links von den erwähnten Wappen begleitet.

Über dem Gesimse eine halbkreisförmige Lünette mit Schriftrahmen. Zwei Delphine schlingen sich um das Halbrund und bilden, wie bei italienischen Arbeiten üblich, mit ihren breiten Köpfen den Übergang zur Horizontale des Gesimses. Das Lünettenrelief selbst mit dem auferstehenden Christus und zwei Wächtern, die erschrocken zurücktaumeln, hat große Bewegung und edle Lebendigkeit.²

Wenn in dem italienischen Rahmen dieses Grabsteines etwas an deutsche Renaissance gemahnt, so wäre es die unter der Kreuzigungsdarstellung befindliche eigentliche Grabinschrift, die von bescheidenem Rollwerk gerahmt wird. Ich vermute aber, daß, wie so häufig, in das zu Lebzeiten Scornis in itlienischem Geiste komponierte Grabdenkmal die Inschrift nach Scornis Tode von einem Hainburger Steinmetz gemeißelt wurde.

Es ist verlockend, die Mittelplatte des Scorni-Grabmales mit der ähnlichen Anordnung auf dem Lutringer Grabmal zu vergleichen, das ungefähr zur selben Zeit ein heimischer Meister schuf (Abb. 47). Vorerst die klare Raumeinteilung auf der Scorni-Platte. Als Sockel die breite Schriftfläche, das Hauptbild klar hervorgehoben und im Halbkreise geschlossen. Die Zwickel zwischen Rund- und dem Rechteckrahmen mit zarten Palmettenornamenten ausgefüllt. Diese feinen architektonischen Abwägungen kennt die Lutringer Platte nicht, bei der die Schrift im gerahmten Rechteck ziemlich schwer über der Darstellung lastet und das unvermeidliche Rollwerk zwickelfüllend verwendet wird, das den Rahmen einigemale überschneidet. Der Christuskörper am Scornigrabe in voll erblühter Renaissance von hoheitsvoller Schönheit (leider an Kopf und Füßen beschädigt),³ in frontal symmetrischer Anordnung. Beim Lutringer Grab zeigt der Körper Christi noch Anklänge an die gotische S-Linie und will durch seine leidverzernte Krümmung den Ausdruck des Schmerzes erwecken. Das Lendentuch Christi mit seiner Fältelung, das Schriftband in den Händen des knieenden Lutringer, eine kleine Schriftplatte über der Frau verraten ebenfalls noch gotisches Empfinden und vermeiden ebenso wie die Wolken über der Darstellung absichtlich symmetrische Wirkung, während am Scornigrab die zwei Wolken zu beiden Seiten des Kreuzes raumfüllend wirken.

Im Mittelgrunde der Kreuzigungsdarstellung am Scornigrab-

¹ Die Inschrift vielleicht später in den Rahmen gemeißelt.

² Auferstehungsdarstellungen sind begrifflicherweise auf Grabdenkmälern häufig. So z. B. beim Grabmal des Hans Kaspar und der Margaretha Streun von Schwarzenau oder der Anna v. Kuefstein in Maria-Laach. Der Doppeldelphin erinnert an die Florentinische Familie der Pazzi.

³ Durch die ganze Platte geht ein Sprung. Der Tradition nach rührt die Zerstörung von den Türken her. Das dürfte stimmen, da auch der Kopf des knieenden Scorni und die Köpfe in der Auferstehungsszene, wie dies die Türken gerne taten, weggeschlagen sind.

steine liegt in hügeliger Landschaft die Stadt Jerusalem eingebettet, die ich am Lutringergrabmal links vom Kreuze wahrzunehmen glaube.

Noch reizvoller als die Vergleichung des Scornigrabmales mit dem des Lutringer wäre eine solche mit der Architektur des Brauhausportales (Abb. 38). Ich muß mich aber auf meine früheren Ausführungen beschränken, welche dartun sollten, daß dieses Portal wahrscheinlich von einem Österreicher entworfen wurde. Abschließend sei nur hervorgehoben, daß dem Brauhausportale, obwohl es um rund 16 Jahre früher entstand, mehr architektonische Geschlossenheit im Sinne der Hochrenaissance eigen ist, als dem Scornigrabmale, dessen Schönheit weniger im Gesamtaufbau als in der reizvollen Behandlung seiner schönen Einzelteile liegt. Nicht immer muß daher ein Vergleich zwischen italienischer und deutscher Renaissancekunst zugunsten der italienischen ausfallen.

Denksäule „Bei den Eingemauerten“.

An Verstorbene erinnert meines Erachtens auch eine viereckige Säule an der Straße nach Deutsch-Altenburg (Abb. 46). Auf niedrigem Sockel erhebt sich die trotz aller Einfachheit in eleganter Schlankheit aufstrebende Denksäule. Sie ist in der oberen Hälfte an drei Seiten durch spitzbogige Nischen mit merkwürdig gotisierendem Maßwerk vertieft, in denen seinerzeit eine Nachbildung des Gnadenbildes von Deutsch-Altenburg und zwei weitere Madonnenbilder sich befanden.¹ Nur mehr an der Rückseite der Säule hat sich eine Kreuzigungsdarstellung erhalten. Die Figuren Christi, Johannis und Mariä im Affekt und Bewegung an späte Gotik anklingend. Wir haben es also mit einem Denkmal zu tun, das im Aufbau der Renaissance, dessen plastischer Schmuck aber noch der ausgehenden Gotik angehört. An der Vorderseite ist eine kleine Tafel mit der Jahreszahl 1650 und einer Inschrift eingelassen, in der Gott für die Rettung aus der Kriegesnot gedankt wird.² Diese Inschriften, die man auch sonst häufig, in Hainburg z. B. an der Spitalskapelle findet, ist charakteristisch für die „Schwedensäulen“, die man als Dank für die Beendigung des dreißigjährigen Krieges aufstellte.

Vancsa³ vermutet trotz dieser Inschrift in dem Denkmal ein sogenanntes Raaber- oder Türkenkreuz, wie sie nach der Wiedereroberung von Raab im März 1598 zufolge einer Verordnung Kaiser Rudolf II. zum Dank, daß Raab wieder in der Christen Hand kam, errichtet wurden. Ich stimme Vancsa wenigstens insoweit zu, als ich mit Rücksicht auf die spätgotischen Anklänge im Maßwerk und der Skulptur das Kreuz noch dem ausgehenden XVI. Jahrhundert geben möchte. Ich halte aber dafür, daß der Grund für die Erbau-

¹ Aufgezählt bei Maurer, S. 221.

² Wiedergegeben bei Maurer, S. 222.

³ Max Vancsa, Bet- und Denksäulen in N.-Ö., M. A. V. XXXIX — 109. Über Raaber Kreuze, vgl. Mon. A. V. I — 1885 — 25, 37, 46.

ung dieser Säule ursprünglich doch mit den beiden Skeletten, die man bei einer Versetzung der Säule ja tatsächlich fand, zusammenhängt. Ob diese Skelette von jenen angeblich zur Strafe Eingemauerten oder von Pestleichen stammen, bleibe dahingestellt. Die Inschrifttafel 1650 wurde eben erst später in die Säule eingelassen, wie dies ja auch bei anderen Türkensäulen oder Raaber-Kreuzen der Fall war.

Überblicken wir den Denkmälerbestand, der Hainburg aus der Zeit der Renaissance verblieben, so kann er sich mit dem anderer niederösterreichischer Städte wohl nicht messen. Denn Hainburg besitzt nicht wie die Städte Krems oder Stein ganze Straßenzüge, welche noch den Charakter des 16. Jahrhunderts in wenig veränderter Ursprünglichkeit tragen, wenn auch die Renaissancebauten der Wiener- und Ungarstraße sich zu einer gewissen Einheitlichkeit zusammenschließen und insbesondere die Hauergasse malerischer Ursprünglichkeit nicht entbehrt (Abb. 4, 6, 8). Hainburg besitzt auch keine Bauten mit prunkvollen Renaissancefassaden und ausgedehnten Arkadenhöfen. Die schlimmen Zustände Hainburgs im 16. und 17. Jahrh., spätere Feuersbrünste, Umbauten und mangelndes Verständnis für die Schönheiten dieser Kunstepoche taten das ihre. Trotzdem finden wir in Hainburg genug Bauten von individueller Prägung, die alle Merkmale des künstlerischen Strebens der Renaissance klar erkennen lassen; ja zwei Skulpturen dieser Zeit, das Scornigrabmal und das Portal im ehemaligen Hundsheimerhofe erheben sich zu bedeutender künstlerischer Höhe und geben dabei ein gutes Beispiel für italienisches und österreichisches Kunstwollen dieser Zeit ab.

Die Kunst des Barocks.

Die Zeit des Hochbarocks ist für Österreich eine der glanzvollsten Epochen der Kunst. Die ruhmreichen Kriege gegen Türken und Franzosen hatten das Kaisertum auf den Gipfel seiner Macht gebracht. Kirche und Adel wetteiferten, in grandiosen Bauten von Kirchen, Klöstern und Palästen ihre neugefestigte Machtstellung zu dokumentieren. Setzte sich die Frühbarocke noch mit der Überladenheit der Spätrenaissance auseinander, übernahm sie oft unmittelbar italienische, mitunter recht theatralische Formen, so hatte der österreichische Hochbarock im Vollbesitze einer einheitlichen Kultur alles Kleinliche abgestreift und selbstbewußt und bodenständig einheitliche Großbauten geschaffen, welche alle Einzelheiten in Aufbau und Dekoration einer großen Bauidee unterordnen.

Erst nach dem furchtbaren Blutbade von 1683 und dem Kuruzeneinfall von 1704, der auch eine große Feuersbrunst im Gefolge hatte, beginnt in Hainburg ein allmählicher wirtschaftlicher Aufstieg, der auch die Bautätigkeit wieder belebte. Ja der Umstand, daß in den für Hainburg so traurigen Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts wenig gebaut wurde, war wohl der Grund, daß die Barockzeit hier

mehr schuf, als in manch anderen niederösterreichischen Städten, die bereits in der Zeit der Renaissance ihren baulichen Ausdruck gefunden hatten. Es ist nur schade, daß von den zahlreichen Barockbauten Hainburgs wenige unverändert auf uns kamen.

Umbau der Pfarrkirche.

Die neue Kunstepoche des Barocks wird in Hainburg mit dem Neubau der nicht mehr erhaltenen Franziskanerkirche und dem Umbau der Pfarrkirche eingeleitet. Die heutige Pfarrkirche steht, wie erwähnt (S. 37), nicht an Stelle der ehemaligen Pfarrkirche Sankt Martin, sondern ist eine Vergrößerung der Jakobs(Katharinen)kapelle am Markte, die bereits um 1628 als Pfarrkirche verwendet wurde.

Wann wurde nun der Umbau, der die Pfarrkirche auf die heutige Größe erweiterte, vorgenommen? Der Umstand, daß im Ratsprotokolle vom 4. April 1715 steht,¹ daß „das Kirchengebäu dato nicht vollendet ist“, führte zu der in neueren Publikationen vertretenen Auffassung, daß die Kirche 1714 erbaut wurde. Das würde aber schwer mit den Bauformen, welche noch an die Renaissance anklingen, vereinbarlich sein. Wir müssen daher annehmen, daß mit dem Bau schon früher begonnen wurde. Die Kapelle am Markte hatte unter dem Türkeneinfalle gelitten und ein Umbau war daher nach 1683 dringend. Im Jahre 1685 wurde Johann Karl Rascher von Weyeregg als Pfarrer bestellt, der um die ruinierte Pfarre gebeten hatte, um sie aus eigenen Mitteln instandzusetzen. Er wird deshalb gleich nach seinem Amtsantritte die Idee des Umbaues gefaßt haben, sodaß wohl bald nach 1685 mit der Planverfassung begonnen wurde. 1698 wurden Inwohner zum Robot beim Kapellen- und Kirchenbau angehalten. 1706 stand der Kirchenzubau schon unter Dach, denn damals wurde an der Kirche ein Aufzug angebracht, um das hl. Grab und dgl. auf dem Kirchendache aufheben zu können, was auch für eine wenigstens teilweise Fertigstellung des Innenbaues spricht. 1708 wurde die neue Pfarrkirche bereits gefüncht und 1710 konsekriert.² Sie hatte auch schon damals drei Altäre. Den Hochaltar schmückte wohl in Erinnerung an die alte Pfarrkirche ein Bild St. Martins. Die Nachricht, daß 1715 die Kirche noch nicht vollendet war, kann sich daher nur auf unbedeutende Arbeiten, beispielsweise auf einige stilistisch vorgeschrittenere Statuen beziehen, die vielleicht damals in die Nischen am Außenbau eingesetzt wurden. Zum Bau hatte auch die Bürgerschaft aus eigenem beigetragen. Erst 50 Jahre später wurde der heutige Kirchturm erbaut, der den stilistischen Fortschritt gegenüber der Kirche klar erkennen läßt.

Frühere Autoren sprechen die Meinung aus, daß die Not, aus der Hainburg sich damals nur langsam erholte, den Bürgern nicht gestattete, die St. Martinskirche wieder aufzubauen. Das war sicher

¹ Maurer, S. 464.

² Maurer, S. 388, 410, 424.

nur teilweise der Fall. Denn die Hainburger hatten ja schon vor drei Generationen, wie ich zu beweisen versuchte, aus Gründen der Stadtentwicklung die Pfarrkirche von St. Martin nach St. Jakob verlegt und benützten die Martinskirche nur mehr als Friedhofskirche. An eine Rückverlegung der Pfarrkirche nach St. Martin dachte um 1700 ernstlich niemand mehr. Auch hätten die Baureste der Martinskirche mit ihren mächtigen mittelalterlichen Pfeilern, die damals noch aufrecht standen, einem barocken Umbau viel größere Schwierigkeiten bereitet, als die Katharinenkapelle, die man ja nur zu erweitern brauchte, um damit jenen, dem Kunstwillen der Zeit entsprechenden Hallenbau zu erzielen, den man aus der Pfeilerbesetzten Martinskirche nur schwerlich erhalten hätte.

Der neue Kirchenbau stellt sich daher als eine Erweiterung des alten gotischen St. Jakobs(Katharinen)kirchleins dar, das als Chor der neuen Kirche Verwendung finden sollte. Je zwei Strebepfeiler beiderseits vom Chor (Abb. 60) beweisen, daß man beim Presbyterium die mittelalterlichen Mauern nur etwas erhöhte, um erst im anstoßenden Querschiffe barocke Weiträumigkeit zu erreichen.

Der Grundriß der heutigen Pfarrkirche ist sehr einfach. An den im gotischen Bau steckenden Chor schließt sich ein verhältnismäßig weitausladendes Querschiff und daran ein innen durch Pilaster in zwei Joche gegliedertes Langhaus (Abb. 50 u. 60).

Westfassade der Pfarrkirche.

Der Außenbau konzentrierte, von den Giebelaufsätzen an den beiden Querschiffarmen mit je einer Nische (in der südlichen ein Crucifixus) abgesehen (Abb. 60), den Hauptschmuck auf die Westfassade, in der wir ein lehrreiches Muster einer frühbarocken, turmlosen Kirchenfassade besitzen. Hier kämpft die vordringende Barocke noch mit der Renaissance. Während die mächtigen, bis zum Hauptgesimse laufenden Pilaster mit dem sich über sie verkröpfenden Gesimse schon durch die Wucht und strenge Unterordnung der Teile unter die architektonische Gesamtwirkung der Hochbarocke ausgezeichnet sind, leben in dem zwischen den hohen Pilastern ein wenig kleinlich wirkenden Statuennischen noch Renaissance-traditionen. Am deutlichsten sehen wir das am Giebel, der wenig großzügig in Stockwerke gegliedert ist und der mit seinen noch ganz renaissanceartig gebildeten Voluten mit der großen Architektur der unteren Fassade, die mit der ehemaligen Franziskanerkirche Hainburgs zusammengeht, im starken Widerspruch steht (Abb. 50 und 58). Ebenso bewahren die Statuennischen im Giebel, die mit dem Aufbau des unteren Teiles in keinem Zusammenhange stehen, Renaissancegeschmack.

Kommt man daher von den zahlreichen Denkmälern des Wiener Frühbarocks her, die um ein bis zwei Generationen vor dem Hainburger Pfarrkirchenumbau entstanden, und stellt die prächtigsten derselben, so die turmlosen Fassaden der Kirche zu den neun Chören der Engel am Hof von 1662 und der Dominikanerkirche von

1670 der Hainburger Pfarrkirchenfassade gegenüber, so ist man leicht geneigt, eine starke provinzielle Zurückgebliebenheit des Hainburger Baues anzunehmen und ihm damit jeden künstlerischen Wert abzusprechen. Nichts wäre aber ungerechter! Wir dürfen nicht übersehen, daß diese erste Blüte des Wiener Barocks stark von Italien abhängig ist, daß seine Bauten meistens von neuen Orden, die der Kaiser oft selbst aus dem Süden ins Land berief, gewöhnlich von welschen Baumeistern geschaffen wurden und daß erst der Hochbarock unter genialen heimischen Meistern jene spezifisch österreichische Note hat, die den Ruhmestitel des Wiener Barocks für alle Zeiten bildet. Der niederösterreichische Barock, von Einflüssen des Hofes fast unberührt, geht dagegen seinen eigenen, selbständigen Weg bereits in der Frühzeit des Stiles. Es ist ein teilweises Rückgreifen auf gotische Bauideen und ein viel langsames, stetiges Sichherausentwickeln aus der Renaissance, nicht so sprunghaft wie das in Wien unter unmittelbaren italienischen Kunstströmen geschah.

Hugo Hantsch hat in seiner wertvollen Arbeit über den großen Klosterarchitekten Österreichs, Jakob Prandtauer, es erst ins rechte Licht gestellt, wie verschieden die Wege des Barocks des 18. Jahrhunderts in Wien und außerhalb Wiens waren. Für die Vorstufe, den frühen Barock des 17. Jahrhunderts, ist dieser Beweis leider noch ausständig.¹ Es obliegt mir daher, selbst auf die Gefahr hin, vom Thema etwas abzuschweifen, wenigstens an einigen charakteristischen Beispielen diese langsame Sonderentwicklung niederösterreichischer Frühbarocke zu zeigen und damit auch für den Hainburger Kirchenbau eine gerechtere Würdigung anzubahnen. Besehen wir darauf hin die turmlose Westfassade einer der frühesten Barockkirchen Österreichs, der Kremser Pfarrkirche,² die zwischen 1616 und 1630 durch den in Krems ansässigen Italiener, Cyprianus Biasino, erbaut wurde und trotzdem die heimischen Renaissanceformen nicht verleugnen kann. Wie wenig barock ist doch diese Fassade mit ihrem in horizontale Bänder zerlegten Giebel, der mit Obelisk nach Renaissanceart besetzt ist und mit zwei in Vorbauten nach Art von Renaissanceerkern gelegten Nebeneingängen. Auch die kleinen Statuennischen, in beträchtlicher Höhe unmittelbar unter den Giebel wie zufällig in die Mauer gesetzt, sind nur aus dem Geiste der Renaissance heraus zu verstehen, die schöne Einzelteile in symmetrischer Anordnung auch ohne Beziehung auf monumentale Gesamtwirkung liebte. Als weitere Entwicklungsstufe sei die Fassade von Geras hierhergesetzt, die Prälat Johann VII. Westhaus 1655 dem mittelalterlichen Kirchenbau vorlegte und die trotz Stockwerksteilung, Renaissancepilaster und -Verzierungen mit größeren, ruhigeren Flächen der Barockwirkung sich schon etwas mehr als die Kremser Fassade nähert. Mit der frühbarocken Mo-

¹ Auch die jüngst erschienene Publikation von Hans Sedlmayr (österreich. Barockarchitektur, Augsburg 1930) behandelt nur den Barock von 1690 an.

² Tietze in K. T. I (Krems) — 41; Fritz Dworschak, Cipriano Biasino in „50 Jahre Landzeitung“, Krems 1929.

numentalität der Fassade der Paulanerkirche in Wien, die bereits 1627—1651 erbaut wurde, wird man aber sie ebensowenig vergleichen dürfen, wie die Fassade der Kremser Pfarrkirche mit der Fassade der ungefähr gleichzeitigen Wiener Karmeliterkirche. Wir würden dabei nur sehen, wie rasch Bauideen römischer Barocke Wien erreichten und wie schrittweise, dabei aber in ständiger Umbildung eingelebter Renaissanceformen der Barock Niederösterreich eroberte.

Als unmittelbare Vorstufe für die Hainburger Pfarrkirchenfassade sei aber die hochgelegene Pfarrkirche in Falkenstein bei Poysdorf auch im Bilde gegenübergestellt (Abb. 50 und 51), die um eine Generation früher, 1670 vollendet wurde.¹ Die Vergleichung dieser Fassaden macht uns sofort den Fortschritt der Hainburger klar. Bei beiden Fassaden rechts und links vom Westportal je zwei Pilaster mit Nischen dazwischen. In Hainburg sind aber diese Pilaster viel höher hinaufgezogen und das Hauptgesims in beträchtliche Höhe gerückt, sodaß das halbrunde, die Orgelempore beleuchtende Fenster, das in Falkenstein über dem Hauptgesimse aufsetzt, in Hainburg unter demselben zu liegen kommt. Alles bedeutsame Veränderungen im Sinne barocker Einheitswirkung. Denn ähnlich wie die hohe Gotik lehnt der Barock die schwere Horizontale, die in Falkenstein noch durch den drückenden Giebelaufbau belastet wird, zugunsten einer freieren Höherentwicklung ab, die uns bei der Hainburger Fassade augenfällig entgegentritt. Auch der zweigeschossige Giebel dünkt uns jetzt gegenüber dem dreigeschossigen in Falkenstein leichter und dabei geschlossener und einheitlicher. Wenn er auch durch seine horizontalen Teilungen die Renaissance noch nicht verleugnet, so sind viele kleinliche Renaissancedetails, wie die trennenden Pilaster oder die an Renaissanceobelisken erinnernden Volutenheiligen des Falkensteiner Giebels bereits vermieden. Wir wissen jetzt auch, daß die Statuennischen des Hainburger Giebels wohl mit Absicht nicht mit der Pilaster-Architektur darunter übereinstimmen. Denn gerade diese Übereinstimmung gibt dem Falkensteiner Giebel das in der Renaissance so beliebte Eigenleben der Einzelteile, während der Giebel in Hainburg eben durch die selbständige Gruppierung der Nischen und durch seine geschlosseneren Konturen im Sinne der Barocke den notwendigen einheitlichen, fester zusammengefaßten Abschluß für die aufstrebende Fassade bildet.

Die Gegenüberstellung der Fassade in Falkenstein läßt es aber auch doppelt bedauerlich erscheinen, daß in Hainburg das barocke Hauptportal, welches wahrscheinlich in höherem Maße noch als in

¹ M. A. Becker wies zwar in der Top. von N.-Ö. (III—9) darauf hin, daß sich dieses in einer Inschrift sichtbare Datum auch auf eine Restaurierung beziehen könne. Doch heißt ja die Inschrift ausdrücklich „ex fundamento restauratum“, was sicherlich für die gesamte Fassade und den Umbau des Innenraumes gilt.

Falkenstein als Dominante der Fassade auftrat, im Jahre 1890 durch einen wenig passenden Vorbau ersetzt wurde.¹

Die Statuen, welche in Hainburg in Nischen stehen, zu unterst St. Jakob und Philipp, denen die Kirche geweiht ist, und im obersten Giebelstockwerk der Gnadenstuhl sind etwas jünger als der Kirchenbau. Die Mittelstatue der Madonna mit der kühnen Körperdrehung und der prächtigen Gewandung verdient besondere Beachtung. In spätbarocker Auffassung sprengt die Statue den Nischenrahmen, der vom rechten Arm der Madonna und den zierlichen, sie umfliegenden Puttis überschritten wird. Die beiden sie begleitenden Statuen St. Joseph und Donatus sind, obwohl in ziemlich entfernten Nischen aufgestellt, trotzdem mit der Mittelfigur durch Blicke und Körperhaltung in seelische Beziehung gebracht.

Die fortschreitende Entwicklung der turmlosen Kirchenfassade des XVII. Jahrhunderts, die ich an charakteristischen Beispielen aufzuzeigen versuchte, hat wohl auch bewiesen, daß der um 1700 einsetzende Umbau der Hainburger Pfarrkirche keine zurückgebliebene Provinzialarchitektur schuf. Auf dem vom Wiener Frühbarock getrennt laufenden Entwicklungswege unseres niederösterreichischen Barocks behauptet die Hainburger Pfarrkirche durchaus ihren Platz.

Inneres der Pfarrkirche.

Von dem Innern der Kirche gilt dasselbe. Wenig vorspringende Wandpfeiler teilen die Wände des Chores und des Langhauses. Zwischen beiden das tonnengewölbte Querschiff. Das Kranzgesimse, das sich über die Pilaster zieht, hat die gleiche Profilierung wie das Hauptgesimse am Außenbau, die den Schwung des Hochbarocks noch vermissen läßt. Nur wo das Querschiff an das Hauptschiff stößt und das Gesimse sich über zwei Pilastern verkröpft, ist es von größerem Reichtum.

Es liegt wieder nahe, auch den einfachen Innenraum der Pfarrkirche mit seiner schlichten Raumgliederung ausschließlich der Not der Zeit, die in Hainburg damals herrschte, anzulasten. Fehlen doch auch die damals so beliebten Kapellen mit den Emporen darüber und die Kuppel über der Vierung. Ich sehe aber auch hier wieder neben der durch knappe Mittel bedingten Sparsamkeit eine künstlerische Absicht auf dem Sonderwege niederösterreichischen Frühbarocks. Laufen doch neben den Barockkirchen mit den Kapellenreihen² immer auch größere und kleinere einschiffige Barockkirchen, deren Halle lediglich durch Wandpilaster und Gurtbogen ohne Kapellennischen gegliedert wird, in unserem Lande parallel, wofür als

¹ Auch die Eingänge der Kirchen wurden damals abgeändert. Pfarrgedenkbuch Fol. 117.

² Die die neuere Forschung auch nicht auf Vignola und die Jesuitenbauten zurückführt, sondern die auch durch Weiterbildung der durch eingezogene spätgotische Strebepfeiler entstandenen Nischen oder durch Umbau von Seitenschiffen und Kapellen sich entwickelt haben können.



Abb. 52. Pfarrkirche, Ecce homostatue, Pietabild im Rokokorahmen, Taufstein (S. 85, 86, 55).



Abb. 53. Pfarrkirche, Hochaltar (S. 82).



Abb. 54. Pfarrkirche, nördlicher Seitenaltar und Kanzel (S. 84, 85).



Abb. 55. Pfarrkirche, Kirchenstühle (S. 84).

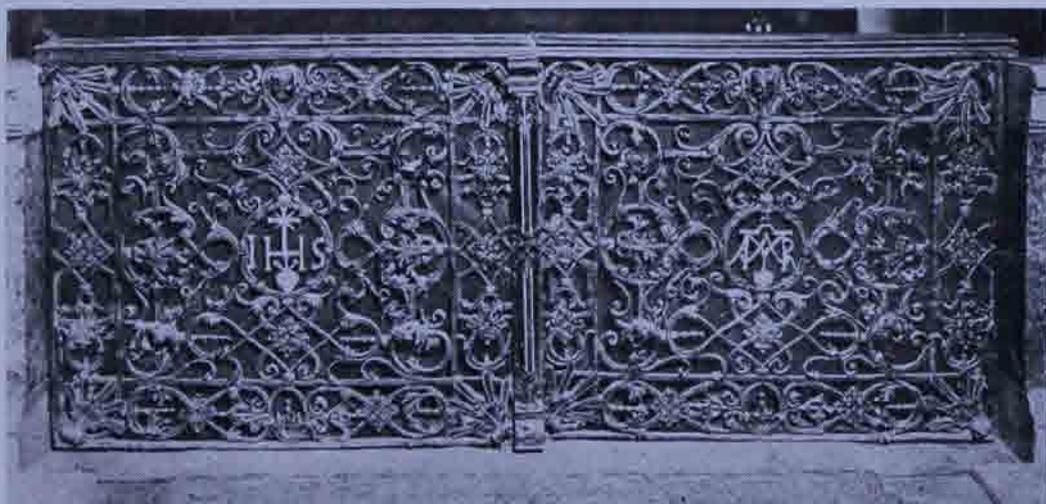


Abb. 56. Pfarrkirche, Speisegitter vor dem Hochaltare (S. 85).

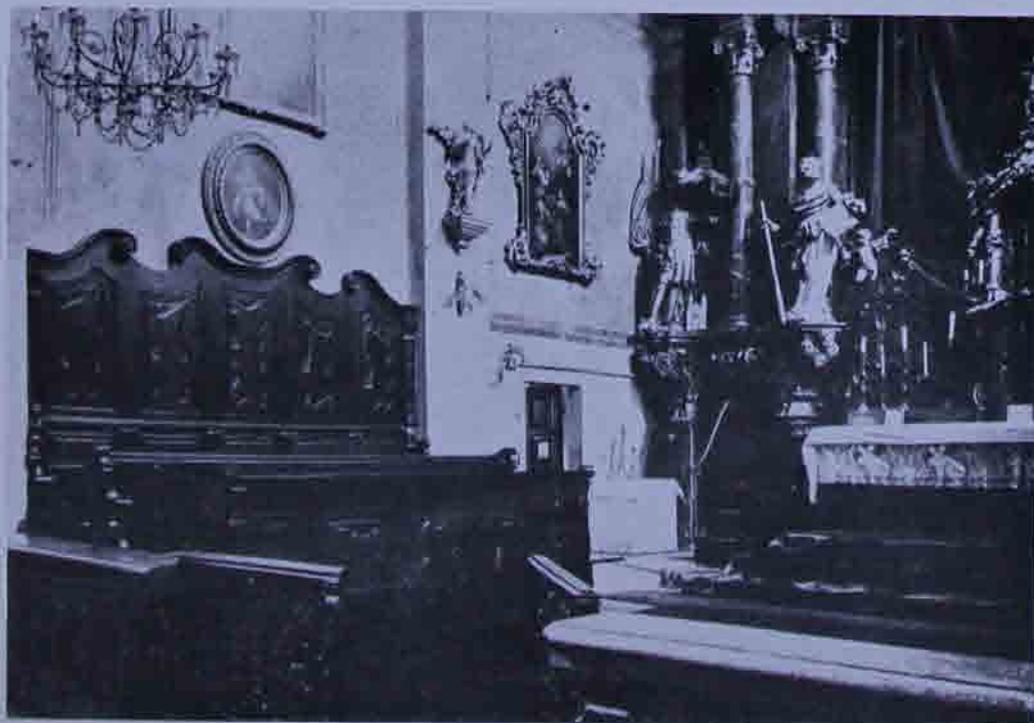


Abb. 57. Pfarrkirche, links: Ratsherrenstühle, rechts: Verkündigungsbild im Rokoko-rahmen und Statuen vom Hochaltare (S. 86, 85, 83).

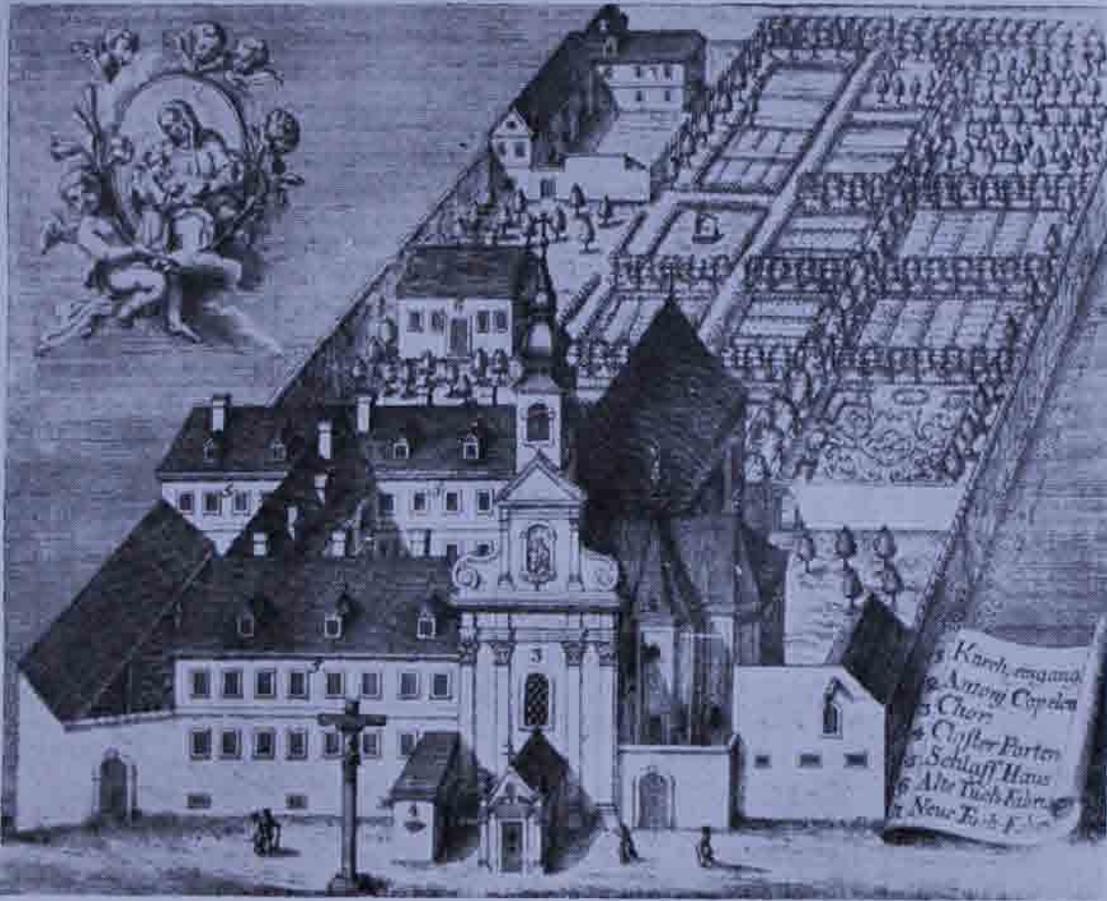


Abb. 58. Ehemaliges Franziskanerkloster nach dem Stiche in Herzog, *Cosmographia Austriaco-Franciscana*, 1740 (S. 87).

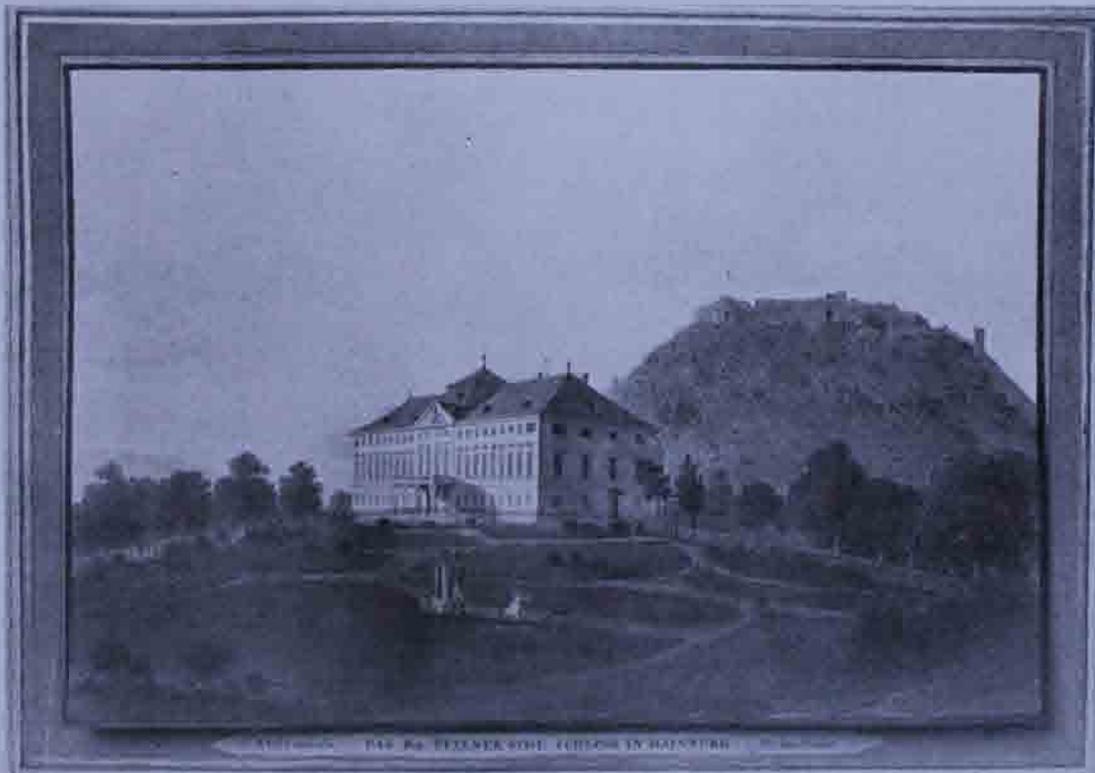


Abb. 59. Das neue Schloß nach dem kolor. Stiche von J. Alt, 1815 (S. 103).



Abb. 60. Pfarrkirche und -turm von Süden, Mariensäule (S. 77, 91, 98).



Abb. 61. Mariensäule, Teilbild. Links Haus Hauptplatz 10 (S. 98, 107).

frühbarockes Beispiel die Horner Piaristenkirche von zirka 1660¹ oder für das XVIII. Jahrhundert die prächtige Pfarrkirche in Waidhofen a. d. Thaya (1716—1723) genannt sei. In Hainburg strebte der Erbauer eben vor allem eine weiträumige, einheitliche Raumwirkung an, welche die bei Wiener Frühbarockkirchen üblichen Seitenkapellen umso leichter missen konnte, als für die wenigen Priester der Hainburger Pfarre drei bereits bei der Einweihung vorgesehene Altäre genügten.

Der Innenraum der Hainburger Pfarrkirche ist von einer gurtengegliederten Tonne überdacht, die über dem Gesimse aufsitzt und in welche mächtige StICKKAPPEN über halbkreisförmigen Fenstern einschneiden. Im Scheitel des Tonnengewölbes lebt in oblongen, von Stuckbändern eingefassten Feldern, die wohl einst für Freskomalerei bestimmt waren, noch eine Erinnerung an die in Felder geteilten Decken der Renaissance. Ähnliche stuckierte Felder, nur der früheren Entstehungszeit entsprechend zahlreicher über das ganze Gewölbe verteilt und renaissanceartig gebildet, finden wir bezeichnenderweise wieder in der früher erwähnten Pfarrkirche von Falkenstein. Die oblongen Mittelfelder der Hainburger Kirche aber leiten bereits zum Spiegelgewölbe der Barocke über.

Trotz minderwertiger Bemalung von Decke und Wänden macht das Kircheninnere eine gute, ja starke Wirkung. Dazu trägt auch die feine Lichtverteilung und die schöne Inneneinrichtung bei.

Einrichtung der Pfarrkirche.

Der weite, aber einfach behandelte Innenraum der Pfarrkirche birgt eine reiche und künstlerisch wertvolle Einrichtung. An ihr können wir die Entwicklung barocker Holzschnitzerei von der Frühzeit bis zum Rokoko, ja bis zum Spätklassizismus verfolgen. An den Beginn müssen wir den schönen Schmuck setzen, der heute die südliche Eingangstüre der Kirche ziert (Abb. 45). Er stammt noch aus einem älteren Kirchenbau, wahrscheinlich aus der Jakobs(Katharinen-)Kirche und wurde an einer ziemlich roh gearbeiteten Holztüre befestigt. Die horizontale Gliederung ist stark betont. Ein Mittelstück mit Nische, auf einem Sockel ruhend, darüber ein Friesstück von einem kräftigen Gesims bedacht, über den sich in zwei Schichten der Giebel erhebt. Das ist noch ein Aufbau aus der Spätrenaissance. Auch die geschwungenen keulenförmigen Ranken, welche seitlich und oben rahmen, bringen mit ihren verdickten Blättern noch Erinnerungen an das für die ausgehende Renaissance so charakteristische Knorpelwerk. Die stachelig spitze Form desselben aber bezeichnet das letzte Viertel des 17. Jahrhunderts. Wir vermuten daher, daß dieses Schnitzwerk bald nach 1683 entstand, als die Kirche nach der Verwüstung durch die Türken wieder hergestellt wurde.²

¹ Der südliche Anbau wurde erst 1720 dem ursprünglich einzigen Schiffe hinzugefügt.

² Spätestens wohl 1694, in welchem Jahre Holzarbeiten an der Pfarrkirche bezeugt sind.

Von dekorativen Einzelheiten dieses Türschmuckes, der auch von einem Schranke stammen könnte, seien hervorgehoben: Der schöne, reichornamentierte, fein geschwungene Sockel. In der Mittelnische die für die Spätrenaissance so bezeichnende gekerbte Pyramide, endlich zu beiden Seiten der Nische ein Akanthusornament mit verknorpelten Blättern, unten spitz zulaufend, welches Säulen ersetzt. Es hat deshalb einen kapitälartigen Aufsatz, der im Fries durch eine Art von Triglyphen fortgesetzt wird. Das strukturelle, tragende Säulenmotiv der Renaissance wird hier am Ausgange des Stils rein schmuckhaft, untektonisch abgewandelt.¹

Die Altäre.

Der Barockumbau der Pfarrkirche erforderte auch eine neue Inneneinrichtung. Von der alten Pfarrkirche (Martinskirche, später Katharinen-Jakobskirche) wurden außer dem eben geschilderten Türschmuck und dem spätgotischen Taufstein wahrscheinlich auch drei Altäre übertragen. Denn bei der Einweihung 1710 hatte die umgebaute Kirche drei Bildaltäre.² Sie waren wahrscheinlich für die kleineren Verhältnisse des Jakobskirchleins berechnet und nur aus Not in die neue, große Pfarrkirche gestellt worden. Man faßte daher am 8. Jänner 1713 Beschluß über die Geldmittel für einen neuen Hochaltar.³ Der Maler Hans Michael Beckhl bekam für „die Verfassung“ des Hochaltars 550 Fl. und 6 Speziestaler Leitkauf. Er hat also, was auch aus dem nicht unbedeutenden Honorar zu schließen, den Hochaltar entworfen und wohl auch das Altarbild gemalt. Außerdem wurde ein Kontrakt zwischen der Stadt und den Wiener Bildhauern Matthias Roth und Jeremias Weißkopf geschlossen, nach welchem sie einen Hochaltar nach einem Modell zu verfertigen hatten. Sie erhielten dafür 1000 Fl. und 30 Fl. Leitkauf.⁴ Aus den für die österreichische Kunstgeschichte so wichtigen Exzerpten, die Alexander Hajdecki aus den Wiener Pfarrmatriken und Totenregistern zog,⁵ wissen wir, daß Matthias Roth d. J. ein Sohn des am 22. August 1679 verstorbenen Bürgers und Bildhauers Matthias Roth d. Ä. war, daß Jeremias Weißkopf aus Bians in Tirol stammte, am 12. August 1710 die Maria Anna, die Tochter des alten Roth heiratete, also ein Schwager des Matthias Roth d. J. war, mit dem er zusammen den Hainburger Auftrag erhielt, und daß er am 15. Jänner 1721 als bürgerlicher Bildhauer 39jährig im Spitalhaus am neuen Markt starb. Leider aber gelang es mir nicht, Arbeiten der

¹ Vgl. die Bekrönung des Beichtstuhles in der Stiftskirche Geras K. T. V. (Horn) Abb. 222.

² Maurer 204. Am Hochaltar die Bildnisse St. Martin und Maria Pötsch, in den Seitenaltären Bilder der Dreifaltigkeit und des Crucifixus.

³ Maurer, S. 450 und 454.

⁴ Ratsprotokoll vom 1. XII. 1713. Es wäre auch möglich, daß Roth den Altar „verfaßt“ hatte.

⁵ In Quellen zur Gesch. der Stadt Wien I—VI, Nr. 7273, 10946 12362 usw.

beiden Bildhauer und noch weniger etwas über den Maler Beckhl¹ zu erfahren. Es wäre aber sehr interessant, den Hainburger Hochaltar mit anderen Werken der obgenannten Künstler vergleichen zu können. Ist doch dieser Altar eine wertvolle Barockarbeit, die hier kurz beschrieben sei: Die geschwungene Mensa trägt einen reichgeschnitzten vergoldeten Tabernakel, dessen oberer Teil ebenso wie die rechts und links von ihm aufgestellten schönen Reliquienbehälter allerdings erst in der Spätbarocke hinzugefügt wurden. Hinter der Mensa ein mächtiger Bildaufbau, Breite und Höhe der Apsis ausfüllend. Er wird beiderseits von Pilastern und zwei auf hohen Postamenten stehenden Säulen eingefasst, unter denen schöngerahmte Durchgänge hinter den Altar führen. Über den Säulen verkröpft sich ein mehrteiliges Gebälk. Mit dem Altarbild, das die Himmelfahrt Christi darstellt, steht die plastische Darstellung Gott Vaters in Verbindung. Unter einem Baldachin thronend, von Strahlen und Engelsköpfen umgeben, breitet er die Arme dem aufschwebenden Gottessohne entgegen. Diese echt barocke Bekrönung des Altaraufbaues ist leicht und malerisch, durch sich mehrfach ein- und aufrollende, über dem Gebälk aufsitzende Voluten abgeschlossen. Über Allem, von Wolken mit Engelsköpfen gerahmt, die Taube des hl. Geistes, sodaß der Hochaltar außerdem die Darstellung der Trinität in sich schließt, an deren Sonntag das Fest der Kirchweih fällt (Abb. 53 u. 57).

Auch sonst trägt der Hochaltar reichen plastischen Schmuck. Nach dem Vertrage hatten die beiden Bildhauer die vor den Säulen auf Postamenten stehenden Statuen der Apostel Philipp und Jakob, denen die Kirche geweiht ist, und die Heiligen Leopold und Florian, auf dem Gebälk die Heiligen Rochus und Sebastian „neben vier ausgewachsenen Engeln und 12 Kindern, die Engelsköpfe und anderen inbegriffenen Bildnissen“ anzufertigen. All diese teilweise sehr guten Skulpturen sind heute noch zu sehen. Nur die vertraglich bedungene Zahl der großen Engel und Putti wurde auf die Hälfte reduziert.

Obwohl der Hochaltar, auf welchem am 2. Dezember 1714 bereits Messe gelesen wurde, nur wenig jünger ist als der Außenbau der Kirche, so ist doch schon seine Formgebung viel fortgeschrittener, barocker. Ein Vergleich der parallel zur Mauer gestellten Pilaster und der stockwerksmäßigen Gliederung der Kirchenfassade mit den schräg zum Altarbild gestellten Säulen und dem Fehlen durchlaufender Horizontalen beim Altaraufbau bestätigt dies, von Details ganz abgesehen. Der Hochaltar der Pfarrkirche ist überhaupt das bedeutendste Werk des Hochbarocks in Hainburg, da andere Denkmäler, wie z. B. der Kirchturm und die Immakulata-säule, schon dem Spätbarock oder Rokoko angehören.

Noch fortgeschrittenere Formen zeigen die beiden Seitenaltäre, doch können sie dieselben sein, auf denen am 2. Dezember 1714

¹ Mit Ausnahme von einem 1719 gemalten, nicht mehr erhaltenen Seitenaltarbild in der Hainburger Spitalskapelle. Außerdem vergoldete und marmorierte er 1716 die Seitenaltäre der Pfarrkirche, Maurer 466, 471.

gleichzeitig mit der „Ersten Roratemesse“ Messen gelesen wurden. Ihr Meister ist nicht bekannt. Im Wandaufbau sind sie, wenn auch etwas vereinfacht, dem Hochaltare ähnlich. Ursprünglich hatten beide Altäre ein Altarbild, das von je einem schräg zum Altar gestellten Pilaster und einer Säule begleitet wurde. Neben den Säulen standen einst bei beiden Seitenaltären wieder große Heiligenfiguren. Beim Nordaltar sind es Karl Borromäus und Antonius von Padua, beim Südaltar sind statt der auf älteren Photographien noch sichtbaren prächtigen Barockheiligen heute wenig schöne Industrieprodukte von leuchtertragenden Engeln aufgestellt. Über dem über Säulen und Pilastern sich verkröpfenden weitausladenden Gebälk der Seitenaltäre ein geschwungener Giebelaufsatz, von anbetenden Engeln, die auf Wolken knieen, flankiert.

Der nördliche Seitenaltar war nach einem Berichte von 1763 dem hl. Martin geweiht¹ und wurde im Jahre 1768 von den Brüdern Oppitz in einen St. Johann v. Nepomuk-Altar umgewandelt. Man erkennt diese Rokokozutaten leicht. Vor allem wurde an Stelle des Altarbildes eine halbkreisförmige, rokokomäßig geschmückte Nische eingelassen, in welcher Johann v. Nepomuk auf einer Wolke, von drei Putti umflogen, kniet. Zwei derselben überschneiden wie an der Madonnenstatue der Kirchenfassade sehr graziös den Nischenrahmen. Auch das Bild darunter „Maria und Anna“ mit zarten Rokokoschnitzereien und die Kartusche über der Nische² gehören dem Umbaue an (Abb. 54).

Kirchenstühle, Kanzel, Ecce homostatue.

Vor 1715 erhielt die Pfarrkirche auch ihre prächtigen Kirchenstühle (Abb. 55).³ An den Wangen derselben, im strengen, noch an die Spätrenaissance sich anlehenden Aufbau, Pilaster mit ionischen Kapitälern und Kugelbekrönung über dem abgetreppten Fries. An beiden Seiten von den Pilastern und Kugeln schwingen sich reich geschnitzte Voluten und Ranken in den kräftigen Formen vom Anfang des 18. Jahrhunderts empor.

Jüngeren Datums ist die Kanzel, eine einfachere Arbeit mit großen Figuren der Evangelisten und ihrer Symbole, die das Schweben versinnbildend alle ein wenig unsicher an der ausgebauchten

¹ Vielleicht stammte das Bild vom Hochaltar von 1710, der auch Sankt Martin geweiht war, und war dorthin wieder aus der alten Martinskirche gekommen. Der südliche Seitenaltar war u. l. Frau als Bruderschaftsaltar geweiht. Sein Altarbild ist heute entfernt, um Raum für eine moderne Madonnastatue zu schaffen; es soll das schöne Verkündigungsbild mit dem prächtigen Rokokorahmen sein, das heute über der Sakristeifür hängt. Für den Altar erscheint es aber sehr klein dimensioniert.

² Dasselbst ein Chronogramm: „ponIt feLIX ConCorDia fratrvM“ (1768), unter demselben verschlungene Bruderhände im Schlangenring als Zeichen der Ewigkeit. Maurer, S. 205.

³ Sie wurden 1715 neu vergeben, wobei die Wohltäter für den Hochaltar und die früheren Inhaber von Sitzen besonders berücksichtigt wurden. Maurer, S. 464.

Brüstung sitzen. Darüber ein mit Tressen behängter, einfacher Baldachin, dessen oberste Bekrönung Symbole der göttlichen Tugend sind (Abb. 54).

In der nördlichen Querschiffecke rechts vom Kanzelaufgang ein sitzend dargestellter Schmerzensmann (Abb. 52). Haltung, Gesichtsausdruck und Faltenfluß des Mantels sind nicht mehr stark barock bewegt, sondern schon etwas beruhigt unter dem beginnenden Klassizismus. Die Ecce homofigur, aus Holz und bemalt, befindet sich unter Glas in einem großen Gehäuse, das portalartig von schräg gestellten Pilastern über breitem Postament und einem stark betonten, geschwungenen Giebel gebildet wird. Diese Formen, größer gesehen als im Rokoko, werden von Leuchterengelchen und naturalistischen Blumengewinden des spätesten Rokoko zart bereichert. Zu der Statue stiftete 1775 ein Friedrich Niefergalt ein Licht. Für diese Zeit sprechen auch die Formen des eigenartigen Kunstwerks.

Das Speisegitter.

Von bestrickendem Reichtum ist das Speisegitter, das in Verbindung mit einer Steinbalustrade den Altarraum abschließt. Hainburg besitzt charakteristische Eisenarbeiten aus der Zeit des Rokoko und beginnenden Klassizismus. Als sehr gutes Beispiel barocker Schmiedeeisenarbeit muß das Speisegitter angesprochen werden. Die beiden fast kongruent gearbeiteten Türflügel lassen eine breite Bordure, mit Palmetten in den Ecken, Masken und Rosetten überreich verziert, sichtbar werden. In der Mitte die Monogramme Christi und Mariä, umgeben von einer Fülle reichster, für den Beginn des 18. Jahrhunderts charakteristischer Ornamentik, gebildet aus den schon im 17. Jahrhundert üblich gewordenen Vierkantstäben. Man beobachte, wie fein das Blätterwerk dem Stabwerk angeschmiedet ist, wie trotz der vielen fast verwirrenden Details das Konstruktive nicht vernachlässigt wird, das auch den ausgezeichneten Erhaltungszustand bedingte (Abb. 56).

Ich vermute, daß gerade diese reiche Kircheneinrichtung wie die Betstühle und das Speisegitter ein Verdienst des damaligen Pfarrers Johann Karl Rascher von Weyeregg sind. Wir wissen nur, wie der Stadtrat die Erbauung des Hochaltars finanzierte und aus einem Visitationsprotokolle von 1721, daß die Bürgerschaft aus Eigenem die Kirche baute, zu der Rascher wohl auch Mittel beistellte. Sicherlich aber hat Pfarrer Rascher seiner barocken Baulust bei der Inneneinrichtung freies Spiel gelassen. Hatte er doch vorher als Seelsorger in Krems den eben fertiggestellten frühbarocken Prunkbau der dortigen Pfarrkirche bewundern können.

Ratsherrenstühle und Orgel.

Auch aus der Zeit des Rokoko besitzt die Pfarrkirche mehrere Holzarbeiten, so die überaus feinen Rahmen blühendsten Rokokos des ebenfalls rokokomäßig zarten Verkündigungsbildes über der Sakristeitüre (Abb. 57), das einst über dem südlichen Seitenaltar ge-

standen sein soll, oder des Bildes der Pieta im nördlichen Seitenschiff (Abb. 52). Aus derselben Zeit sind die 1775 gefertigten Rats herrnstühle im Chor, eine gute handwerksmäßige Arbeit, zwar ohne höheren Schwung, doch die Zeit gut repräsentierend. Sie sind infolge auffallender Übereinstimmung wohl von demselben Hainburger Tischler gefertigt, der auch zwei Sakristeikästen und 1775 das hübsche Rokokotor des Hauses Wienerstraße 18 (Blöser, Abb. 36) herstellte. Gab es doch, wie Ilg schon bemerkte, auch in kleinen Orten, wie Brück a. L., Hainburg und anderen genug Meister aller Kunstzweige, welche allen Forderungen genügten¹ (Abb. 57).

Als spätklassizistische Holzarbeit in der Pfarrkirche sei die von dem Wiener Josef Loyp 1844 aufgestellte Orgel angeführt, deren einfaches Gehäuse in den Empirvasen und der Ornamentik noch Anklänge an den späten Klassizismus hat. Die nach einer Beschreibung 1720 sehr hübsch umgebaute Orgel von 1695 ist leider nicht mehr erhalten.² Unter den Paramenten dürften die wertvollsten Stücke eine Kasel von 1600 mit aufgenähten Seidenfäden und eine um 1780 sein. Von Kelchen ist einer von 1700, also aus der Zeit des Pfarrers Rascher, und ein Rokokokelch bemerkenswert.

Grabstein und Steinportal des Pfarrers Rascher.

Pfarrer Karl Rascher starb am 29. November 1718. Sein Wapengrabstein ist in die südliche Querschiffwand der Kirche eingefügt.

An seine segensreiche Tätigkeit erinnert auch die Kanzel der Pfarrkirche in Deutsch-Altenburg und das hübsche Frühbarockportal, das gegenüber dem Pfarrhofe in den Pfarrgarten führt. Auf einem geschwungenen Friesband ist zu lesen: Jo Carl Rascher — 1703 — von Weyreg. Über dem Fries bilden Kugeln und ein Pinienzapfen auf Postamenten den obersten Abschluß (Abb. 48).

Als die Gartenmauer erhöht wurde, schob man zwischen den Fries und das eigentliche Portal ein Stück Mauer ein. Dadurch wurde das hübsche Steinportal in zwei Teile geteilt und ihm viel von seiner Wirkung genommen.

Altarbild im Altersheim, Kruzifixus der Pfarrkirche.

Anschließend an die Einrichtung der Pfarrkirche sei auch des Hochaltarbildes der ehemaligen Bürgerspitalskapelle (heute im Bezirksaltersheim) Erwähnung getan, das man in Hainburg dem Kremser Schmidt zuschreibt. Es ist ein gutes Rokokobild in Diagonalkomposition, darstellend den hl. Ulrich, dem ein Engel, der zu den Attributen des Heiligen gehört, Mitra und Fisch (beides Attribute des Bischofs Ulrich) reicht. Das Bild ist wohl ebensowenig vom Kremser Schmidt, höchstens von einem Schüler desselben gemalt, wie ein großer Kruzifixus in der Pfarrkirche, der nach Maurer³ für

¹ Jahrbuch d. K. h. Sammlgn. d. Ah. Kaiserhauses, XVIII — 1897 — 109.

² Maurer, S. 207, 383, 474 und Mon. A. V. 1892 — 189.

³ A. a. O. 206, vom Pfarrer Reinberger 1840 gespendet.

einen Raphael Donner gehalten wird, von diesem selbst herrührt. Damit soll aber nichts gegen die gute Qualität dieser Arbeit sprechen. Ja, es muß zugegeben werden, daß die für Donner charakteristische, unitalienische Art mit ihrer breitflächigen klassischen Behandlung des Nackten bei dem Hainburger Christus ein wenig mitspielt.¹ Auch wohnte ja Raphael Donner in den Jahren reichsten Schaffens dauernd im benachbarten Preßburg.

Absichtlich wurde der Bau und die Inneneinrichtung der Kirche ausführlicher behandelt. Das absprechende Urteil, welches frühere Erforscher Hainburgs und auch Maurer fällten, daß die Hainburger Kirche „weder auf archäologisches noch künstlerisches Interesse Anspruch machen könne“, hat bisher keine Widerlegung gefunden. So schien es denn angebracht, auf die Schönheiten der Hainburger Pfarrkirche, im besonderen auf einzelne unter Pfarrer Rascher ausgeführte Arbeiten nachdrücklich hinzuweisen.

Das Franziskanerkloster.

Noch früher als der Umbau der Pfarrkirche fällt der Naubau des Franziskanerklosters mit der Kirche St. Anna. Über zweimalige Bitte der Stadt Hainburg² wurde am 18. September 1675 der Bau des Klosters vom Kaiser Leopold I. gestattet und ein Haus, das einem Christoph Stier gehörte und ein Schulhaus war, samt dazugehörigem Grund gekauft und am 8. August 1677 der Grundstein in Anwesenheit zahlreicher Persönlichkeiten, unter denen wir leider den Namen des Architekten vermissen, gelegt. Am 18. Februar 1682 war die Kirche vollendet, die eineinhalb Jahre später bereits von den Türken verwüstet wurde. Sie wurde aber anscheinend ohne größere bauliche Veränderungen wieder hergestellt. Im Jahre 1787³ fiel das Kloster gleichzeitig mit dem Kapuzinerkloster in Tulln der Josephinischen Klosteraufhebung zum Opfer, wobei die Begründung für die Auffassung dieser Zeit sehr charakteristisch ist, die lautet: „Da nun allmählich die Zeit heranrückt, wo wieder ein paar Mönchsklöster eingezogen werden sollen...“⁴ Nach der Aufhebung war zuerst beabsichtigt, die Klosterkirche zur Pfarrkirche und die Klostergebäude zum Pfarrhof umzugestalten. Doch erwies sich die Kirche als zu klein, weshalb man das Kloster dann der Tabakfabrik überließ. Diese verwendete es zuerst so wie es war als Blättermagazin, sodaß auf der Franzisceischen Aufnahme noch der unveränderte Grundriß des Klosters samt Kirche und Kapelle sichtbar ist (vgl. Abb. 2 und Abb. 58), während durch den spätklassizisti-

¹ Man vgl. daraufhin den Kruzifixus in Hellingenkreuz von Donner. (Andreas Pigler, Georg Raphael Donner, Wien 1929, S. 69, Abb. 104.)

² Am 18. VIII. und 9. IX. 1675. Vgl. über die Gründung des Klosters: Placidus Herzog, Cosmographia Austriaco-Franciscana, Köln 1740 und Maurer, S. 213 ff.

³ Nicht 1784, wie bei Maurer zu lesen.

⁴ Archiv für N.-Ö., Nr. 486, C. 27 aus 1787 ad Nr. 4220.

schen Neubau des Blättermagazins das Kloster vollständig verschwand und heute nur mehr der Name „Klosterplatz“ daran erinnert.

Aus einem alten bei Herzog wiedergegebenen Stiche (Abb. 58) kann man sich eine Vorstellung des Klosters machen. Die einschiffige Kirche mit der rechts angebauten Antoniuskapelle stieß nach Franziskanerart an den um einen viereckigen Hof gelagerten Klostertrakt. Auch das alte und neue Gebäude der für den Konvent bestimmten Tuchfabrik ist zu sehen. Für die Kunstgeschichte Hainburgs ist die Fassade der Kirche wichtig, die ein getreues Bild des niederösterreichischen Frühbarocks um 1680 im Sinne der geschilderten Sonderentwicklung widerspiegelt. Die Fassade der Franziskanerkirche, die, nebenbei bemerkt, eine auffallende Ähnlichkeit mit der ungefähr gleichzeitigen Fassade der ehemaligen Kartäuserkirche in Mauerbach hat, ist auch die unmittelbare Vorstufe der Fassade der Hainburger Pfarrkirche (Abb. 50). Diese entstand kurz nachher und folgte ihr speziell in der Anordnung der vier Pilaster und des Mittelfensters. Der Giebelaufsatz wirkt mit nur einer Nische einfacher aber geschlossener als der der Pfarrkirche. Sehr hübsch die Vorhalle.

Der Turm, erst 1724 erbaut,¹ an Gestalt und Lage aufdringlicher als der frühere, der wahrscheinlich nur ein kleiner Dachreiter war, drückt stark auf die Fassade, die ursprünglich turmlos gedacht war.

Von den Einrichtungsgegenständen der Kirche, die wie bei den meisten damals aufgehobenen Klöstern in alle Windrichtungen verstreut wurden, wären die schönen Kirchenstühle aus der Rokokozeit zu vermerken, welche in die unter Joseph II. erbaute Reindorfer Pfarrkirche (Wien XIV) kamen.² Nach Tietze³ stammen die Orgel und eine Glocke der Reindorfer Pfarrkirche aus der Franziskanerkirche Hainburgs. Für die Orgel trifft dies kaum zu.

Mit den Baulichkeiten des Hainburger Franziskanerklosters ging ein wertvolles Denkmal vom Ende des 17. Jahrhunderts zugrunde.

Barockkapellen.

In die Zeit des Barocks fällt auch die Errichtung von Kapellen und Denksäulen. Die größte dieser Kapellen, die Rochuskapelle auf dem heutigen Friedhofe dürfte anlässlich der Pest des Jahres 1679 erbaut worden sein, als man gezwungen war, die Toten außerhalb der Stadt zu bestatten. 1698 wird die Kapelle als „zerlumpt“ gemeldet und im nächsten Jahre widmet die Stadt 15.000 Ziegel für das Gewölbe der Kapelle, die damals also wohl erst vollendet wurde.

Die Kapelle besteht aus drei Teilen, einem Langhaus, einem an-

¹ Plac. Herzog, S. 681.

² Arch. f. N.-Ö., C. 29, Nr. 6188—3008 ex 1787.

³ In K. T. II — 205.

schließenden quadratischen Mittelbau, dem heutigen Chor und einem in fünf Seiten des Achteckes geschlossenen, kleinen Bau, der den Mittelbau wie eine Apsis abschließt und heute als Depot dient. Maurer¹ dürfte Recht haben, wenn er sagt, daß der heutige Chor die ursprüngliche Kapelle war. Dann bildete aber der kleine polygonale Abschlußbau die alte Apsis. Das Langhaus scheint, wenn man seine Fassade mit der Kirchenfassade vergleicht, tatsächlich etwas jünger zu sein, als der erste Bau der Kapelle vom Ausgang des 17. Jahrhunderts (Abb. 71).

Die Fassade selbst, mit einem volutenbesetzten Giebel abgeschlossen, hat als Hauptschmuck unter dem Mittelfenster ein schönes Portal. Die geschwungene Türrahmung mit abgetrepptem Keilstein wird von einem etwas jüngeren skulpturengeschmückten Aufsatz gekrönt. Rechts und links vom Mittelfenster Statuen der Pestheiligen Rochus und Sebastian in Nischen. Das Kapellentürmchen ein kleiner Dachreiter aus neuerer Zeit. Im Inneren ein einfacher Altar, Bildaufbau, die Kreuzigung Christi darstellend, von Säulen und Statuen (Maria und Johannes) gerahmt, der um achtzehnhundert von Dechant Aigner aufgestellt wurde.² Die Figuren trotz vorgeschrittener Zeit noch barock anmutend. Ein beschädigtes Motivbild stellt Hainburg mit dem Brand des ehemaligen Tuchfabriksgebäudes von 1721 dar.

Von kleineren Kapellen steht eine mit der Statue Johann v. Nepomuk und zwei leuchtertragenden Engeln vor dem Wiener Tore, ein gefälliger Barockbau aus dem Jahre 1734. Die Kapellenöffnung, später wahrscheinlich vergrößert, wird von Pilastern flankiert. Über einem bescheidenen Gesims, welches sich über zwei an die Ecken gerückten Pilastern verkröpft, ein fast quadratischer Aufsatz zu dem beiderseits Voluten überleiten (Abb. 49), darüber Dreiecksgiebel. Der heute leere Giebelaufsatz brachte vermutlich früher durch ein Bild Farbigeit in das schmucke Bauwerk.

Eine etwas ältere Kapelle vor dem Ungartor, im Jahre 1679 zur Erinnerung an die erloschene Pest errichtet, birgt einen Kruzifixus. Leider hat das Bauwerk durch wiederholte Restaurierung seinen ursprünglichen Stilcharakter stark eingebüßt.

Einiges Interesse beansprucht auch die Steinsäule mit der Darstellung Mariä mit dem Kinde links an der Straße nach Deutsch-Altenburg. Die sitzende Gottesmutter hält das vor ihr aufrecht stehende ziemlich große Jesukind, das die Arme seitlich ausbreitet. Es ist dem Deutsch-Altenburger Muttergottesbild, zu dem ja die Hainburger oft wallfahrteten, nachgebildet. Da ist es nun reizvoll zu beobachten, wie die mittelalterlichen, hieratisch strengen Formen des Deutsch-Altenburger Andachtsbildes hier in der Zeit des Früh-

¹ Maurer, S. 219, 387, 392, 548.

² Von dem Bildnis des hl. Rochus aus der Kapelle des Zeughauses in Wien, dem Bilde des hl. Josef von der Pfarre am Hof in Wien und dem Florianaltar (Maurer, S. 219), die einst in der Rochuskapelle sich befanden, ist nichts mehr zu sehen.

barocks (die Statue wurde 1717 an der alten Richtstätte aufgestellt) modifiziert wurden. Im Gesichte der Madonna und den Mantelfalten liegt noch ein Schimmer der Gotik. Das Kind selbst aber verrät trotz seiner frontalen Haltung besonders im Köpfchen viel deutlicher die barocke Entstehungszeit.

Eine ganz ähnliche Darstellung der Maria mit dem Kinde wurde in einer Nische an einem Pilaster der Pfarrhoffassade, nach der Randeinfassung (Wolken mit Engelsköpfen) zu schließen, in der Spätbarockzeit eingelassen. Die Nachbildung einer Wallfahrtsmadonna gibt der Darstellung wieder eine Strenge, die leicht veranlassen könnte, das 1697 bezeichnete Bildwerk ins 16. Jahrhundert zu rücken (Abb. 60).

Solche Nischen in Hausfassaden des 18. und 19. Jahrhunderts finden sich in Hainburg öfter, so im Hause Ungarstraße 18 (Rimele). Diese Nische mit einer Biedermeierumrahmung umschließt eine Barockpieta, die auf ein gotisches Vorbild zurückgeht. Oder eine Nische am Hause Hauer gasse 8 (Müllner), eine Florianfigur bergend.

Der Pfarrhof.

Unter den profanen Denkmälern des Barocks ragt der Pfarrhof durch seine Geschlossenheit hervor. Er steht am Ausgang des Hochbarocks und könnte ebensogut auch das Kapitel „Spätbarock“ einleiten. Trotz vieler Rokokodetails möchte ich ihn seiner Gesamtkomposition halber aber doch lieber dem scheidenden Hochbarock zuzählen (Abb. 65).

Seine heutige Gestalt erhielt das Gebäude um 1742 unter dem Pfarrer Dr. Anton Johann Palm. Er trug nach dem Baubriefe auch selbst viel zum Baue bei. Sein Wappen, eine Palme, ist im Keilstein des Eingangsportales noch zu sehen. Der Baubefund läßt vermuten, daß das gewölbte Erdgeschoß mit seinen kleinen, renaissanceartig gerahmten Fenstern noch aus älterer Zeit stammt.¹ Unter Palm wurde das herrschaftliche erste Stockwerk aufgesetzt, das Haus gleichzeitig fast vollständig umgebaut.² So repräsentiert sich der Bau, welcher später öfters wiederhergestellt wurde, als eine ziemlich einheitliche Schöpfung von 1742.³

Die feine Hauptfassade mit fünf Fenstern besteht aus einem gebänderten Sockelgeschoß, über dem sich, durch ein Gesims getrennt, das Obergeschoß mächtig aufbaut. Sechs Pilaster, die bereits im Sockelgeschoß in genuteten Lisenen ihren Unterbau finden, unterteilen die Fassade in lotrechter Richtung. Als Abschluß ein um den ganzen Bau laufendes mehrteiliges Gesimse, das sich über den Pi-

¹ Vielleicht unter Pfarrer Ollorius, der vor 1669 den Stock des Pfarrhofes gegen die Straße zu neu erbaute. Maurer, S. 139.

² Der ursprüngliche Pfarrhof stand im heutigen Pfarrgarten. Von ihm sind nur mehr Grundmauerreste erhalten. Maurer, S. 200.

³ 1738 war zwar nach dem Pfarrgedenkbuche der Bau begonnen worden. Der Baubrief von 1742 aber beweist, daß man wohl erst vier Jahre später ernstlich zu bauen anfang.

lastern verkröpft. Triglyphenartige, kannelierte Gesimsstücke, die Nutungen des Erdgeschosses, stammen nebst anderen klassizistischen Details vielleicht von einer Wiederherstellung von 1796 unter Pfarrer Aigner oder wahrscheinlicher einer nach dem Brande von 1827 unter Pfarrer Reinberger.

Trotz dieser relativ strengen Zusammenfassung der Bauteile durch Sockel, Pilaster und Gesimse kündigt doch schon die Verflachung der Architekturglieder das kommende Rokoko. In der ruhigen Vornehmheit der Basen und Kapitäle, der Pilaster, Parapetten und der Fensterbekrönungen im ersten Stocke ist von der Wucht des Hochbarocks nichts mehr zu verspüren.

Die Fenster des Erdgeschosses sind durch schön gebauchtes Gitterwerk aus Schmiedeeisen straßenseitig abgeschlossen. Eine weitere hübsche Eisenarbeit an der Hausecke, ein sogenannter Weinzeiger, auf dem während der Ausschankzeit ein Kranz gelegt wurde, erweckt volkskundiges Interesse.¹

Hainburger Kunst im Zeitalter Maria Theresias.

Die Blüte des österreichischen Rokoko fällt in die Regierungszeit Maria Theresias, sodaß man gerne auch von einem Maria Theresienstil spricht. Treffender wäre die Bezeichnung Spätbarock. Denn das Rokoko ist ja nur die folgerichtige Weiterbildung des Barocks und zugleich sein Ende. Hatte die Barocke die bewegtesten Einzelformen und die phantasiereichste Ornamentik absolut durch einen einheitlich geschlossenen Aufbau gebändigt, so mußte in dem Augenblicke, als diese strenge Bindung allmählich erlahmte, das Ornament siegen und ein graziöses, später zügelloses Eigenleben führen. Das führte schließlich zur Verneinung jeder Tektonik und einer Steigerung des Dekorativen, die schließlich nicht mehr überboten werden konnte.

Erfreulicherweise finden sich gerade für diese Stilentwicklung in Hainburg Denkmäler, die als hervorragende Repräsentanten des Rokoko gewertet werden müssen.

Der Turm der Pfarrkirche.

Der Frührokokoturm der Pfarrkirche steht, für das 18. Jahrhundert sehr merkwürdig, an der Ostseite der Kirche, an den Chor stoßend. Noch merkwürdiger ist, daß man beim Bau des Langhauses um 1700 die Westfassade, was allerdings in dieser Zeit erst üblich wurde, nicht mit dem Turmbau verband. Auch hierfür darf man nicht allein den damals herrschenden Geldmangel als Ursache ansehen. Viel wahrscheinlicher ist, daß damals ein Ostturm bestand. Nach dem Vischerschen Stich (Abb. 3) hatte die

¹ „Wein, Bier oder anderes Gebranntes ohne ausgesteckten Zeiger heimlich auszuschenken“ war Betrug. (Hofkammerarchiv 72, 1555 — Fol. 293.) Kaiser Ferdinand III. hatte einen Weinkreuzer einheben lassen und ein Verbot „Wider das Leutgeben ohn den Zeiger hinauszustecken“ ausgesprochen.

Westfassade des Katharinenkirchleins das erwähnte (S. 44) bescheidene Türmchen, wohl dasselbe, das 1545 als „Turm am Platze“ repariert wird.¹ Dieses Türmchen mußte natürlich fallen, als das barocke Langhaus der Pfarrkirche an die ehemalige Katharinenkapelle gebaut wurde. Warum wurde trotzdem die neue barocke Westfassade nicht mit einem Turme erbaut? Die einzig mögliche Lösung ist folgende: Als im 17. Jahrhundert das alte Katharinenkirchlein, nunmehr St. Jakob und Philipp geweiht, als Pfarrkirche verwendet wurde, genügte das kleine Westtürmchen nicht mehr. Es wurde daher wahrscheinlich schon damals ein Glockenturm an der Ostseite errichtet. Er dürfte beim Türkeneinfall von 1683 seine Glocken eingebüßt haben; denn 1686 werden die Glocken wieder gegossen und in Wien eine Uhr für die Kirche verfertigt. Für weitere zwei Glocken wird 1692 gesammelt. Daher hatte die Pfarrkirche bei der Einweihung 1710 vier Glocken.²

Dafür aber, daß der Vorläufer des heutigen Kirchturms an der Ostseite stand, gibt es einen untrüglichen Beweis. Als 1712 die Stadt mit dem Wiener „Großuhmacher“ Joachim Oberkircher einen Kontrakt wegen Anfertigung einer neuen Uhr schloß, sollten von den vier Uhrtafeln drei außen an der Kirche, die vierte aber in der Pfarrkirche zeigen. Da die Westfront der Kirche damals schon stand, so konnte dieser Turm, der die neue Uhr erhalten sollte, nur an der Ostseite stehen. Die niedrige Befestigung der Uhr (ein Zifferblatt sollte ja in die Kirche schauen), war wohl notwendig, weil der ganze Turm nicht hoch war. Er genügte daher den später gestiegenen Ansprüchen nicht mehr. Jedenfalls aber war es bei der Kirchenerweiterung um 1700 nicht gleich notwendig, einen Turm zu bauen.

Als man den neuen Turm um ein halbes Jahrhundert später baute, konnte man ihn, wenn man die um 1700 erbaute Westfassade nicht zerstören wollte, nur an die Ostseite stellen. Man mußte damals den nach meiner Hypothese um die Mitte des 17. Jahrhunderts erbauten, wahrscheinlich bescheidenen Ostturm abtragen,³ um den neuen heute bestehenden Turm errichten zu können.

Zeigt das Langhaus der Pfarrkirche noch Übergangsformen von der Renaissance zum frühen Barock, so gibt der in den Jahren 1756 und 1757 erbaute Turm⁴ schon ein Beispiel für die Verfeinerung des Barock zum Rokoko (Abb. 60).

Zu dem schlichten Bau der Kirche steht der schlanke Turm in angenehmem Kontraste. Er ist vor allem fast ganz aus Hausteinen

¹ Blätter f. L. K. XXII — 1888 — 123.

² Maurer, S. 347, 369, 144.

³ Osttürme finden sich in romanischer Zeit unter Hirsau Einfluß häufig in N.-Ö. Es könnte auch das Katharinenkirchlein einen solchen Ostturm noch aus romanischer Zeit gehabt haben. Doch würde dagegen der Vischer'sche Stich, der deutlich einen Westturm zeigt, sprechen.

⁴ Sein Grundstein wurde am 15. Juni 1756 gelegt, im selben Jahre wurde das Mauerwerk fertig, am 6. Juni 1757 wurde das Turmkreuz aufgesetzt.

erbaut, die von der ehemaligen Pfarrkirche St. Martin stammen.¹ Eine Seltenheit, denn das Element des Barocks war ja der dem künstlerischen Linienschwung nachgiebigere Ziegel. Der Aufbau des Turmes in seinem schlanken, nur durch zarte, wenig schattende Gesimse unterbrochenem Aufwärtstreben kündigt bereits das Beginnen des Rokoko. Bis zum Dachansatze der Kirche werden die beiden unteren Turmstockwerke sockelartig behandelt und durch breite, aber flache Rahmung und einen Giebel abgeschlossen. Eckvoluten, mit flammenden Rokokovasen belastet, stellen die Verbindung der breiten Turmbasis mit dem schlankeren Aufbau her. Sie vertreten hiebei gewissermaßen die Stelle der Fialen, welche beim gotischen Turme den Übergang vom Quadrat zum Achteck vermitteln. Denn auch unser Turm hat einen achteckigen Querschnitt, wenn das Achteck auch nur durch eine Abschrägung der Ecken zustande kommt und nicht so deutlich erkennbar ist, wie beispielsweise beim Pfarrkirchenturm in Dürnstein.

Immerhin geht aber auch diese Abschrägung über das zweite Gesims und das reich profilierte Hauptgesims hinüber zum kapriziös ausgebauchten Turmhelm und weiter hinauf bis zur äußersten Spitze, um hier den oktogonalen Querschnitt besonders deutlich erkennbar zu machen.

Im Gegensatz zu dem einfacher gehaltenen Sockelgeschoß, das lediglich in den feinen steinernen Fensterrahmen Schmuckmotive erhält, ist aller Reichtum der Dekoration auf das oberste Stockwerk mit den großen Schallfenstern² verwendet. Dasselbe wird durch Eckpilaster mit äußerst fein gearbeiteten Kompositkapitälern kräftig eingefast und macht dadurch kund, daß die Hauptbestimmung des Turmes die Aufnahme der Glocken ist. Die zarte Rokokorahmung der Schallfenster verdient auch als reizvolle Steinmetzarbeit besondere Beachtung. Die Sohlbank auf schmucken Konsolen, die seitlichen Gewände mit Fruchtschnüren. Besonders anmutig die Verbindung des Fensterbogens durch Keilstein und feine Ornamentik mit der im Gegensinne verlaufenden unteren Uhrfassung, als welche der untere Teil des Kranzgesimses fungiert. Das obere Band des dreiteiligen Kranzgesimses mit rokokomäßigen zarten Licht- und Schattenwirkungen überwölbt die Uhr.

Und über allem ein zierlich geschwungener Turmhelm, der in der Laterne das Motiv der Schallfenster noch einmal im kleineren Maßstabe aufnimmt. Schade nur, daß diese Schönheiten so wenig gewürdigt werden, obwohl der Meister mit Bedacht gerade um die Uhr herum, zu der man ja oft emporblickt, seine Dekorationslust entfaltet.

¹ Ratsprotokoll vom 21. I. 1756. Beschluß, „daß zu dem neuen Turmgebäude mittels Abbrechung der Steine von der alten Kirche der Anfang im Namen Gottes gemacht werde“.

² Wenn der Maler Franz Anton Ehrenhardt „nach der Dauerhaftigkeit und mit besonderem Fleiß 1757“ die Fenster des neuen Turmes malte, so sind damit wahrscheinlich die Holzläden der Schallfenster gemeint.

Matthias Gerl, der Erbauer des Pfarrkirchenturmes.

Wer den Turm erbaute, ist nicht überliefert. Da der Wiener Hofbaumeister Matthias Gerl 3000 Gulden zu 4% vorstreckte und durch dieses Baudarlehen ein persönliches Interesse an der Fertigstellung des Turmes an den Tag legte, können wir schließen, daß er selbst der Erbauer war. Diese Vermutung wird zur Gewißheit, wenn wir andere von Matthias Gerl erbaute Kirchentürme zum Vergleiche heranziehen.

Leider wissen wir über seine Tätigkeit, wie bei so vielen Baumeistern der Barocke, nicht allzuviel. Es seien daher wenigstens die mir erreichbaren Daten aus dem Leben des Erbauers unseres prächtigen Kirchturmes hieher gesetzt.¹

Matthias Franziskus Gerl wurde am 1. April 1712 in Klosterneuburg als Sohn des 1727 verstorbenen stiftlichen Maurermeisters Christian Matthäus Gerl geboren,² bei welchem er wohl als Maurerlehrling seine Ausbildung genoß.³ Sein Stern scheint erst aufzugehen, als er am 25. Februar 1740 als „angehender bürgerlicher Bau- und Maurermeister“ in Wien die Katharina Pockin, als Witwe des bürgerlichen Bau- und Maurermeisters Gottfried Pock heiratet⁴ und anscheinend dessen Betrieb übernimmt. Als seine frü-

¹ Ilg (die Wr. Baumeisterfamilie Gerl, Mon. A. V. I — 1885 — 29), der zuerst neben anderen Baumeistern der Familie auf Matthias Gerl aufmerksam machte, hielt ihn irrigerweise für einen Wiener. Martin Riesenhuber (die kirchliche Barockkunst in Österreich, Linz 1924, S. 234) zählt bereits eine größere Anzahl von seinen Werken auf, am ausführlichsten Tietze in Thieme-Becker, Allg. Lexikon der bildenden Künstler, XIII. Bd., Leipzig 1920, S. 468.

² Christian Matthäus Gerl hatte außer unserem Matthias Franziskus Gerl noch den Sohn Josef Matthias, der ebenfalls Maurermeister („Architekt“) war. Eine Unklarheit besteht insbesondere zwischen Josef Matthias Gerl und unserem Matthias Franziskus Gerl. Ich vermute, daß einige dem Josef Matthias Gerl zugeschriebene Werke dem Matthias Franziskus zugehören. (Vgl. die von Riesenhuber S. 234 aufgezählten Werke des Josef Gerl.) Auch der Vater Matthäus (Matthias) wird mit dem Sohne Matthias verwechselt, so vor allem beim Bau der später wiederholt veränderten Klosterkirche der Elisabethinnen in Wien, III., vom Jahre 1711 (1709?) bis 1715, den Ilg und Tietze Matthias Gerl, neuere Autoren, darunter Baldass (Wien, S. 204) einem Martin Gerl zuschreiben, der aber das Hauptwerk des Christian Matthäus Gerl sein dürfte.

³ Diese geringe Ausbildung wirft ihm auch 1757 der thesesianische Hofarchitekt Paccassi vor, indem er Gerl, der als k. k. Direktorialbaumeister an dem Bau der alten Universität von Jadot Mängel festgestellt hatte, trotz seiner Stellung als Baumeister des Direktoriums einen „Maurermeister“ nennt, der „die Akademien nicht frequentiert hat“. Justus Schmidt, die alte Universität in Wien... Wien 1929, S. 24—30.

Herrn Architekten Heinz F. Gerl, dem letzten Nachkommen der Baumeisterfamilie Gerl, habe ich für viele Mitteilungen aus seinen Forschungen über die Familie Gerl zu danken.

⁴ Quellen zur Gesch. d. St. Wien I—VI, Nr. 7565, Ehematriken von St. Stefan. Auch auf dem von Matthias Gerl erbauten Hause, Wien, I., Domgasse 6, erscheint 1761 Katharina als seine Gattin. Sie starb 1762, (Alex. Hajdecki, M. A. V. XXXIX—70.)

hesten Wiener Bauten dürften der 1742 erbaute Turm nebst Langhaus der Pfarrkirche in Ober-St.-Veit¹ und das 1743—1745 im Auftrage von Kienmayer und Marxer am Rennweg errichtete große Waisenhaus angesprochen werden.²

Mit dem Bau der prächtigen Pfarrkirche von Oberlaa beginnt im Jahre 1744 die Reihe größerer Kirchenbauten Matthias Gerls. Es folgt 1746 der nicht ausgeführte Entwurf einer Kapelle für Kaiser-Ebersdorf,³ und der Plan zum Umbau der Pfarrkirche in Simmering.⁴ Im letzteren Jahre auch der Zubau eines Oratoriums bei der Pfarrkirche von Kaiser-Ebersdorf.⁵ In Konkurrenz mit Allio wird ihm im Jahre 1746 der Bau des Klosterneuburger Stiftshofes in Wien (I. Renngasse 10) mit seiner würdevollen, an Hildebrandtsche Bauten anklingenden Fassade als „erzbischöflicher Bau- und bürgerlicher Maurermeister übertragen,⁶ welcher Titel schließen läßt, daß er in der Zwischenzeit uns unbekannte Arbeiten für den Erzbischof von Wien geschaffen hatte. 1751 baut Gerl den Pfarrhof zu Kaiser-Ebersdorf, 1760 den von Laxenburg um,⁷ 1752 den Pfarrhof von Melk neu.⁸ Im selben Jahre Kontrakt über den Umbau der Burg in Wiener-Neustadt.⁹

Die folgenden Jahre bringen uns zahlreiche und große Bauten von Matthias Gerl: 1753 Bau des 1842 leider durch Brand zerstörten Pfarrkirchenturmes in Korneuburg,¹⁰ 1754 Umbau des Turmes und sicher auch der Fassade der Pfarrkirche in Langenlois,¹¹ 1754—1755 Bau eines Traktes im Wiener Schottenstift,¹² 1755 Umbau der Pfarrkirche in Traiskirchen mit neuer Fassade und Turm.¹³

In den kommenden zwei Jahren folgt nun als reifste Lösung seiner bisherigen Turmbauten der Bau des Hainburger Pfarrkirchen-

¹ K. T. II—190. Der dort als Baumeister genannte Johann Gerl ist sicherlich unser Matthias Gerl.

² Johann Greil, Festschrift z. 150jährig. Jubiläum der Pfarre Maria Geburt am Rennweg, S. 13. Nach Mitteilung des Herrn Architekten Heinz F. Gerl hätten beide Brüder, Josef und Matthias, an dem Bau gearbeitet. Zwei heute nicht mehr erhaltene Türme über den Eingängen scheinen nach einem Stich von 1776 dem Matthias Gerl zuzugehören.

³ Wr. Diözesanblatt 1904, S. 58.

⁴ K. T. II—11. Nach Riesenhuber erbaute Matthias Gerl auch den Pfarrhof daselbst.

⁵ K. T. II—2; Baukontrakt abgedruckt im Wr. Diözesanblatt a. a. O. S. 58 und 63.

⁶ Pauker, Beiträge S. 94.

⁷ K. T. II—2; Archiv f. N.-Ö., Klosterakten K. 21, fasc. 2 Nr. 2.

⁸ K. T. III—164, 169.

⁹ Vom 18. I. 1752, abgedruckt bei H. Jobst, die Neustädter Burg, Wien, 1908, S. 76.

¹⁰ Dr. Albert Starzer, Gesch. der Stadt Korneuburg, Korneuburg 1899, S. 530, 533. Die Gerl'schen Motive wurden sichtlich nachgeahmt bei der Turmfassade der ehemaligen Augustinerkirche in Korneuburg (1745—1773).

¹¹ K. T. I—288; Zur Gesch. von Langenlois, Langenlois 1925, S. 37.

¹² Albert Hübl, Baugesch. d. Wiener Schottenstiftes M. A. V. 46/47—1914—78, Grundriß von 1775 bei K auf Tafel IV. Er baute acht Fenster Front im Nordtrakt des großen Schottenhofes.

¹³ K. T. XVIII—LXI und 231.

turmes.¹ Seit 1756 k. k. Direktorialbaumeister, entwirft er 1758 Pläne für die Erweiterung des zweischiffigen Langhauses der Penzinger Pfarrkirche zu einer saalartigen Halle.² Im Jahre 1761 erscheint sein und seiner Gattin Katharina Namen auf einem schönen Rokoko-relief am Hause Wien, Domgasse 6, das er aus zwei „Beneficiatenhäusern laut Riß von Grund aus“ in ein Haus erbaut hatte,³ in dem er auch selbst wohnte. Schräg gegenüber hatte er auch das heute nicht mehr bestehende große Gebäude der Piaristen an Stelle der sogenannten Juristenschule gebaut.⁴

Im nächsten Jahre werden in der Penzinger Pfarrkirche zwei Altäre nach seinen Entwürfen aufgestellt.⁵ Als letzte Arbeit folgt 1765 der Entwurf der zweitürmigen Fassade der Pfarrkirche Neulerchenfeld, Wien XVI.⁶ Matthias Gerl zeichnet hier als „k. k. Direktorialbaumeister und des Äußeren Rats“, hat also wohl in seinen letzten Jahren auch für die Stadt Wien gearbeitet. Im Mai dieses Jahres ist er gestorben.⁷

Aus dieser sicherlich noch immer lückenhaften Aufzählung von Arbeiten Matthias Gerls, welche kommende Forschung noch um Vieles vermehren dürfte, geht hervor, welch bedeutenden Platz Turmbauten in Gerls Schaffen einnahmen. Sein wohlbegründeter Ruf im Erbauen von Türmen dürfte auch Hainburg zu dem Auftrage veranlaßt haben.

Um den Nachweis zu führen, daß Gerl auch den Hainburger Kirchturm erbaute, genügt der Vergleich mit den für Gerl urkundlich gesicherten Turmbauten von Oberlaa, Langenlois und Traiskirchen. Bei der Pfarrkirche von Langenlois hatte Matthias Gerl die Aufgabe, einen bereits bestehenden Turm umzubauen und um neun Klafter zu erhöhen.⁸ Wir erkennen daher nur in der oberen Turmhälfte die Übereinstimmung mit dem Hainburger Kirchturm. Vor allem in dem von flachen, breiten Bändern eingerahmten Zwischenstock mit den bekannten ovalen Fenstern. Zu der Abschrägung der Mauerecken im letzten Stockwerk des Turmes leitet Gerl mit den uns von Hainburg her bekannten Ziervasen über. Dieses letzte

¹ Zwischen Traiskirchen und Hainburg liegt vielleicht 1756 der Bau des Turmes der Schwechater Pfarrkirche, der stilistisch den Turmbauten von Mathias Gerl zumindest nahesteht. Der Geschichtsschreiber von Schwechat, Kommerzialrat Johann Ableidinger, dem ich für viele Bemühungen zu danken habe, konnte mir lediglich Nikolaus Ehbmoser als Erbauer der Kirche nennen. Der Erbauer des Turmes, der um zwei Jahre später als die Kirche entstand, ist unbekannt.

² K. T. II—90, Tietze Wien, S. 64 und 214.

³ Alex. Hajdecki, Die Dynastenfamilien... M. A. V. XXXIX—1906—70, Wilhelm Kisch, Die alten Straßen und Plätze Wiens, Wien, 1883, S. 607. Kaufvertrag und Pläne im Archiv f. N.-Ö., K. 106, Fasc. 8, Nr. 16.

⁴ Plan im Arch. v. N.-Ö., Klosterakten Fasc. 2, Nr. 2.

⁵ Der Aloysius- und Josephusaltar, K. T. II—90.

⁶ K. T. II—210. Entwurf im erzbischöflichen Ordinariatsarchiv, Landpfarren 346—9.

⁷ Alexander Hajdecki, a. a. O. 70.

⁸ K. T. I—288, Abb. 185.



Abb. 62. Gasthauszeichen „zur Krone“, im Hintergrund Mauerwerk des Wienertores (S. 104).



Abb. 63. Kapelle beim Fischertor (S. 106).



Abb. 64. Friedhof. Grabkreuz Groß (S. 104).



Abb. 65.
Pfarrhof
(S. 90).



Abb. 66.
Villa Zichy
(S. 108).



Abb. 67. Haus
Hauptpl. 10
(S. 60, 107).

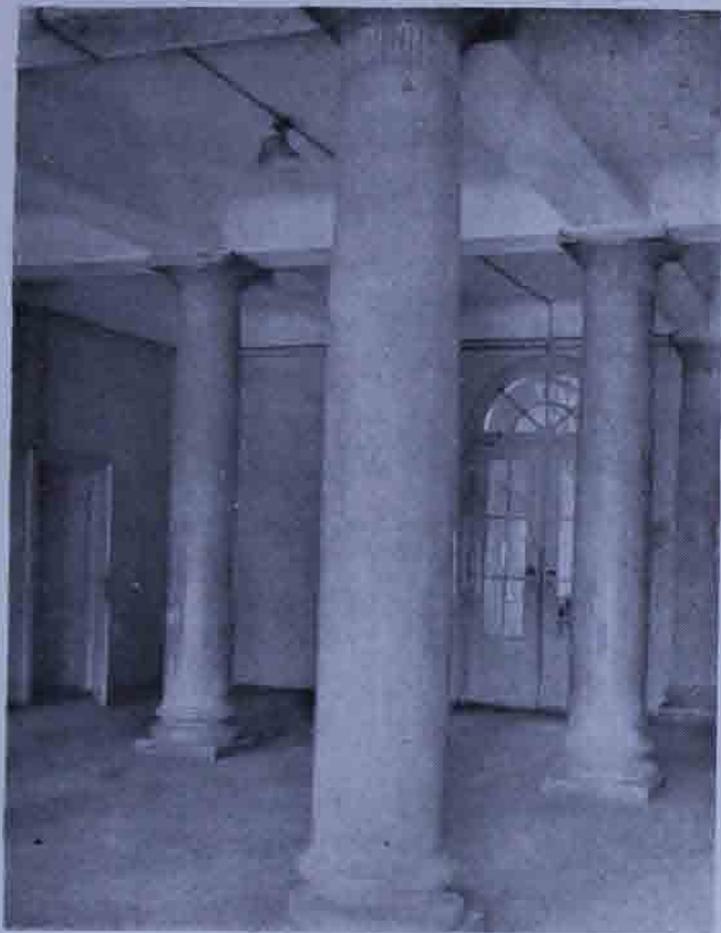


Abb. 68. Villa Zichy, Vestibül (S. 109).



Abb. 69. Rathaussaal nach dem Entwurfe des Architekten Franz Kuhn (S. 112).



Abb. 70. Friedhof, Grabmal Üblein (S. 111).

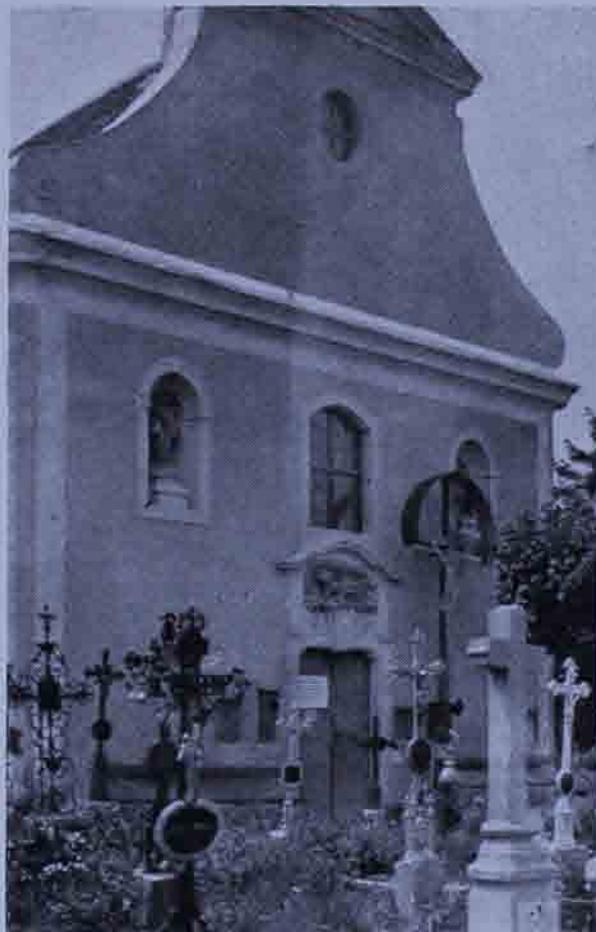


Abb. 71. Friedhof, Rochuskapelle (S. 88).



Abb. 72. Friedhof, Grabmal Oppitz (S. 111).

Stockwerk mit den großen Schallfenstern, flankiert von Pilastern mit reichen Kapitälern und vorspringender Sohlbank, zeigt ebenfalls volle Übereinstimmung mit Hainburg, auch die Uhr mit dem darüber geschwungenen Kranzgesimse hat wieder ihre charakteristische Verbindung mit dem darunter liegenden Schallfenster.

Bei der 1744 erbauten Pfarrkirche von Oberlaa und der 1755 umgebauten Pfarrkirche von Traiskirchen,¹ hatte Gerl die Aufgabe, den Turm in die Kirchenfassade einzugliedern, wozu er die uns schon von Hainburg und Langenlois her bekannten breiten Liseneneinfassungen verwendet. In Oberlaa finden wir wieder den über das Hauptgesims sich flach erhebenden Giebel, in Traiskirchen das bis zu diesem Gesimse hinaufgerückte Mittelfenster, das wir auch bei der Neulerchenfelderkirche beobachten. Darüber das uns schon von Hainburg her so wohlbekannt, mit breiten Bändern eingefasste Halbgewölbe. Als Überleitung von der breiten Kirchenfassade zum schlanken Turm dienen in Oberlaa und Traiskirchen wie in Hainburg Voluten und Vasen. Und schließlich bei beiden Kirchen, rechts und links von Pilastern eingefasst, das große Schallfenster, dessen Keilstein wieder mit der unteren Uhreinfassung die Verbindung herstellt, während oben die Uhr, wie ebenfalls bekannt, vom Kranzgesimse überwölbt wird.

Auch die Kirchturmkuppel ist bei allen diesen Kirchen ganz ähnlich wie in Hainburg aufgebaut. Diese Übereinstimmung zwingt auch dazu, dem k. k. Zimmermeister Johann Omeyer, welcher die Kirchturmkuppel und gemeinsam mit dem Hainburger Zimmermeister Philipp Kyrmayer den Glockenstuhl der Hainburger Kirche baute, nicht als den Schöpfer der Kuppel, wie Maurer meint,² anzusehen. Der Architekt der Kuppel war ebenfalls Matthias Gerl.

Unsere vergleichende Betrachtung beweist aber nicht nur die unzweifelhafte Autorschaft Matthias Gerls an einem der schönsten Kirchtürme Niederösterreichs, wie es der Hainburger ja sicherlich ist. Man könnte auch daraus, wenn es nicht zu sehr ermüden würde, das langsame Fortschreiten in Gerls Schaffen, die stete Verfeinerung der Formgebung erkennen, wie alle ornamentalen Details, Kapitälern, Vasen, Fensterrahmen, die bei den früheren, aus Ziegel erbauten Türmen oft ein wenig ungenau sind, in Hainburg am Steinturme ihren zartesten und schönsten Ausdruck finden.³ Da die Türme von Oberlaa und Traiskirchen an der Westfassade über

¹ I. F. Keiblinger, *Gesch. d. Benediktinerstiftes Melk*, Wien 1869—II—1—414. Kontrakt im Stiftsarchiv zu Melk vom 9. IV. 1753.

² Maurer, S. 480, 481. J. Omeyer arbeitete auch bei der Kommissionierung des Laxenburger Pfarrhofes 20. V. 1760 mit M. Gerl gemeinsam (Archiv f. N.-Ö., K. 21 Fasz. 2 Nr. 2 u. 3). Die Turmkuppel deckte ein Preßburger Kupferschmied ein.

³ Auch die Gesimse, die Oval- und die Hauptfenster und die Kapitälern des leider nicht mehr erhaltenen Korneuburgerturmes waren aus (Eggenburger-)stein. (Starzer a. a. O. 530.) Der Korneuburgerturm, der erst 1756 fertig wurde, ist nicht nur der Entstehungszeit nach, sondern nach alten Abbildungen auch sonst dem Hainburger Turm überaus nahestehend.

dem Kircheneingang sich erheben, so wird man nun auch die auffallende Wahrnehmung verstehen, warum der Hainburger Turm, der doch an der Ostseite steht, jedem, der vom Ungartor kommend, ihn zuerst erblickt, als Eingang zur Kirche anmutet. Dazu trägt der Giebel bei, der in Oberlaa den Eingang krönend, hier in Hainburg eigentlich zwecklos und rein schmuckhaft ist.

Noch einmal, neun Jahre nach dem Hainburger Bau, sollte Gerl zum Bau von Kirchtürmen berufen werden, als er am 22. März 1765 die zweitürmige Fassade der Neulerchenfelder Pfarrkirche entwarf, welche dann Georg Pock nach Gerls Tode baute. Wieder finden wir, diesmal an einer doppeltürmigen Fassade, alle Eigentümlichkeiten seines Schaffens, die breiten Randlinien, die niederen flachgerandeten Zwischengeschosse mit den ovalen Fenstern und darüber Schallfenster, Eckpilaster, Uhrzifferblatt und Kranzgesims genau so wie in Hainburg und bei den anderen Kirchen Gerls. Auch der bekannte dreieckige Flachgiebel liegt hier zwischen den Türmen, wodurch allerdings die den Giebel begleitenden Schmuckvasen durch die seitlichen Türme beeinträchtigt werden. Aber wie flach und nüchtern sieht das alles bei der Neulerchenfelderkirche aus. Mag sein, daß der herannahende Klassizismus die Barockformen so verflachte, oder daß der Baumeister Pock den Gerlschen Formenschatz so arm wiedergab. Am wahrscheinlichsten ist wohl, daß Matthias Gerl selbst, der ja nie zu den Stürmern und Drängern gehörte, bei diesem, zwei Monate vor seinem Tode gezeichneten Entwurfe als alternder Künstler ohne Schwung und Kraft Formen aus seinem früheren Schaffen verwendete, die vor zehn Jahren noch von kräftiger Eigenart waren.

Jedenfalls sehen wir, daß der Hainburger Pfarrkirchturm, heute, da der Korneuburger Turm nicht mehr steht, der einzige in Stein erbaute Turm Gerls, den Höhepunkt in seinem künstlerischen Schaffen bedeutet. Vielleicht regen diese Ausführungen über Matthias Gerl die kunsthistorische Forschung an, dem Schaffen eines sicherlich nicht unbedeutenden deutschen Barockbaumeisters aus Niederösterreich, der auch im Palast- und Hausbau kräftige Töne anzuschlagen wußte, nicht so teilnahmslos gegenüberzustehen wie bisher. Dann wird auch unser Pfarrkirchturm, nach dem Wiener Tor das bedeutendste Wahrzeichen Hainburgs, erst die rechte Würdigung finden.

Die Mariensäule.

Sieben Jahre älter als der Pfarrkirchturm ist die im Jahre 1749 errichtete Immakulata-Säule (Abb. 60 u. 61). Trotzdem spricht sie um vieles deutlicher die treibenden Kräfte und das künstlerische Wollen des Rokoko aus. Das ist auch natürlich, wenn man bedenkt, daß es sich bei dem Kirchturmbau in erster Linie um einen Zweckbau handelt, der noch dazu von einem Spezialisten errichtet wurde, welcher einen in hochbarocker Zeit festgelegten Turmtypus nur wenig weiter entwickelte. Den Bau der Immakulata-Säule könnte

man dagegen geradezu als die freie Verkörperung einer Idee auffassen, als ein durch den Stein verewigtes Preislied auf die Gottesmutter. Denn nur das figurale Programm dieses hohen Liedes konnte die Stifterin der Säule, Elisabeth Oppitz, äußersten Falles vorschreiben, sowie dies der Bauabt Hieronymus Uebelbacher bei dem plastischen Schmucke der Pfarrkirche in Dürnstein tat. Im Aufbau aber und ganz besonders im Dekorativen konnte der Künstler seinem Rokokotraum freiestes Spiel lassen, weshalb die zahllosen, von eigener Schönheit erfüllten Einzelheiten dieses Kunstwerkes auch nur schwer von der grandiosen Gesamtkomposition gebändigt werden.

Die Säule selbst baut sich in klarer Silhouette eines Dreieckes auf, dessen Basis bei der Balustrade ansetzt und, im kühnen Höhenschwunge sich verjüngend, von der Madonnenstatue gekrönt wird. Dasselbe gilt auch von dem Grundriß, in welchem trotz des überquellenden Formenreichtums das Quadrat klar erkennbar ist, und durch die vorspringenden vier Ecken besonders betont wird. Dieser quadratische Querschnitt wird am deutlichsten unter dem Säulenkapitäl erkannt, auf dem die Madonna steht und vor dem die reiche Dekoration sich absichtlich etwas beruhigt und sammelt, um die triumphierende Gipfelfigur zur vollsten Wirkung zu bringen.

Die breiten Flächen des Sockels sind trotz konkaver und konvexer Krümmungen noch verhältnismäßig ruhig. Sie werden aber, als ob den Künstler diese für den Sockel notwendige Ruhe gereut hätte, durch die Umfassungsbalustrade belebt, die trotz ruhiger horizontaler Begrenzung an reicher Gliederung des Grundrisses sich gar nicht genug tun kann. Sie ist auch im Gegensatze zu der mit Inschriften verzierten schlichten Sockelfläche aufs reichste mit zartem Rokokoschmuck umspinnen.

Beim Höhenaufbau betont, wie erwähnt, der Künstler die vorspringenden Ecken des Grundriß-Quadrates, die er in absichtlich schlichter Umrahmung durch Reliefdarstellungen hervorhebt. Diese vorspringenden Seiten des Pyramidenaufbaus beeinflussen am meisten die Wirkung der Silhouette. Hier rollen sich die Eckvoluten, auf denen kleine Putten sitzen, im kühnen Schwunge zu Gesimsvorsprüngen auf, die als Postamente für die großen Statuen gedacht sind. Das verdeutlicht uns wieder den Zusammenhang der späten Barocke mit der Gotik. Entsprechen doch die Putti und die Heiligenstatuen augenfällig den Fialen der gotischen Architektur. Auch diese lösen sich vom Bauern, kühn zur Höhe strebend, los und lassen die Architektur gewissermaßen sich in die Luft verflüchtigen. Man könnte dabei, wie bei den letzten Phasen des gotischen Stiles, auch von einem „Style flamboyant“, einem zün- gelnden Stil der Spätbarocke sprechen.

Doch nicht nur der architektonische Aufbau, sondern auch der figurale Schmuck beweist, daß ein großer Meister das Denkmal schuf. Beobachten wir die feine Gliederung und reizvolle Umrißlinie der unbefleckt Empfangenen, die rokokomäßige Grazie, mit

welcher sie mit zierlichen Fingern nach Anhörung des verkündenden Engelswortes demütig auf die Brust deutet, das barocke Aufrauschen ihres Gewandes, dessen Schwung aber sich schon nach Art des Rokokos in kleine, man möchte fast sagen, gotisch-knitterige Falten auflöst. Nur die geschickte Mantelführung ermöglicht es überhaupt, daß die Figur auf der zierlichen Säule nicht plump wirkt und doch zur Geltung kommt und daß auch die für Fernwirkung gefährliche Klippe des Stehens auf schlangenumwundener Erdkugel glücklich überwunden wird.

Von ähnlicher Meisterschaft sind auch die vier überlebensgroßen Heiligenstatuen, die nicht nur im Rahmen der Säulenarchitektur, sondern auch als Einzelkunstwerke bedeutend sind. Sie stellen die Mutter Anna und Johannes mit Rücksicht auf die Bedeutung derselben im Marienleben, sowie Florian und Leopold, also gewissermaßen die Landespatrone, die Maria huldigen, dar.

Die vier großen Reliefs am mittleren Aufbau zeigen Szenen aus dem Marienleben: Mariä Vermählung, Heimsuchung, Verkündigung und Himmelfahrt, während die vier Putti¹ auf den Voluten Sinnbilder aus der lauretanischen Lintanei tragen, und zwar den Turm Davids, das goldene Haus, die Pforte des Himmels und den Morgenstern. Die kleinen Reliefs am unteren Sockel symbolisieren die Arche des Bundes, die geistliche Rose, den Spiegel der Gerechtigkeit und das Heil der Kranken.

Dem reichen Programm figürlicher Darstellungen stellt sich die dekorative Gestaltung fast als gleichberechtigter Faktor an die Seite. Denn gerade im Dekorativen konnte ja das Rokoko am deutlichsten ausdrücken, was es erstrebte, so z. B. wie der wuchtige barocke Aufbau durch die Rokokodekoration zarter wird, oder wie die Eckvoluten, die in der Barockzeit in einheitlichem Schwunge nach oben strebten, unter dem Einflusse des Rokoko durch die zarten rocaillienartigen Ornamente, ja durch direkte Unterteilung in der Mitte zu zwei nur lose zusammenhängenden, untektionischen, rein dekorativen Gebilden werden.

Ja nicht einmal die pyramidenartige Säule verjüngt sich in ununterbrochener Folge nach oben. Sie ruht auf einem eingezogenen Postament, über dem sie mit einer mehr dekorativ als struktiv empfundenen Volute aufsitzt, und wird in elegantem Aufwärtssteigen in der Mitte von einer volutenartigen, berückend fein umsponnenen Verdickung des Schaftes begleitet, die den oberen Teil der Säule noch schlanker erscheinen läßt. Und darüber ein Kapital, das gewissermaßen einen Auszug von dem bringt, was die Säule an spielerischer Leichtigkeit und an Phantasie reichum zur Schau stellt. Wie an einer Mustersammlung von Kurven und Muschelornamentik, von Gitterwerk und vegetabilischen Gebilden läßt sich die Zartheit der Rokokoornamente studieren.

Auch die Art, wie die großen Reliefs des Mittelbaues nicht

¹ Die kleineren Plastiken der Säule wurden bisher noch nirgends erwähnt, weshalb sie hier auch inhaltlich angeführt seien.

durch scharf gegliederte Rahmen von der Architektur getrennt sind, wie dieser Rahmen durch überquellende Ziermotive in den Sockel hineinwächst, kennzeichnet den vom Wichtigen ins Elegante übergehenden Stil. Ein klassisches Beispiel aber, wie unser Meister durchlaufende Horizontalgesimse verschleiert, um durch feines Zierwerk die aufstrebende Höhenentwicklung zu betonen, ist das von zwei Voluten eingefasste Muschelgebilde über den Reliefs. Diese zierlichen Rokokobildungen wachsen mit den oberen Reliefrahmen zusammen und bilden gleichzeitig das Postament der Flammenvasen, die wieder zur Dekoration des Säulenfußes darüber überleiten. All diese zarten Übergänge sind von einer Feinheit, die man nur erfühlen, aber nicht beschreiben kann.

Den Zugang zur Säule vermittelte eine Gittertüre, welche durch die Steinbalustrade führt und auf älteren Abbildungen noch zu sehen ist (Abb. 61).¹ Sie ist ein Meisterwerk spätbarocker Schmiedearbeit und hat, wie das Speisegitter der Kirche, eine feste rechteckige Rahmung, die aber ähnlich der Balustrade, deren Fortsetzung ja gewissermaßen das Gitterwerk bildet, mit reicher Rokokoornamentik gefüllt ist, wie wir eine derartige Flächenverteilung an den Seitenteilen eines Gitters der Domkirche in Graz oder an einem näherliegenden Beispiele in der ehemaligen Stiftskirche in Dürnstein sehen.² Über dem geraden Rahmenwerk spitzte sich einst das Gitter im Dreieck nach oben zu, worauf auch die Voluten der Brüstung weisen. Leider ist dieser Teil des Gitters nicht mehr auffindbar. Auch die zierliche, aus einer Rokokokartusche hervorrangende, mit Strahlen besetzte Laterne ist eine reizvolle Eisenarbeit.

In seltener Harmonie offenbart die Immakulatasäule in dem Gesamtaufbau und im kleinsten Teile mit hinreißendem Schwunge eine Vollendung, welche dieses Hainburger Kunstwerk wohl zur schönsten Rokokosäule Niederösterreichs erhebt.

Wir wissen von der Statue nur den Namen der Stifterin, der Stadtrichterswitwe Elisabeth Oppitz, welche 1749 die Säule errichten ließ und in einem Stiftsbrief für Instandhaltung und Beleuchtung sorgte, ferner, daß nach einem lateinischen Chronogramm der letzte der Familie Oppitz, Karl Josef Oppitz testamentarisch durch den Bildhauer Jakob Högler die Statue 1826 restaurieren ließ.³ Wir wissen von einer weiteren Restaurierung im Jahre 1868, wir kennen aber nicht den Künstler, der dieses ganz auf der Höhe der Zeit von 1750 stehende Kunstwerk schuf. Wir können ihn daher nur in einer Metropole der Kunst, am naheliegendsten wäre an Wien zu denken, suchen. Was die figurale Plastik des Denkmals anlangt, die, nebenbei bemerkt, auch mit der Madonnenfigur

¹ Heute in Verwahrung des Wirtschaftsbesitzers Gradinger. Es ist beabsichtigt, das Gitter wieder zur Aufstellung zu bringen.

² Otto Höver in Wasmuths Werkkunstbücherei, Berlin 1927, Bd. III.

³ Maurer 221; die Säule ist auch jetzt sehr restaurierungsbedürftig. Doch ist erfreulicherweise eine Wiederherstellung von der Stadtgemeinde Hainburg bereits in Angriff genommen.

der Kirchenfassade verwandt ist, so denke ich mit aller gebotenen Reserve an die Richtung des Josef Winterhalder, dessen Hauptwerke zwar in der Tschechoslowakei liegen,¹ der aber wohl auch in Niederösterreich (Kattau)² und Wien wirkte, wo er starb. Was mich bei den Hainburger Heiligen an Winterhalder denken läßt, ist die Art, wie er die große barocke Geste, die an Permoser anklingt,³ ins Rokoko-Gefühlsmäßige, die pathetisch kräftige Körperbewegung in eine zierlich-feinnervige, lässig bewegte Haltung übersetzt, die absichtlich festes Stehen und starkbetonte Achsendrehung vermeidet. Die Immakulata an der Dreifaltigkeitssäule in Namiest und die Norbertstatue im Klosterhofe der Heiligenbergkirche in Mähren können daraufhin ganz wohl mit den Statuen der Immakulata und Anna am Hainburger Denkmal verglichen werden. Auch die trotz reicher Fältelung flächige, geradezu schmissige Art der Gewandbehandlung, beispielsweise des Johannes der Hainburger Säule hat mit derjenigen der Heiligen in Kattau und dem Andreas der Schloßbrücke in Namiest gewisse Beziehungen. Schließlich muß auch die Art der Verwendung und die recht charakteristische Körperlichkeit der Putti in Hainburg, in Heiligenberg und in Kattau als überaus ähnlich bezeichnet werden.

Aber wenn wir auch die Figuren der Hainburger Säule in die Nähe Winterhalders rücken, so bleibt der reiche Schmuck des Denkmals, den wir wohl einer anderen Hand zuschreiben müssen, noch immer ungeklärt. Mir ist kein österreichisches Denkmal mit einer derartigen in Stein ausgeführten ornamentalen Phantastik bekannt, die man unwillkürlich mit den graziösen Stukkos Tiroler Rokokokirchen vergleicht. In Hainburg liegt aber der Fall komplizierter, da diese nervösefeine Dekoration nicht wie ein dem Denkmal nur äußerlich aufgesetzter Schmuck wirkt. Denn der Gesamtbau der Säule ist derartig rokokomäßig empfunden, daß das Dekorative mit ihm zur poesievollen Einheit verschmilzt. Sollte es einmal glücken, den Schöpfer des Hainburger Denkmals so einwandfrei festzustellen, wie dies bei dem Baumeister der Kirche gelang, so wäre die Erforschung der österreichischen Barockplastik um ein gutes Stück vorwärtsgebracht; denn die Bedeutung der Hainburger Säule für die Spätbarocke Österreichs steht wohl schon jetzt außer Zweifel.

Profanbauten des Rokoko.

Im Zeitalter Maria Theresias hat Hainburg noch ein prächtiges Schloß erstehen sehen. Als die Herrschaft Hainburg 1757 an den

¹ Biographisches und Abbildungen bei Hans Tietze, Die Brückenfiguren von Namiest, M. Z. 3. F. IX—1910—127; E. Tietze-Conrat, Oest. Barockplastik, Wien 1920; Konstantin Wurzbach, Biographisches Lexikon, Bd. 57, S. 84, ferner Prokop a. a. O. IV—1240; Adolf Feulner, Skulptur und Malerei des XVIII. Jhdts. Berlin, Athenaeon 1929, S. 9.

² Der Hochaltar der Kattauer Schloßkapelle wird von Tietze dem Josef Winterhalder zugeschrieben. K. T. V, Horn, S. 88.

³ Es wird auch vermutet, daß I. Winterhalder, der seine erste Ausbildung in Olmütz genöß, auch bei Permoser in Dresden lernte.

Grafen Gabriel Bethlen übergang, baute dieser auf dem Territorium des Burgberges, wie ich vermute, an Stelle des von Rottwitz errichteten Renaissancebaues, das neue Schloß. Es wurde 1767 von Graf Philipp Batthyany vollendet und seine Kapelle 1762 geweiht. Im August 1809 hatte sich Napoleon I. mit seinen Generälen in diesem Schlosse aufgehalten. Es ist schade, daß es nicht mehr in ursprünglicher Gestalt auf uns kam, sondern nach wechselnden Schicksalen 1852 vom Staate gekauft und zu einem Kadetteninstitut umgebaut wurde.

Steht man auch heute dem Spiel mit alten Stilformen, wie es die Romantik liebte, schon objektiver und mit anerkennender Gerechtigkeit gegenüber, so bedauern wir doch, daß man damals das Schloß und die Kapelle in mißverstandener Nachahmung englischer Gotik umgestaltete.

Das neue Schloß, auf einem Plateau des Burgberges oberhalb der Stadt gelegen und sie beherrschend, zählte einst, wie aus alten Abbildungen, so z. B. auf dem Stich von J. Alt von 1815 (Abb. 59) zu sehen¹ ist, mit seinen 22 Fensterachsen zu den schönsten Schlössern niederösterreichischer Spätbarocke. Ein mäßig vorspringender Risalit, der oben von einem mächtigen wappengeschmückten Giebel gekrönt wurde, betonte die Mitte. Der Giebel wurde von Karyatiden getragen, die auf einer farbigen Zeichnung im Landesarchiv² schön zu sehen sind. Ein großer, auf vier Doppelsäulen ruhender Balkon war dem Mittelbau vorgelegt. Dahinter lag, nach dem überhöhten Dach zu schließen, der große Festsaal im ersten Stockwerke. Die vier hohen Mittelfenster und die Ovalfenster darüber lassen vermuten, daß dieser große Saal durch zwei Stockwerke reichte. Unter ihm führte ein Eingang unter den Balkon wohl in ein prächtiges Vestibül.

In horizontaler Richtung wurde die Mitte des prächtigen Baues durch mächtige Fenster mit abwechselnd runden und dreieckigen Giebeln hervorgehoben, während das Erdgeschoß als Sockel behandelt und das oberste Geschoß durch kleine Fenster dem Hauptgeschosse untergeordnet wurde. Trotz dieser noch durchaus barocken Anordnung verrieten die flachen Lisenen, die zarte Behandlung der Fenstersockel und andere Details schon die Zeit des Rokoko.

Heute ist von dieser Herrlichkeit nichts mehr zu sehen. Von der ehemaligen Schloßkapelle, dem Theater, drei Sälen, 47 Zimmern und drei Bassins, die Schweikhardt 1831 und Schmidl 1835 noch sahen,³ ist wenig mehr zu entdecken. Die heutige große neugotische Kapelle ist samt der Hauptstiege und dem Festsaaale ein Produkt der erwähnten Gotisierung von 1852 und kann nur mehr als Denkmal der Romantik gewertet werden. Nur eine Neben-

¹ L. Arch. C—VIII—85.

² C.—XXXV—693.

³ Schweikhardt V. u. W. W. 2—151 und Schmidl, Wiens Umgebungen 1835, II 427.

terrasse des Schlosses mit barocker Einwölbung läßt die Schönheit des alten Baues ahnen. Im Garten befindet sich noch eine barocke Freitreppe und einige Steine aus dieser Zeit, so ein quadratischer Pfeiler mit der Jahreszahl 1774 und einem Pinienzapfen darüber. Hinter ihm eine kleine steinerne Inschrifttafel. Sie dürfte sich aber nicht auf das neue Schloß, sondern auf die Kapelle des Bergschlosses beziehen, für die nach dieser Inschrift Johann v. Löwenburg, der bekanntlich die alte Burgkapelle wieder herstellte, sorgte und die Philipp Graf Batthyany 1788 renovierte.

Von anderen profanen Bauten sei das große Haus Wienerstraße 2 (Adolf Eder) genannt. Rokokoornamentik bestimmt hier die spätbarocke Entstehungszeit. Der Aufbau der Fassade aber ist noch durchaus hochbarock. Das erste Stockwerk wird durch große, weit über das Maß von Renaissancefenstern hinausgehende Fenster betont, mit einem Keilstein in den Fensterstürzen und stark schattenden, kräftigen Giebeln. Das Erdgeschoß ist durch Nuten wieder sockelartig behandelt (Abb. 6, rechts). Daß die Renaissancefenster einiger Hainburger Häuser später mit Rokokoornamentik geschmückt wurden, war bereits (Seite 60) zu lesen.

Arbeiten aus Schmiedeeisen.

Neben den Schmiedeeisenarbeiten an der Immakulatasäule und des Speisegitters kann auch ein anderes, vielleicht etwas jüngeres Werk sich wohl sehen lassen, das Gasthauszeichen „Zur Krone“ in der Nähe des Wiener Tores (Abb. 62).

Die Krone, von kapriziösen Ranken und Blattwerk umfungen, hängt an einem Wandarm, dessen spielerisches Rokokorankenwerk in seinen einzelnen Teilen zu verfolgen von höchstem Reiz ist. Gewannen doch die damaligen österreichischen Schmiedeeisenarbeiten, die erfreulicherweise noch zahlreich zu finden sind, Schönheiten dem Materiale ab, die wir heute staunend bewundern.

Reicher und prunkvoller, wenn auch in der Gesamtwirkung nicht so zierlich wie das Gasthauszeichen ist das Rokokograbkreuz Ferdinand Groß auf dem Hainburger Friedhof (Abb. 64). Über einer reichlich geflammten und gezackten Inschrifttafel erhebt sich das relativ schlichte Kreuz mit der Christusfigur und vergoldeten Strahlen. Um Kreuz und Tafel aber spielt in berückender Eleganz blühender Rokokoschmuck, alle Konturen in letzte Feinheiten zerfasern. Der Abschluß nach oben in der für das Rokoko charakteristischen Asymmetrie läßt den „ornamentalen Rausch der Rocaille-Phantasie“ nachfühlen (Höfer).

Hervorgehoben seien die naturalistischen Blumenbildungen sowie Körper und Kopf des Gekreuzigten, der den großen Schmerzausdruck barocker Kreuzfixe in eine dem Rokoko mehr zusagende leise Wehmut mildert.

Erfreulicherweise ist zu diesem Grabkreuze, der schönsten Hainburger Schmiedeeisenarbeit des Rokoko, die Vorstufe ebenfalls auf dem Friedhofe in dem Grabkreuze Johann Wanderers erhalten.

Eine Schmiedeeisenarbeit mit dem noch kräftigeren Gitterwerk des Barocks, steht sie stilistisch dem Speisegitter der Pfarrkirche nahe.

Zwei einfachere schmiedeeiserne Grabkreuze, obwohl ziemlich spät nach dem Groß-Kreuz entstanden, haben noch Reminiszenzen an die nervös bewegte Linienführung des Rokoko, das Gebr. Leyerkreuz von 1805 und das Kreuz Helene Presensky.¹ Diese beiden Kreuze tragen an den Kreuzungsstellen die besonders in den Alpengegenden häufig anzutreffenden verschließbaren Eisenkästchen, durch welche die Grabinschrift, oft auch eine bildliche Darstellung, vom Wetter geschützt wird.

Treffend sagt Dreger von diesen Rokoko-Eisenarbeiten, daß man es ihnen förmlich nachfühle, wie die Formen glühend unter dem Hammer sich dehnen und biegen, und einmal erstarrt, das Leben des Augenblickes für die Ewigkeit bewahren.

Die Kunst des Klassizismus.

Mit dem Rokoko hatte die Barocke den höchsten Aufstieg, die letzte Verfeinerung erreicht. Ein Weiterschreiten auf diesen Wegen schien unmöglich. Da besann man sich wieder an die unwandelbaren Vorbilder der Antike, die ja überhaupt seit ihrem Entstehen nie ihren Einfluß auf die abendländische Kunstentwicklung ganz verloren hatte. Doch war es jetzt nicht mehr jenes kraftvolle naive Ringen um die antike Formenwelt, wie in den Zeiten der Frührenaissance in Italien. Der Klassizismus ist das Produkt fortschreitender wissenschaftlicher Erkenntnis zuerst der römischen Antike, die gerade um die Jahrhundertmitte durch die Ausgrabungen in Pompeji, durch Archäologen wie Winckelmann und das graphische Werk Piranesis neue Impulse erhalten hatte, und später der griechischen Antike durch die Werke der schottischen Brüder Adam und David Le Roy.

In Niederösterreich wie überhaupt in Süddeutschland hatte man ziemlich lange dem Rokoko letzte Schönheiten abzurufen versucht und erst am Ende des Jahrhunderts wandte man sich zögernd und ein wenig ernüchtert der neu entdeckten Welt der Antike zu. Wegbereiter war dabei weniger Rom und Italien als Frankreich, das ja die zweite Heimat des Klassizismus während des ersten Kaiserreiches unter Napoleon I. (Empire) geworden war. Vermissen wir auch die klare Folgerichtigkeit des berlinischen Klassizismus, so entschädigt dafür die anmutige, den Barock selten ganz verleugnende Art des österreichischen Klassizismus, die bis zu den letzten Ausläufern im Biedermeier durch eine gewisse Liebenswürdigkeit erfreut.

In Hainburg suchen wir vergeblich einen solchen Reichtum an

¹ Die besprochenen Schmiedeeisenkreuze liegen wie folgt: Groß im Felde a, Reihe links, Grab 33; Wanderer Feld m, Reihe 8, Grab 5; Leyer Feld C, Reihe 3, Grab 6; Presensky Feld F, Reihe 2, Grab 3.

Denkmälern, wie ihn beispielsweise die Kurstadt Baden besitzt, deren Stadtbild heute noch der späte Klassizismus vollkommen beherrscht. Trotzdem sind in Hainburg eine Reihe klassizistischer Bauten auf uns gekommen, die uns ein durchaus treffendes Bild jener Stilrichtung geben.

Kapelle beim Fischertor.

Ein sehr erfreuliches Beispiel für den Übergang des Rokoko zum Klassizismus gibt die Kapelle ab, welche außerhalb des Fischertores liegt und malerisch von der Stadtmauer beschattet wird (Abb. 63). Sie wurde am 12. Juli 1780 von dem Rotgerbermeister Michael Neumann,¹ vielleicht, wie Maurer meint, in Erinnerung an das von den Türken am 12. Juli 1683 beim Fischertore angerichtete Blutbad errichtet.

Das sonst recht bescheidene Denkmal ähnelt der barocken Johanneskapelle vor dem Wienertore (Abb. 49). Doch predigen die absichtlich flach gehaltenen Pilaster mit den bewußt einfachen Kapitälern und dem klassizistisch ornamentierten Kämpfer darüber bereits die neuerwachte Freude an der Antike und die Abkehr vom Rokoko, das aber in den geschwungenen und gebrochenen Linien des Giebels noch seine Existenz zu verteidigen sucht. Die Kreuzesbuchstaben I. N. R. I., gewissermaßen als Fortsetzung der im Innern der Kapelle befindlichen Kreuzesdarstellung gedacht, liegen dagegen in einem beängstigend nüchternen Kreise, der nichts mehr von der Grazie des Rokoko ahnen läßt, inmitten des Giebels. Die flache Kehlung im Gesimse, dieselbe wie beim gleichzeitigen Schlosse Luberegg oder dem Hause, Persenbeug 19, charakterisiert treffend die Zeit um 1780.

Fortgeschrittener als der Kapellenaufbau ist das zierliche Schmiedeeisengitter, hervorragend klar in den Formen des beginnenden Klassizismus, des Stils Louis XVI., der damals dem ganzen österreichischen Kunstschaffen seinen Stempel aufdrückte. Ähnlich wie bei den um vier Jahre älteren Gitterarbeiten auf Schloß Luberegg streng rechtwinklige Unterteilungen. In einem Doppelrahmen von Stäben oben und unten die für diese Zeit charakteristischen Blätter- und Blumengehänge, in den vier Ecken die Ziffern der Jahreszahl 1780. Das Innere dieses Rahmens bilden zwei Rosetten mit kreuzförmig angeordneten Blättern und vier Voluten, die sich in strenger Stilisierung dem Rechtecke des Rahmens anpassen, zum Unterschiede von dem berühmten, ungefähr gleichzeitigen Balkongitter am Palais der ungarischen Gesandtschaft in Wien, bei den in Erinnerung an die Barocke die Mittelfüllungen den Rahmen zu sprengen drohen. Beim Hainburger Gitter dagegen sind die einzige barocke Reminiszenz die Anfangsbuchstaben M. N. des Stifternamens, die von reizenden Guirlanden

¹ Das Datum steht auf keilsteinförmiger Umrahmung über dem Tor „Aedificatum 12. Julii 1780“. Die Kapelle wurde im Jahre 1929 restauriert.

begleitet, den Rahmen überschneiden und sich über die strenge Rechteckform des Gitters erheben. Darin gleichen sie dem heute nicht mehr vorhandenen Abschluß des Gittertores der Mariensäule.

Das Gitter unserer Kapelle verdient trotz seines bescheidenen Umfangs eine erhöhte Beachtung. Es geht dermaßen mit der Zeit des Frühklassizismus, daß man annehmen muß, daß es entweder nicht in Hainburg entstand oder zumindest ein französisches Vorlagewerk (Ornamentstich) den Entwurf lieferte. Und dann wirken Gitterwerke dieser Zeit wie ein letztes Aufleuchten einer sterbenden Schmiedeeisenkunst, deren Blüte in die Barockzeit fällt und die im Empire nebst anderen Zweigen hochstehenden Kunstgewerbes fast ganz verschwindet.

Klassizistische Profanbauten.

Mit welchen einfachen Mitteln der Klassizismus in seiner späteren Entfaltung oft arbeitete, sieht man bei dem Hause Hauptplatz 10, dessen Gesamtwirkung durch Geschäftsportale allerdings beeinträchtigt wird (Abb. 67 u. 61). Das Haus war, wie besprochen, ein einstöckiges Renaissancehaus, das im Jahre 1824 von dem Hainburger Baumeister Konrad Zottmann wohl zur eigenen Benützung umgebaut wurde. Es wurde um ein Stockwerk erhöht und vielleicht auch verbreitert.

Das alte Hauptgesims über dem ersten Stockwerke wird zu einem breiten Band umgewandelt, wie man überhaupt die Stockwerke gerne durch solche Bänder damals klar trennte und die klassische ruhige Breitenentwicklung bevorzugte. Die drei mittleren Fensterachsen werden durch gefurchte Pilaster und kräftigere Fensterrahmung ausgezeichnet. Halbrundnischen mit den um 1820 üblichen allegorischen Figuren bildeten sonst wie beispielsweise an dem Palais Palfy in Wien (Wallnerstraße) den Abschluß von Tor und Fenstern des Erdgeschosses. Da in Hainburg aber zwischen den Fenstern und dem alten Renaissancegesimse nicht genügend Platz gewesen wäre, setzte man diese Halbrundblenden unbedenklich über das Gesimse unter die Fenster des ersten Stockwerkes. Diese Lünetten füllen Stuckreliefs, die man damals sicherlich als Fertigware bezog und die in anspruchslos-einfacher Form ein Stück bedeutender Symbolik in den Alltag flechten (Tietze). Es sind weibliche und männliche Genien liegend, sitzend und schwebend mit Attributen von Kunst, Wissenschaft, Gewerbe und Ähnlichem. Am hübschesten ist das Relief im Halbrund über dem Portal, in welchem sich drei Putti um die Hausinschrift bemühen. Das Portal selbst — man beachte wieder die schöne Holztüre — übersetzt Formen des Barocks ins späte Empire.

Auch andere Hainburger Häuser wurden in der Stilperiode Franz II. bloß verändert, wie bei den Renaissancebauten bereits erörtert wurde. Auf das Haus Wienerstraße 11 (Pohl, Abb. 37) sei besonders verwiesen. Dort wird das Renaissanceportal und das darüber liegende Fenster durch einen Architrav (man beachte

das mäanderartige Band in demselben) und Pilaster in „antiker“ Art zusammengefaßt.

Ein liebenswürdiger kleiner Bau dieser Zeit ist auch das Haus Menden, Probusgasse 3, wohl ein Umbau eines Renaissancehauses. Durch ein hübsches, noch ein wenig barockes Portal von 1785 betreten wir den Garten. Der uns aus der Renaissance bekannte Typus der Freitreppe wird hier im Empirestil abgewandelt. Die Säulen dieser Treppenanlagen und drei hohe Arkadenbögen links von der Treppe leiten zu Motiven der Zichyvilla über. Ein, man könnte fast sagen, monumental wirkendes Haus dieser Art ist der Gasthof „Zum weißen Lamm“ (Ungarstraße 17), einst dem k. k. Postmeister Karl Oppitz gehörig. Die Mitte des langgestreckten Baues hebt ein von breitem Giebel überdachter Risalit hervor, der auf vier, nach Palladianischer Weise durchlaufenden Pilastern ruht¹ (Abb. 8).

Diesen Mittelrisalit mit Giebel finden wir auch an dem sehr geschlossen wirkenden, wenn auch kleinem, in neuester Zeit stark restaurierten Bau Klosterplatz 5 (Haus Fiedler). Man beachte das geradlinig geschlossene Portal zwischen einfachen Pilastern. Die schöngegliederte Holztüre aus derselben Zeit. Das Erdgeschoß, wie im Klassizismus üblich, genutet (Abb. 7).

Der furchtbare Brand von 1827, der 153 Häuser einäscherte und der in Inschriften, so z. B. im Hause Helletsgruber, Hauptplatz 2, verewigt wurde, mag Anlaß sein, daß wir heute eine größere Zahl von Häusern des späten Klassizismus in Hainburg antreffen. Damals wurde auch das Haus Landstraße 7 (Rezcucha), dessen klassizistische Hofarkatur bereits vermerkt wurde, neu erbaut. Die Mitte wieder durch vier durch Erdgeschoß und erstes Stockwerk laufende Pilaster unterstrichen.

In bescheidener Art werden kanellierte Pilaster bei mehreren Häusern, so z. B. beim Hause Ott, Kirchengasse 5, und in aller-einfachster Weise am Hause Landstraße 9 (Gräfin Zay) verwendet.

In klassizistischer Zeit wurde auch die schlichte Fassade des Rathauses durch eine auf vier Säulen ruhende, rechts vom Eingang angebaute Altane bereichert.

Villa Zichy.

Was der späte Klassizismus wollte, demonstriert aber am besten die hervorragend klar aufgebaute Biedermeiervilla Zichy vor dem Wiener Tor, heute der Tabakfabrik gehörig (Abb. 66).² Einem einstöckigen Hauptgebäude, das im Stile dieser Zeit zu kubischer Form geballt ist, sind beiderseits in strenger Symmetrie

¹ An der Ostfront des Erdgeschosses Fenster mit Eisengittern dieser Zeit.

² Die Villa wurde nach einer Mitteilung, die ich Herrn Generaldirektor Franz Waniek, einem Urenkel Konrad Zottmanns verdanke, von letzterem für den Nadelfabrikanten Moriz W. Schloß (vgl. Maurer 491) vielleicht nach Entwürfen des Architekten Andreas (?) Frh. von Fellner, der die Pálffy-mühle in Deutsch-Altenburg umgestaltet hatte, erbaut.

Flügelbauten mit je drei gekuppelten, hohen, tief herabgehenden Rundbogenfenstern angegliedert, hinter welchen einst Säle mit prächtigem Durchblick auf den Garten lagen. Die glatten Parapetten der Fenster des ersten Stockwerkes im Hauptgebäude zogen sich als ruhige Attika über diese Anbauten. Links wurde leider dieser antikisierende Abschluß durch ein Eisengitter ersetzt.

Dem dreifenstrigen giebelgekrönten Mittelrisalit des Hauptgebäudes ist über breite Stufenterrasse eine auf Säulen ruhende Altane mit schöner Eisenbalustrade vorgelegt. Letztere ist gleichzeitig ein Musterbeispiel für Eisenarbeiten des sterbenden Klassizismus um 1830. Den vier Säulen entsprechen rückwärts vier hohe Rundtüren zwischen Pilastern, und in feinem Architekturgefühl die Ornamentik der darüber liegenden Eisenbalustrade. Auch das Parkgitter gliedern Pilasterimitationen in Eisenwerk.

Genutete Lisenen begrenzen das Hauptgebäude und lassen den Mittelrisalit hervortreten, wobei es aber dem Klassizismus mehr um strenge Symmetrie als Hervorhebung der Mitte zu tun war. Man beachte in dieser Beziehung auch die fein abgewogenen Abstände der einzelnen Fenster, wie überhaupt der Klassizismus die ruhige Schönheit der Wand zur Geltung kommen ließ, was auch neueste Baukunst wieder anstrebt.

Im Innern des heute in Mietwohnungen unterteilten Hauses ist das im Gegensatze zu bewegten barocken Hallen, klassisch ruhige Vestibül bemerkenswert (Abb. 68). Über vier Mittelsäulen mit attischen Basen und ägyptisierenden Kapitälern, denen acht Wandpilaster entsprechen, liegt ein starkes, einfach gehaltenes Gebälk und teilt die Decke in neun quadratische Felder. Dieser Raum, durch welchen der Weg ins Stiegenhaus führt, wirkt noch heute überaus vornehm. Die Stiege trägt ein einfaches Eisengeländer. Seine Stäbe schließen mit ägyptisierenden Palmen-Kapitälern ab.¹

Der an die Art des Josef Kornhäusel erinnernde, repräsentative Bau eint die weichen Formen des Wienerischen Biedermeiers mit dem klassisch strengen Aufbau des Empire und läßt mehr als es gelehrte Abhandlungen vermögen, einen Blick tun in die künstlerischen Absichten des Klassizismus.

Ehemaliges Schloß Traun.

Noch vornehmer repräsentierte sich einst der Empirebau des Traun'schen Schlosses, das östlich der Stadt lag. Es war ein überaus würdiger Bau mit hufeisenförmigem Grundriß, wie es noch auf der Schweickhard'schen Perspektivkarte zu sehen ist.² Im Jahre 1852 wurde das Schloßchen vom Staate um 5000 Gulden angekauft und zu einem Erziehungsinstitut für Unteroffiziere umgebaut.³ Damals setzte man ein Stockwerk auf und legte dem auf der Westseite offenen Hof, der an den französischen „cour d'hon-

¹ Diese ägyptischen Formen wurden in Europa nach der ägyptischen Expedition Napoleons von 1799 populär.

² Schweickhardt, Perspektivkarte, XXXVIII. Sektion.

³ Maurer. S. 251 und 548.

neur“ oder besser an den von Kornhäusel 1820—22 erbauten Sauerhof in Baden erinnerte, einen großen Bau vor, der heute die Hauptfassade abgibt. Dadurch wurde der ursprüngliche feine Charakter des Bauwerkes vernichtet. An der Ostseite der ehemaligen Hauptfront, die heute die Rückseite bildet, mit Hinweglassung des Zugebauten, können wir uns noch die alte Fassade rekonstruieren. Ein halboffener Porticus mit zwei an dorische Art erinnernden Säulen, flankiert von zwei Pilastern, darüber ein schöner Architrav bildet den Eingang. Rechts und links von diesem Porticus zwei große Halbkreisnischen, einmal für neuklassische Statuen bestimmt; in der Mitte ein hohes Tor, nach Art eines ägyptischen Pylon. Durch dieses betrat man eine heute teilweise zu Wohnungen verbaute Halle, von vier Mittelsäulen und entsprechenden Wandpilastern getragen, die der in der Zichy-Villa ähnelt. Hinter der Halle ein Quergang, in den rechts und links im Sinne der vom Empire geforderten Symmetrie je eine Treppenanlage mündet. Das Gelände wieder aus schlanken Eisenstäben, die ähnlich wie bei der Zichy-Villa ägyptische Säulen imitieren. Am Außenbau erinnern das durch Nuten als Sockel behandelte Erdgeschoß und die Fensterbildungen im ersten Stockwerke noch an die Entstehungszeit nach 1820. Trotz dieser vom ersten Bau erhaltenen Reste ist das Schloß, das einst der bedeutendste Bau der Kaiser-Franz-Zeit in Hainburg war, in seiner heutigen verbauten Form nur ein schwacher Abglanz der Kunst vom ersten Drittel des 19. Jahrhunderts.

Klassizistische Industriebauten.

Zwischen 1821 und 1840 wurden auch Gebäude des aufgelassenen Franziskanerklosters zu einem großen Blättermagazin der Tabaktrafik umgebaut. Während der ungefähr gleichzeitig beim Wienertor durch den uns bekannten Baumeister Konrad Zottmann errichtete Magazinsbau architektonisch recht unbedeutend ist, ist der Umbau des Blättermagazines auf dem Klosterplatze sowohl in der Fassade, als auch in der Anlage seines großen Hofes ein recht feines Beispiel, wie gut der späte Klassizismus es verstand, einem reinen Zweckbau ohne Vergewaltigung seiner Bestimmung den Stempel zeitgemäßer Schönheit aufzudrücken. Erst die allerjüngste Zeit bringt nach Jahrzehnten trostloser Versuche es zustande, aus rein konstruktiven Formen, die den Industriebauten eigentümliche technische Schönheit wieder rein erstrahlen zu lassen.

Das aufblühende Industriezeitalter bereicherte wenig später die Stadt mit noch einem Bau des Vormärz, als 1842 von den Brüdern Joseph und Theodor Neuss aus Aachen eine Nadelfabrik in Hainburg errichtet wurde. Das Gebäude (Landstraße 4), heute nach der alten Hausnummer das 300. Haus genannt, ging 1858 an die Tabakfabrik über und dient als Arbeiterwohnhaus. Obgleich in den letzten Tagen des scheidenden Klassizismus erbaut, erfreut es mit seinem dreistöckigen giebelgekrönten Mittelrisalit durch die Klarheit des Aufbaues und biedermeierische Korrektheit. Zwei Seiten-

flügel als kleine, an der Straße gelegene Vorbauten dem weiter rückwärts gestellten Hauptgebäude vorgelagert, übertragen eine für den Klassizismus sehr charakteristische Anlage, wie sie sich beispielsweise an Villen der ehemaligen Wiener Vorstädte findet, in Hainburg auf einen Fabriksbau. Diese Vorbauten haben auch eine wichtige ästhetische Funktion. Das für seine Umgebung sonst zu hohe Hauptgebäude wird durch diese niederen Vorbauten in harmonischen Einklang zu den anschließenden kleinen Bauten der Landstraße gebracht.

Gr a b d e n k m ä l e r.

Aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat sich auf dem Friedhofe eine größere Zahl charakteristischer, nicht ganz unbedeutender Grabdenkmäler erhalten, welche für die neue Blüte Hainburgs und die Wohlhabenheit einzelner Familien am Beginn des Industriezeitalters zeugen. Im Aufbau und im Schmucke dieser Grabsteine sind alle Motive, welche der Klassizismus den Römern und nachher den Griechen entnahm, mit gutem Geschmacke verwendet, so der gräzisierung, auf Pilastern ruhende Giebel, die mit Urnen oder einem Sarkophag gekrönten Säulen oder Postamente. Besonders zart die schlanke Urne mit herabwallendem Tuche auf dem Oppitzgrabmal von 1826 (Abb. 72), dessen Ornamentik die Spätblüte des Klassizismus, des sogenannten Biedermeiers kündigt. Auch schöne lebensgroße figurale Darstellungen trauernder Mädchen, Jünglinge und Männer an den Grabmälern Hofmeister, Zehetner, eine knieende Frau über eine Urne gebeugt (heute Grabmal Matzag), eine schöne Reliefdarstellung — Trauernde ziehen mit der Totenurne zum Grabe — am Sockel des Grabsteines Üblein (Abb. 70), eine Pyramide, an deren Stufen ein geflügelter Genius über ein Doppelwappen sich beugt (Hela v. Eleckhammer, 1834). Und zahlreich verstreut neben vegetabilischem Akanthus die übliche Grabsymbolik des scheidenden Klassizismus, so antike erlöschende Lampen, umgestürzte Fackeln, Schlangen als Ewigkeitssymbole, Zweige von Trauerweiden und Totenvögel auf Ästen, ferner Gegenstände, die auf ein Schriftstellergrab Bezug nehmen. Eine zwar noch in Form antik anmutende Symbolik, die aber schon zum Ideenkreise der Romantik überleitet.

Ein malerisch im Grün des Pfarrgartens versteckter Steinobelisk mit Resten einer Engelsfigur war wahrscheinlich auch einmal ein Grabstein dieser Zeit.

Die Kunst der Romantik und der neuesten Zeit.

Der zeitliche Abstand, den die Gegenwart zur Kunst der Romantik gewonnen hat, läßt uns dieselbe schon vorurteilsfreier beurteilen. Ja die romantische Idee, sich in die Stilformen vergangener Jahrhunderte einzufühlen und sie in verschiedenster Weise bei Neubauten abzuwandeln, wird heute nicht mit Unrecht als Ausdruck

eines Stilwillens der zweiten Hälfte des verflorbenen Jahrhunderts gewertet.

Leider haben die meisten Hainburger Bauten dieser Zeit gutes Alte abgeändert oder zerstört, wie der Neubau der Sparkasse. Noch schlimmer ist der Bau des vorderen Traktes des Bezirksgerichtsgebäudes mit seiner gotisierenden Fassade, der ein schönes Renaissancehaus teilweise zerstörte und dabei schon in eine Zeit fällt (1905), die anderswo auf alte Denkmäler mehr Rücksicht nahm.

Auch die Erweiterung und der Umbau des neuen Schlosses für militärische Zwecke müßte sicherlich als ein bedeutendes Denkmal romantischen Kunstgefühls gewertet werden, wenn hiedurch nicht ein noch wertvolleres Denkmal des Spätbarocks, das ja das neue Schloß war, damit verschwunden wäre.

Die neueste Zeit brachte vor allem umfangreichere Wohnhausbauten der Tabakregie. So wertvoll diese Bauten vom sozialen Standpunkt aus zur Hebung des Wohnungsstandards der Arbeiterschaft sind, künstlerisch erscheinen sie zu wenig bezeichnender Ausdruck moderner Baugesinnung, um auch für die Zukunft als wertvolle Baudenkmäler angesehen zu werden. Ein Vorzug muß ihnen wohl zugebilligt werden, daß sie das künstlerische Stadtbild nicht derartig gewaltsam stören, wie dies die Industriebauten des ausgehenden Jahrhunderts taten, denen besonders die Zerstörung der ganzen Westecke der Stadtmauer angelastet werden muß.

Als ein erfreuliches Zeichen moderner künstlerischer Betätigung muß die Neugestaltung des Rathaussitzungssaales bezeichnet werden. Das Rathaus, das auch 1683 ausgebrannt war und dessen Reste aus der Zeit der Gotik und Renaissance unsere Aufmerksamkeit erregt hatten, besaß bis 1689 einen Saal mit gotischen Fenstern,¹ dessen Decke 1716 durch den Wiener „Stuccatorer“ Thomas Abdankh einen Stuckplafond mit den vier Jahreszeiten erhielt. Von dieser anscheinend recht hübschen Barock-Decke ist heute leider nichts mehr erhalten. Die klassizistische Restaurierung von 1784² verlieh dem Saale die ruhige Haltung des Empire. Spätere Bemalung der Decke und unzuweckmäßige Einrichtung veranlaßte die Gemeinde, ihren Sitzungssaal durch den Wiener Architekten Franz Kuhn neugestalten zu lassen. Kuhn löste diese Aufgabe in vorbildlicher Weise. Er verstand es, unter Bedachtnahme auf vorhandenes Altes und die Zweckbestimmung des Saales einen vornehmen Innenraum von überaus harmonischer Wirkung zu schaffen (Abb. 69). Der Raum ist in kräftiges Gelb getaucht, die ruhig gehaltenen Vorhänge und die dunkelblaue Decke mit den dekorativen Goldnägeln über einem breiten, empirmäßig schlicht profilierten Gesims verleihen dem Raum feierliche, würdige Stimmung. Bequeme Sessel in sachlicher Formgebung, fein komponierte Lichtträger an den Wänden, der Ofen in klarer Messingfassung, fügen sich dem

¹ Daraus zu schließen, daß damals „die zwei altväterischen Fenster im Rathaussaal viereckert“ gemacht wurden. Maurer, S. 363.

² Maurer, S. 467 und 488.

ruhigen Gesamtbilde wohltuend ein. Als größtes Lob für die vornehme Behandlung der Innenarchitektur diene, daß vorhandene alte Bilder und ein prächtiger Empireluster nicht nur nicht störend empfunden werden, sondern in dem würdigen Raum erst zu rechter Wirkung kommen.

Es gereicht der Stadtgemeinde Hainburg zur Ehre, daß sie vorbildlich für manch andere Gemeinden, bei der Neugestaltung ihres Sitzungssaales sich fachmännisch beraten ließ und einen neuzeitlich fühlenden Architekten damit betraute. Setzte sie doch damit eine gute Tradition fort. Längst vergangene Generationen von Hainburger Bürgern waren ja, wie diese Ausführungen zu beweisen suchten, bestrebt, immer auf der Höhe jeweiligen Kunstschaffens zu stehen, sodaß wir am Hainburger Kunstgute das Werden der Stile oft an ganz ausgezeichneten Zeitrepräsentanten verfolgen konnten. Denn jede echte Kunst ist Ausdruck des Kunstwollens ihrer Zeit und mit ihr in stetem Wandel.

Darum wollte meine Abhandlung mit aller gebotenen Zurückhaltung doch mehr geben, als bloß eine Art Stilkunde, an Hainburger Denkmälern abgewandelt. Sie wollte vor allem, Denkmäler, die bisher von der Kunstforschung mit Unrecht unbeachtet blieben, in ausführlicher Einzelbehandlung soweit als möglich eingliedern dem lange noch nicht genug erforschten Denkmalbestande Österreichs, in Beziehung bringen mit der allgemeinen Kunstentwicklung und eine, wenn auch ganz bescheidene Vorarbeit für eine zusammenfassende Geschichte der Kunst unserer Heimat leisten, die ja doch nur auf zahlreichen Sonderforschungen aufgebaut werden kann.

Dann aber sollte das Wertbeständige aus der Vergangenheit Hainburgs, das in die Zukunft weist, der Gegenwart nahe gerückt werden. Viel wertvolles Kunstgut dieser Stadt ist ja schon unwiederbringlich dahin. Ist es nicht tief bedauerlich, daß in Hainburg einzelne Straßenzüge, deren Anlage noch aus dem Mittelalter stammt, stellenweise so wenig charakteristische Eigenart besitzen, während andere Städte Niederösterreichs in der Wachau, im Waldviertel, ja selbst Wr.-Neustadt und St. Pölten, Straßen und Plätze von harmonischerem Gesamteindruck bewahren. Gewiß hat Hainburg mehr als viele andere Städte durch wiederholte Brände, feindliche Einfälle und Verarmung gelitten. Die bösesten Umgestaltungen fallen aber in die neueste Zeit, ohne daß moderner Verkehr und neuzeitliches Leben sie in solchem Umfange erfordert hätten.

Wie vieles hat sich auch an der Burgruine verändert. Lichtbilder, die ich selbst noch vor Jahren aufgenommen habe und die noch baugeschichtlich wichtige Details zeigten, beweisen dies. In dem hübschen Buche von Riehl über die Baukunst in Österreich¹ ist an einer Abbildung z. B. noch eine Giebelseite des sogenannten Wohnhauses der Theodora mit zwei reizvollen, gekuppelten ro-

¹ Dr. Hans Riehl, Baukunst in Österreich, I, Wien 1924, Abb. 29.

manischen Fenstern zu sehen, die nicht mehr besteht, was die Erhaltung der noch stehenden Seitenfront umso dringender macht. Vor mir liegt auch eine Photographie eines reizenden malerischen Barockpförtchens, das einst in den Hof des Hauses Kirchengasse 11 führte¹ und einem recht nüchternen Tore weichen mußte. Oder das breite Frühbarocktor des Meierhofes mit seinem geschwungenen Giebel und der Pinienbekrönung nach Art des Pfarrgartenportals. Es stand nächst der heutigen Bürgerschule.

Verschwunden bis auf wenige Mauerreste ist die Einsiedelei, die einst am Schloßberg stand, an die noch alte Ansichten und ein Inschriftstein erinnert.

Diese Beispiele ließen sich noch vermehren. Doch ist es zwecklos, Verlorenem nachzutauern. Wichtiger ist die Erhaltung des glücklicherweise noch bestehenden Kunstgutes. Seine Wertschätzung ist wohl der beste Denkmalschutz.

Die richtige Denkmalpflege wird ja nie so vermessen sein, der notwendigen Entwicklung im Wege stehen zu wollen. Aber der zwecklosen Vernichtung wertvollen Kulturgutes aus Unwissenheit und Unkenntnis seines Wertes will sie steuern. Die rechte Erkenntnis der den Kunstwerken innewohnenden unvergänglichen Werte dient ja nicht bloß antiquarischen Interessen. Das Verbundensein mit der Vergangenheit, das Miterleben ihrer Kunst als des bleibenden Ausdruckes einer Zeitepoche schafft ja in jedem, der guten Willens ist zu sehen, die Überzeugung von einem tief in der Menschheit verankerten Schönheitswollen, eine Erkenntnis, die trotz aller Widerwärtigkeiten des Alltags uns zuversichtlich in die Zukunft blicken läßt.

Möge auch hiezu die Betrachtung der die Jahrhunderte überdauernden Kunst Hainburgs Weg und Führer sein.

Nachschrift.

Bei dem in jüngster Zeit erfolgten Bau der neuen Hainburger Wasserleitung und den damit verbundenen Grabungen wurde festgestellt, daß auch vor dem Wienertore ein ganz ähnliches Vorwerk bestand, wie ein solches vor dem Ungartore noch in Resten erhalten ist (vgl. S. 24 u. 25). Es liefen rechts und links vom Wienertore Mauern, innen mit Nischen und einem Abgang in den Graben sowie mit Schießscharten versehen, quer durch den Graben und endeten in Türmen mit quadratischem Grundriß, von welchen aus die Zugbrücke zu der äußeren Grabenmauer führte. Durch diesen neuen Befund seien daher meine darauf bezüglichen früheren Angaben (S. 25, 32) richtiggestellt.

Als Ergänzung sei ferner angeführt, daß die bei der Fassadenerneuerung des Hauses Hauptplatz 22 (Toth) aufgedeckten und wieder vermauerten Reste eines Spitzbogenfensters (vgl. S. 56) bis zum

¹ Sein schmucker Keilstein heute in Verwahrung des Herrn Wirtschaftsbesitzers Gradinger.

Dachgesimse reichten, abgestufte Gewände zeigten und derartig bedeutend waren, daß man an eine dort einst befindliche Kapelle oder an einen Saal, der vom anstoßenden Rathaus zugänglich war, denken muß. Ob diese vermutliche Kapelle, wie Herr Direktor Wenzel in Hainburg meint, die öfter genannte „Katharinenkapelle am Marktplatz“ war, erscheint mir aber unbeweisbar. Denn diese Katharinenkapelle wird in den Urkunden gewöhnlich St. Katharinenkirche genannt, was wohl kaum auf eine in einem Hause eingebaute Kapelle paßt. Es steht, wie ich früher erwähnte (S. 41—44 und 76), das Katharinenkirchlein in irgend einer Weise mit dem alten Jakobskirchlein im Zusammenhange, weil beide in den Urkunden als „am Platze“ befindlich abwechselnd so bezeichnet werden, wir aber auf demselben Platze (Marktplatz) wohl kaum zwei getrennte, wenn auch kleine Kirchen annehmen können. Das alte Jakobskirchlein besaß vielleicht einen Katharinenaltar, der zu den Verwechslungen führte oder, was wahrscheinlicher ist, einen Kapellenanbau, der hl. Katharina geweiht.

Erst nach Beendigung der Arbeit fand ich im Pfarrgedenkbuche (Folio 92 vo.) eine Notiz, nach welcher der 1756 unter Pfarrer Anton Johann Palm erbaute „ansehnliche Pfarrkirchturm vom Wiener Baumeister Gerl zu bauen angefangen wurde.“ Es hätte daher meine umfängliche Beweisführung, daß Matthias Gerl den Turm erbaute, kürzer gehalten werden können, wenn ich diese Notiz rechtzeitig entdeckt hätte. Trotzdem erscheint mir die Vergleichung des Hainburger Kirchturms mit anderen Arbeiten des Künstlers nicht zwecklos. Hatte sie doch dargetan, welche bedeutende Stellung der Hainburger Turm im Schaffen Gerls einnahm. Da das Pfarrgedenkbuch aber nur einen Gerl als Baumeister anführt, wäre ja trotzdem die Beweisführung nötig gewesen, um von den gleichzeitig arbeitenden Brüdern gerade dem Matthias Gerl den Kirchturm zuzuschreiben.



Abb. 73. Ansicht von Hainburg und Stadtwappen aus dem Titelblatt-Holzschnitt des Almanachs für 1575 von Dr. Bartholomäus Reisacher (vgl. Seite 4).

Verzeichnis der Abbildungen.

(Wenn nicht anders angegeben, handelt es sich um Hainburger Denkmäler.)

Abb.	Seite	Abb.	Tafel
1. Burgruine, Grundriß nach Piper	9	35. Arkatur des Hauses Hauptplatz 3	11
	Tafel	36. Portal des Hauses Wienerstraße 18	11
2. Planausschnitt aus der Franziszeischen Mappe, 1820	1	37. Haus Wienerstraße 11, Fassadenteilbild	11
3. Ansicht von Hainburg nach Vischers Radierung	2	38. Portal im Hundsheimerhofe	12
4. Hauergasse	2	39. Kapelle des Bezirksaltersheimen, Grabmal des Heinrich Scorni	12
5. Ansicht von Hainburg nach dem Stich von Ziegler	2	40. Arkatur im Hofe des Bezirksgerichtes	13
6. Wienerstraße	3	41. Haus Alte Poststraße 42, Hofansicht	13
7. Häuser am Klosterplatz	3	42. Haus Hauptplatz 16, Hofansicht	13
8. Ungarstraße	3	43. Haus Hauptplatz 20, Hof mit Außentreppe	14
9. Burgruine, Torturm von außen	4	44. Reste des Stadtbrunnens	14
10. Burgruine, Wohnturm und Palas (?)	4	45. Pfarrkirche, Südtüre	14
11. Burgruine, Torturm von innen	4	46. Denksäule „Bei den Eingemauerten“	14
12. Burgruine, Pankratiuskapelle	4	47. Grabmäler an der Friedhofsmauer, Husmann, Lutringer	15
13. Burgruine, Portal des Wohnturmes	5	48. Portal in den Pfarrgarten	15
14. Burgruine, Doppelfenster am Wohnturm	5	49. Johanneskapelle beim Wienertor	15
15. „Wohnhaus der Theodora“, Basis und Kapitäl einer Fenstersäule	5	50. Pfarrkirche, Westfassade	16
16. „Wohnhaus der Theodora“, Fensterreste	5	51. Falkenstein, Westfassade der Pfarrkirche	16
17. Turm nördlich des Ungartores	6	52. Pfarrkirche, Ecce homo Statue und Taufstein	17
18. Achteckiger Turm	6	53. Pfarrkirche, Hochaltar	17
19. Turm an der östlichen Stadtmauer	6	54. Pfarrkirche, nördlicher Seitenaltar und Kanzel	17
20. Ungartor	7	55. Pfarrkirche, Kirchenstühle	18
21. Wienertor	7	56. Pfarrkirche, Speisegitter	18
22. Fischertor	7	57. Pfarrkirche, Ratsherrenstühle	18
23. Wienertor, Gewölberippen	8	58. Ehemaliges Franziskanerkloster	19
24. Wienertor, linksseitige Ritterfigur	8	59. Das neue Schloß nach dem Stiche v. Alt	19
25. Karner	8	60. Pfarrkirche von Süden und Mariensäule	20
26. Kopf in der Pfarrhofmauer	8	61. Mariensäule, Teilbild	20
27. Christus und Thomas	8	62. Gasthauszeichen „Zur Krone“	21
28. Dreieckiges Kreuz	9	63. Kapelle beim Fischertor	21
29. Synagoge	9	64. Friedhof, Grabkreuz Groß	21
30. Lichtsäule	9	65. Pfarrhof	22
31. Rathaus, Einfahrtshalle	10	66. Villa Zichy	22
32. Haus Hauptplatz 22, Sitznischen	10	67. Haus Hauptplatz 10	22
33. Haus Wienerstraße 15, Sitznischen	18	68. Villa Zichy, Vestibül	23
34. Portal des Hauses Ungarstraße 20	11		

Abb.	Tafel	Abb.	Seite
69. Rathaussaal	23	73. Ansicht von Hainburg und Stadtwappen von 1575	115
70. Friedhof, Grabmal Üblein	24		
71. Friedhof, Rochuskapelle	24		
72. Friedhof, Grabmal Oppitz	24		

Namensverzeichnis.

- Abdankh Thomas, Stukkatorer 112
 Albrecht I. 44
 Albrecht III. 25
 Albrecht V. 47
 Adalbert, Markgraf 7
 Aigner, Pfarrer 91
 Andreas III., König von Ungarn 44

 Batthyany Philipp, Graf 103, 104
 Beckhl Hans Michael, Maler 82, 83
 Bethlen Gabor, Graf 19, 36
 Bethlen Gabriel, Graf 21, 103
 Biasino Cyprianus 78
 Blöser 61
 Brem 60, 61, 69

 Donner Raphael 87
 Dorn 60
 Drescher, Heinrich der, und Elisabeth 50, 51

 Ebersdorf, Reinprecht von 17
 Eder 60, 61
 Ehbmoser Nikolaus 96
 Ehrenhardt Franz Anton, Maler 93
 Eleckhammer Hela v. 111
 Englisch 61
 Erasin 56

 Fellner, Architekt 108
 Ferdinand II. 19
 Fiedler 108
 Frankh Friedrich 57
 Freyssleben Bartholomäus 22
 Friedrich II. 28
 Frühwirth 60
 Furttenbach Johannes 66

 Gebhart, Bischof von Regensburg 7
 Gerl Christian Matthäus 94
 — Johann 95
 — Josef 94
 — Matthias 94 ff., 115
 Gienger Wilhelm 21, 62
 Gradinger Josef 69, 101, 114
 Groß Ferdinand 104, 105
 Gouveau, conseiller 57

 Haydn Josef und Kaspar 17
 Heimo 27
 Heinrich II. 37
 Helletsgruber 61, 108

 Högler Jakob, Bildhauer 101
 Hofmeister 66, 69, 111
 Hold 66
 Holzapfel 69
 Husmann von Namadis 71

 Jadot Jean Nicolas, Architekt 94
 Johann VII., Prälat von Geras 78
 Josef II. 87

 Keutschach Leonhard, Erzbischof 72
 Kollonitsch Ernst, Frh. v. 19
 Konrad, Herzog von Bayern 7
 Kornhäusel Josef, Architekt 109
 Kramer 61
 Kuefstein Anna v. 73
 Kuhn Franz, Architekt 112
 Kyrmayer Philipp, Zimmermeister 97

 Leopold I., Kaiser 21, 87
 Leopold III., Markgraf 48
 Leopold VI. 5, 34, 35
 Leopold VI. 16
 Le Roy Anton und David 105
 Leyer 105
 Litschauer Johann und Stephan 71
 Löffler 60
 Löwenburg Johann, Graf 21, 104
 Loos 60
 Loy Hering 64
 Loyp Josef, Tischler 86
 Ludwig der Heilige 31
 Lutringer 70, 73, 74

 Margarete von Österreich 14—16
 Maria Theresia 91, 102
 Marx 60, 61
 Matthias Corvinus, König von Ungarn 28, 36
 Matzag 111
 Mechl Franz, Viertels-Hauptmann 35
 Menden 108
 Miltrudis 27
 Müllner 90

 Napoleon I. 103, 105, 109
 Neumann Michael, Rotgerber 106
 Neuß Josef und Theodor aus Aachen 110
 Niefergalt Friedrich 85

- Oberkircher Joachim, Grußmacher 92
 Obermayer 60, 61
 Olitorius, Pfarrer 90
 Omeyer Johann, Zimmermeister 97
 Oppitz, Brüder 84
 — Elisabeth 99, 101
 — Karl Josef 101, 108, 111
 Ott 108
 Ottokar II. Přemysl 5—7, 13—16, 23, 27, 29—35, 38, 40, 55
- Paccassi Nicolo 94
 Palm Anton Johann, Pfarrer 90, 114
 Palme 70
 Payr Wolfgang, Pfarrer 37
 Perl 60, 61, 68, 72
 Permoser Balthasar, Bildhauer 102
 Persch Anton und Klara 59, 62—64
 Philipp der Kühne 31
 Piranesi Giambattista 105
 Pfeiffermann Franz 44
 Pock Georg 98
 — Gottfried, Maurermeister 94
 — Katharina 94
 Pohl 60, 61, 107
 Prandtauer Jakob, Architekt, 78
 Presensky Helene 105
 Prix 45, 60
- Randegg Balthasar und Rosina 62
 Rascher Johann Karl, von Weyer-egg, Pfarrer 76, 85, 86
 Rechperg Anna Maria 71
 Rein 60
 Reinberger, Pfarrer 86, 91
 Rezcucha 69, 108
 Richard I. Löwenherz 5, 15, 34
 Riedmüller Franz 61
 Rimele 56, 60, 90
 Rosenheimer, Baumeister 17
 Roth Matthias, Bildhauer 82
 Rottwitz Elias von 17, 62, 63, 103
 — Rosina v. 62
- Rudolf IV. der Stifter 56
 Schmidt Martin Johann (Kremser-) 86
 Schrotler Johann, Pfarrer 72
 Scorni Heinrich von Stranno 60, 68, 72 ff.
 Steger 61
 Stephan IV., König von Ungarn 29
 Stier Christoph 87
 Streun von Schwarzenau 73
- Tannberger Peter 17
 Theodora, Herzogin 16, 24
 Toth 56, 114
 Tröstlein der Jude 47
- Uebelbacher Hieronymus, Abt von Dürnstein 99
 Ueblein 111
 Ulreich von Fischamend, Kaplan 15
 Ulrich, Pfarrer 15
 Unverzagt Hans Christoph, Frh. v. 20
- Walter 69
 Walterskirchen Georg Christoph, Frh. v. 20, 62
 Wanderer Johann 104, 105
 Weinwurm Michael, Baumeister 48
 Weißkopf Jeremias, Bildhauer 82
 Winckelmann Johann Joachim 105
 Winterhalder Josef, Bildhauer 102
 Woratschek 60, 61
- Zay, Gräfin 108
 Zehetner 111
 Ziesel 60, 61
 Zelking Georg Wilhelm v. 59
 — Paul Wilhelm v. 17, 20, 62, 63
 Zierhoff Matthias 41
 Zottmann Konrad 60, 68, 107, 108, 110

Ortsverzeichnis.

Niederösterreichische Orte und Wien.

- Allentsteig 68
 Aspang 47
- Baden 106, 110
 Berg 18
 Breitenreich 59, 64, 67
 Bruck a. d. Leitha 22, 72, 86
- Carnuntum 11
- Deutsch - Altenburg 31, 36—38, 48, 49, 86, 89
 Drosendorf 21, 47
 Dürnstein 4, 17, 22, 43, 44, 64, 99, 101
 Eggenburg 21, 49, 60, 64, 97
 Falkenstein 79—81
 Perschnitz 65

- Gaming 68
 Geras 78, 82
 Gmünd 61
 Groß-Enzersdorf 21
- Heidenreichstein 64
 Heiligenkreuz 28, 87
 Hof am Leithagebirge 50
 Horn 60, 81
 Hundsheimerberg 8
- Imbach 43, 44
- Kahlenbergendorf 48
 Kaiser-Ebersdorf 95
 Kattau 102
 Klosterneuburg 7, 22, 50, 54, 94
 Korneuburg 5, 22, 95, 97, 98
 Krems 4, 6, 12, 14, 22, 42—44, 60, 68,
 75, 78, 85
 Krumbach 19
- Laa 5, 22
 Langenlois 95, 96
 Laxenburg 95, 97
 Liechtenstein, Burg 15
 Luberegg 106
- Marchegg 5, 21, 29, 32, 34
 Maria Laach 73
 Mauer 48
 Mauerbach 88
 Mauternbach 72
 Melk 22, 95
 Mistelbach 36
 Mödling 16, 36, 38
- Neulengbach 19
- Oberlaa 95—98
 Ottenschlag 64
- Perchtoldsdorf 12, 22
- Persenbeug 106
 Petronell, 29, 37, 38
 Pitten 19, 47
 Pöchlarn 22
 Pöggstall 64
 Porta hungarica 11
- Rapottenstein 11, 67
 Rems 38
 Retz 43, 60
- St. Ägyd am Neuwald 40
 St. Pölten 56, 113
 Schallaburg 69
 Scheibbs 22
 Schloßberg bei Hainburg 8
 Schöngrabern 37, 39
 Schwechat 96
 Starhemberg, Ruine 11
 Stein 4, 7, 22, 42—44, 60, 68
- Theras 64
 Traiskirchen 95—97
 Traismauer 22
 Tulln 22, 28, 29, 36, 38—40, 43, 52 bis
 54, 87
- Urschendorf 40
- Waidhofen a. d. Thaya 22, 81
 Waidhofen a. d. Ybbs 22
 Weißenkirchen 68
 Weitra 22
 Wien 24, 29, 34, 38—40, 43, 46—54,
 63, 70, 77—79, 88, 92, 94, 95, 102,
 106, 107
 Wiener-Neustadt 11, 22, 29, 34, 38,
 40, 43, 44, 48, 64, 95, 113
 Wildeggen 10
- Ybbs 70
- Zwettl 21, 50

Orte außerhalb Niederösterreichs.

- Aachen 110
 Aigues-Mortes 31
 Bamberg 38, 53
 Bazas (Bordeaux) 8
 Bianz, Tirol 82
 Carcassone 31, 32
 Cordes (Dep. Tarn) 8
 Felletin (Creuse) 50
 Freising 7
 Friesach 44
 Graz 51, 101
- Heiligenberg, Tschech. 102
- Jerusalem 74
- Lebeny, Ungarn 38
 Lehnin 38
- München 64
- Namiest, Tschech. 102
 Nürnberg 7, 11, 34
- Olmütz 63
 Oradour-Saint-Genest (H. Vienne) 50

Passau 7, 44
Pompeji 105
Proßnitz, Tschech. 63

Regensburg 7, 27, 38, 39
Reims 53

Salzburg 7, 72
St. Florian, O.-Ö. 54
St. Ják, Ungarn 38—40, 52—54
St. Paul i. K. 51, 64

Toulouse 53
Toulouse 53
Trebitsch 38, 39

Ungarisch-Altenburg 62
Utrecht 7

Verona 11
Vézelay 53

Worms 38

Sachverzeichnis.

Ährenmauerwerk 11
Altäre: Bürgerspitalskapelle 83, 86;
Pfarrkirche 82 ff.; Rochuskapelle
89
Ara Hainburgensis 11
Arkadenhöfe 66 ff.
Aron Hakodesch 46
Außentreppen 66 ff., 69
Badstube, niedere 47
Bauglieder: Basen, romanische 13,
24, 36, 37
Blendarchitektur 47, 56
Fialen 48, 50
Kapitälé, romanisch 13, 16, 23, 24,
37, 40; der Renaissance 64,
72; Rokoko 100; Klassizismus
109
Keilstein 61
Kielbogen 48, 50
Krabben 47, 48, 50
Kreuzblume 45, 48
Kreuzrippen 13, 26
Maßwerk 48, 49, 55
Rundbogenfries 37, 38, 40
Strebpfeiler 44, 47, 48, 77
Berchfrit, siehe Wohnturm
Bezirksaltersheim, siehe Bürgerspi-
tal
Bezirksgericht (Kameralhaus) 68,
112
Bräuhaus, siehe Hundsheimerhof
Buckelquadern 25, 30, 33
Bürgerspital (Bezirksaltersheim) 21,
45, 86
Burg 4, 7, 8 ff., 36, 113
Burgtor (Torturm) 9 ff., 14, 26, 30
bis 34
Burgverließ 14
Denksäulen: „Bei den Eingemauer-
ten“ 74, 75; dreieckiges Kreuz 47
bis 49; Maria mit Kind 89; Ma-
riensäule 98 ff., 107
Donjon, siehe Wohnturm

Einsiedelei 114
Erker 59, 60
Fallgitter 26, 30
Fenster: mittelalterliche 13—16, 23,
24, 37, 48—50, 113; der Renais-
sance 60, 66
Fischertor 6, 7, 23, 26, 33, 34, 106
Fischersiedlung 7, 33
Freitreppen, siehe Außentreppen
Gassen: Blutgasse 69; Fabrikgasse
69; Freiungsstraße 4; Hauer-
gasse 5, 7, 34, 75; Oppitzgasse 5, 7, 34;
Poststraße, alte 4—6, 34; Ungar-
straße 5, 6, 75; Wienerstraße 5
6, 34, 45, 75; Zehetnergasse 5
Gasthaus: „Zur Krone“ 104; „Zum
weißen Lamm“ 108
Gemälde: Altarbilder der Bürgerspi-
talskapelle 86; — der Pfarrkirche
82 ff.; — der Rochuskapelle 89;
Pieta 85; Verkündigung 84, 85
Glocken: der Martinskirche 42, 43;
der Pfarrkirche 92
Götzenhof 57
Grabdenkmäler: der Renaissance,
Husmann 71, Lutringer 70 ff.,
Rechperg 71, Scorni 64, 72 ff.;
des Rokoko 104, 105; des Klassi-
zismus 111
Hauptburg 11, 12, 15, 16
Häuser: Alte Poststraße Nr. 20 —
4, 43, 44, Nr. 42 — 68
Hauergerasse Nr. 3 — 61, Nr. 6 —
61, Nr. 14 — 61, Nr. 18 — 69,
Nr. 23 — 60, Nr. 28 — 61
Hauptplatz Nr. 1 — 66, Nr. 2 — 61,
108, Nr. 3—60, 61, 68, 72, Nr. 4
— 66, 69, Nr. 6 — 60, Nr. 10
— 60, 68, 69, 107, Nr. 12 —
60, Nr. 16 — 69, Nr. 20 — 60,
69, Nr. 22 — 56, 114

- Kirchengasse Nr. 2 — 60, Nr. 4 — 60, 61, Nr. 5 — 108, Nr. 11 — 114
 Klosterplatz Nr. 4 — 61, Nr. 5 — 108, Nr. 7 — 60
 Landstraße Nr. 4 — 110, Nr. 7 — 69, 108, Nr. 9 — 108
 Leyerergasse Nr. 3 — 61
 Probusgasse Nr. 3 — 108
 Ungarstraße Nr. 2 — 68, Nr. 9 — 60, Nr. 10 — 56, 69, Nr. 17 — 108, Nr. 18 — 56, 60, 90, Nr. 20 — 60, 61
 Wienerstraße Nr. 7 — 104, Nr. 9 — 45, 47, 60, Nr. 11 — 60, 61, 107, Nr. 12 — 60, 61, Nr. 14 — 60, 61, Nr. 15 — 56, Nr. 18 — 61, 86, Nr. 23 — 60, 61
 Hauszeichen 61, 90, 104, 107
 Höfe 57, 59, 61, 63, 65, 66, 69
 Holzschnitzwerk: Renaissance, Südtüre der Pfarrkirche 81, 82; Barock, Altäre 82, Kirchenstühle 84, 85, Kanzel 84, 85; Rokoko, Johannesaltar 84, Bilderrahmen 85, Ratsherrenstühle 86, Sakristeikasten 86, Tor 61, 86; Klassizismus, Orgel 86
 Hundsheimerhof (Bräuhaus) 57, 59, 61, 63, 69, 74
 Inschrifttafel: gotisch 50, 51; Renaissance 70—74
 Judenfriedhof 23
 Judenhäuser 23
 Judensynagoge, siehe Synagoge
 Judentücke 47
 Kameralhaus, siehe Bezirksgericht
 Kanzel der Pfarrkirche 84, 85
 Kapellen: Antonius 88; Burg (Pankratius, später Georg) 11, 12, 14 ff., 20, 21, 36, 45, 104; Bürgerspital 44 ff., 72, 74, 83, 86; Katharina, siehe unter Kirchen; neues Schloß 103; vor dem Fischertor 106, 107; vor dem Ungartor 89; vor dem Wienertor 89; Rochus 88, 89
 Karner 36 ff., 40, 43, 49, 50
 Kasematten 19, 21
 Kelche 86
 Kirchen: Alte Pfarrkirche St. Martin (Maria, Mauritius) 4, 6, 13, 30, 34, 37—43, 50—52, 55, 82, 84, 93; St. Jakob (Katharina, später Pfarrkirche) 6, 34, 41, 42 44, 76, 77, 82, 92, 115; neue Pfarrkirche St. Philipp und Jakob 41, 55, 66, 76 ff., 92; der Franziskaner 77, 87, 88
 Kirchenstühle 84, 85
 Kirchturm: der Martinskirche 43; der Pfarrkirche 43, 76, 91 ff., 115
 Klöster: der Minoriten 4, 5, 23, 43, 44, 65; der Franziskaner 5, 38, 69, 77, 87, 88, 110
 Knorpelwerk 81
 Kreushof 57
 Kreuz, dreieckiges, siehe Denksäulen
 Lanternes des morts 50
 Lichtsäule 49—51
 Mariensäule 98 ff., 107
 Nadelfabrik 36, 38, 110
 Normännische Bauhütte 38—42, 52 bis 54
 Orgel: Pfarrkirche 86; Franziskanerkirche 88
 Palas (?) der Burg 11, 12, 16, 19 bis 21
 Paramente 86
 Pechnase 10, 31
 Pfarrgarten 86, 111
 Pfarrhof 43, 44, 68, 87, 90, 91
 Pfarrhofgarten und -mauer 13, 38, 47, 50, 51, 71, 72
 Plätze: Alter Markt 4; Klosterplatz 5, 88; Markt(Haupt-)platz 5, 34, 70
 Plastik, figurliche: Romanisch, Kopf 39, 52, Lindwurm (?) 31, Männchen 38; gotisch, Christus und Thomas 51 ff., Kreuzigung 74, Tor-(Trutz-)figuren 27 ff., 31, 54, 55, 59; Renaissance 62, 73, siehe ferner Grabdenkmäler; Barock, Maria mit Kind 89, 90, in Hausfassaden 90, Pfarrkirche 80, 82, 84—86, Rochuskapelle 89, Kapelle vor dem Wienertor 89; Rokoko, Ecce homo 85, Johann v. Nepomuk 84, Mariensäule 98 ff., 107; Klassizismus, Christuskapelle 106, Grabdenkmale 111
 Portale: Romanisch, Karner 37, Wohnturm 12, 13, 14, 37, Martinskirche 38; Renaissance, an Häusern 60, 61, Hundsheimerhof 59, 61 ff., 74, Tabakfabrik 66; Barock, Pfarrgarten 86, 114, Pfarrkirche 79, Meierhof 114, Rochuskapelle 89, Probusgasse 108; Klassizismus 107, 108
 Profanbauten: romanisch 24; gotisch 55 ff.; Renaissance 59 ff.;

- Barock 90, 91; Rokoko 102 ff.;
Klassizismus 107 ff.; Romantik
112 ff.
Provianthaus 65, 66
- Quermauer 7
- Raaberkreuz 74, 75
Rathaus 5, 55, 68, 69, 108, 112
—, Sitzungssaal 112
Ratsherrenstühle 61, 85, 86
Ringmauer der Burg 8, 9, 11, 18, 19,
21, 32
Rohrhof 57
Rollwerk 73
- Sakramentsnische 45
Schloß: Neues 21, 63, 103 ff., 112;
Traun 109, 110
Schießscharten 24—26, 33
Schmiedeeisenarbeiten: Barock, Spei-
segitter 85, am Pfarrhof 91, an
der Mariensäule 101; Rokoko,
Hauszeichen 104, Grabkreuze
104, 105; Klassizismus, Kapelle
beim Fischertor 106, 107, Ungar-
straße Nr. 17—108, Villa Zichy
109
Schützenhof 57
Schwedensäule 74
Sparkassengebäude 66, 112
Speisegitter 85
Stadtbesetzung 4—7, 11, 22 ff., 28,
33 ff., 114
Stadtbrunnen 5, 70; -graben 22, 24,
25, 114
Straßen, siehe Gassen
Stützbogen (Schwibbogen) 69
Synagoge 45—47
- Tabakfabrik 5, 22, 23, 65, 66, 87,
108, 110, 112
Taufstein 55
Tor, „verrücktes“ 25
Tore der Burg 8, 11, 12, 17
Tor-(Trutz-)figuren, siehe Plastik
- Torturm der Burg, siehe Burgtor
Tortürme der Stadt 22, 25—33
Treppen: mittelalterliche 14, 18, 27;
der Renaissance, siehe Außen-
treppen
Türen: der Kirche 81; Rokoko 61,
86; Klassizismus 107, 108
Türme: der Burg 16, 19, 22, siehe
ferner Burgtor, Wohnturm; der
Franziskanerkirche 88; der Mar-
tinskirche 42, 43; der Pfarrkirche
91 ff.
Türme der Stadtmauer: 6, 22, 23,
25, 33—35; Namen derselben 22;
achteckiger (Wasser-)turm 23,
33, 34, Hungerturm 22, 30; wei-
Ber Turm 22, 33, 35, siehe ferner
Tortürme
Tuchfabrik: siehe Wasserkaserne;
der Franziskaner 88
Tuckmauer 47
- Ungartor 5, 6, 10, 23—26, 30 ff., 34,
114
- Villa Zichy 108—110
Volksschule 37, 38
Vorbürg 11, 15
Vorwerke der Stadtbesetzung 24,
25, 31, 32, 114
- Wallstraße 22
Wappen 62, 70—72
Wasserkaserne 5, 66, 89
Wehrgang: der Burg 8, 19, 20; der
Stadtmauern 23, 24; der Tor-
türme 26, 30
Wienertor 6, 23, 25 ff., 31, 35, 114
„Wohnhaus der Theodora“ 16, 23,
24, 34, 113
Wohnturm der Burg 11, 12 ff., 15 bis
21, 23, 30, 34, 40
- Zinnen 16, 24
Zwinger(mauern) der Burg 8, 9, 11,
18, 19, 32
Zwingertor, siehe Burgtor

Nachweis der Abbildungen.

Die Abbildungen: 4, 6, 8, 11, 44, 46, 48, 53, 64, 65, 72 nach Aufnahmen von Ernst Balzer, Hainburg. Die Abbildungen: 20—22 von Adolf Eder; die Abbildungen: 12, 28, 30 von Franz Langer; die Abbildung 25 von Otto Hummel, alle in Hainburg. Die Abbildung 51 aus Verlag Klim, Falkenstein. Die Abbildungen: 9, 15, 16, 31—38, 42, 43, 45, 47, 49, 50, 52, 54—57, 62, 63, 66, 67 nach eigenen Aufnahmen der n.-ö. Landeslichtbildstelle.

Die Abbildungen: 18, 60, 61 nach Aufnahmen von Reiffenstein; die Abbildung 69 nach Aufnahme von Scherb, beide Wien VIII.

Die Abbildungen: 7, 10, 13, 14, 17, 19, 23, 24, 26, 27, 29, 39, 40, 41, 68, 70, 71 nach eigenen Aufnahmen des Verfassers.

Die Aufnahmen zu Abbildung: 2, 5, 58 und 59 mit Bewilligung der n.-ö. Landessammlungen.

Die Überlassung der Druckstöcke zu den Abbildungen: 12, 20—22, 25, 28, 30 (aus „Hainburg“ von Eder-Langer-Pollak) ist dem Hainburger Verschönerungsverein zu danken.

Die Druckstöcke zu den Abbildungen: 3 und 73 (aus Güttenberger, Die Donaustädte in N.-Ö.) überließ in dankenswerter Weise der Österr. Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst.